EIN WEIBLICHER SULTAN: HISTORISCHE ROMAN

Leopold Ritter von Sacher-Masoch

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein weiblicher Sultan.

Erſter Band.

1 - 3.

17

Digitized by Google

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. 1 Band. 16 Bg Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthalten Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstädt. - Die Keuschheitskommission. Preis pro Bd 2 M. 50.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten au der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1 M

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustspiel. Preis 1 M. 50.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. 4 Bde. Pr. 12 M.

Sacher-Masoch, Kaunitz. Historischer Roman. Neue Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Neue Ausgabe. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9 M.

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. 1 Bd Pr. 4 M. 50.

Sacher-Masoch, Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.

Frei, Dr. **Jakob,** Neue Schweizerbilder. 1 Bd.

Klapp, Michael, Die Bankgrafen. Roman a. d. Schwindelzeit. 2 Bde.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. 1 Bd., illustrirt.

Reymond, M., Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. 1 Bd., illustrirt.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kain's. Zweiter Theil: Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Digitized by Google

Ein weiblicher Sultan.

Historischer Roman

von

Sacher-Masoch.

Erster Band.

Neue Ausgabe.

Bern,
Georg Frobeen & Cie.
1877.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 FEB. 1943
OF OXFORD

Digitized by Google

Die Tochter Peter des Großen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Der Eispalaſt.

Im Jahre 1739 war ein ungewöhnlich früher Winter eingetreten, deſſen Strenge ſogar in Rußland ſeit Jahrhunderten beiſpiellos war. Vögel fielen erfroren aus der Luft herab, Schildwachen fand man am Morgen erſtarrt, Niemand wagte ſich mehr nachts allein aus dem Hauſe. Die außerordentliche Dicke, welche das Eis erreichte, gab dem übermüthigen Günſtling der Czaarin Anna, Herzog Biron, willkommenen Anlaß, der Welt ein noch nie geſehenes Schauſpiel zu bieten.

Er ließ in Petersburg auf der ſchimmernden Decke der Newa einen an die Märchen des Orients mahnenden Eispalaſt erbauen. Unter der Leitung des Kammerherrn Taticev wurde anfangs November damit

angefangen, und schon hatte das seltsame Gebäude eine beträchtliche Höhe erreicht, als der gefrorene Fluß sich unter der Last zu senken begann. Man schrieb dies dem Thauwetter zu, das für wenige Tage eintrat, da man gewohnt war, auf der Eisdecke der Newa, ohne jede Gefahr, tausende von Soldaten manövriren und Geschütze abfeuern zu sehen.

Auf Befehl Biron's wurde der Bau im December auf dem festen Lande zwischen dem von Peter dem Großen errichteten Fort der Admiralität und dem jetzigen Winterpalaste von Neuem begonnen und rasch in der zweiten Hälfte des Jänner 1740 seiner Vollendung zugeführt.

Aus dem Eise der Newa wurden die nöthigen Quadern ausgehauen und nach allen Regeln zusammengefügt, statt des Mörtels bediente man sich des Wassers aus dem Flusse, das sogleich fror und die ungewöhnlichen Bausteine fest verband. Die Länge des Eispalastes betrug zweiundfünfzig, die Breite sechszehn, die Höhe zwanzig Fuß. Das Dach, gleichfalls aus Eis, lag schwer auf den Mauern desselben, ohne sie jedoch nur im Mindesten zu gefährden.

Am Abende des einundzwanzigsten Jänners 1740 saß nicht weit vom Kloster der Mönche des heiligen Alexander Newski ein alter russischer Bauer, einen

schmutzigen alten Schafspelz über dem bloßen Hemde, die mit schlechtem, ungeschorenen Tuche bekleideten Beine in zerrissenen Stiefeln von rohem Leder und murmelte Gebete, welche auf ein Haar Verwünschungen glichen, denn er seufzte dabei tief auf, schlug sich die Brust mit den Fäusten und schrie von Zeit zu Zeit zum Himmel empor in wilder Ungeduld, daß man ihn dort oben nicht hören wollte.

Mitleidig näherte sich ein Soldat der Preobrasenskischen Garde und schlug ihm kräftig auf die Schulter. „Nun, was hast Du, Väterchen? Was will Dir nicht von Statten gehen?“

„Ach! Meine morschen Füße wollen mich nicht mehr tragen, Herr Soldat“, erwiderte der Muzik, „bin hereingekommen das merkwürdige Haus anzusehen, das die Deutschen, wie man erzählt, aus purem Wasser aufgebaut haben! Sind Teufelskerle, diese Deutschen, aber es scheint, als sollte ich meine Neugier mit dem Leben büßen, meine alten Füße sind mir erfroren von der grausamen Kälte, deren sich kein noch so alter Mensch erinnern kann; komme nicht mehr von der Stelle.“

„Wollen's versuchen, Väterchen.“ Der Gardist richtete den Greis auf und half ihm einige Schritte fort, dann begann der Halberstarrte von Neuem zu jammern.

„Es geht nicht, der heilige Nikolaus hat mich ganz verlaſſen, man möchte glauben, daß die deutſchen Heiligen im Himmel unſere ruſſiſchen Heiligen verdrängt haben, wie die Deutſchen uns Ruſſen hier in unſerem eigenen Lande. Schlimme Zeiten, Herr Soldat.“

„Warte, Alter“, ſagte der Gardiſt, „wir wollen auf einen der Schlitten aufſteigen, die hier mit klingenden Schellen vorbeifliegen.“

„Wer läßt uns aufſteigen“, murmelte der Muzik mißtrauiſch, „etwa der mit dem großen Stern, der da vorbei kommt?“

In einem beſcheidenen Schlitten ſaß ein Mann mit finſteren ehernen Zügen, über dem großen Mantel, in den er gewickelt war, glänzte ein goldener Uniformkragen und auf der linken Seite blitzte ein Ordensſtern.

Der Soldat machte Front und ſalutirte; als der finſtere Mann vorbei war, ſagte er leiſe: „Von dem iſt freilich kein gutes Wort zu erwarten, das iſt einer von den Fremden, die uns ſo hart bedrücken, ſeit unſer großer Czaar Peter dahin gegangen iſt. Das war der Miniſter Graf Oſtermann, die rechte Hand der Kaiſerin und des Herzogs.“

„Siehſt Du“, ſeufzte der Alte, „für unſereins gibt es keinen Schlitten und keine Hilfe. Aber was

kommt dort für ein überirdiſches Weſen? Sollte es die Czaarin ſein?“

„Das iſt die Großfürſtin Eliſabetha Petrowna“, rief der Soldat, „ich kenne ihre Rappen auf eine Meile weit, jetzt iſt alles gewonnen, die nimmt uns auf.“

„Die Großfürſtin, wo denkſt Du hin, die jagt uns mit der Peitſche“, ſprach der Bauer, „aber ſchön ſitzt ſie da wie ein weißer ſchimmernder Engel.“

„Sie iſt ebenſo gut als ſchön“, erwiderte der Gardiſt, „eine echte Ruſſin, nichts Fremdländiſches an ihr, die rechte würdige Tochter Peter des Großen, die hat ein Herz für uns armes Volk, ſollſt gleich die Augen aufſperren, Väterchen.“ Der Soldat winkte von Weitem ſchon dem fürſtlichen Gefährte, das wie auf Flügeln über die Schneebahn daher kam.

„Heilige Mutter, wie wird das enden!“ rief der Bauer.

Schon ſchnaubten die ſchwarzen ukrainiſchen Pferde ganz in ihrer Nähe; in einem Prachtſchlitten, welcher einen ſchwarzen Schwan darſtellte, ſaß in dunklen Bärenfellen, vom Kopf bis zum Fuß in ſchneeweißen köſtlichen Hermelin gekleidet, ein junges ſchönes Weib, wie es ſchien, von kaum mehr als zwanzig Jahren, auf dem ſtolzen Haupte mit dem weiß gepuderten Haare eine Koſakenmütze von Hermelin.

„Halt an“, rief sie dem hübschen kräftigen Manne zu, der in der Uniform der Preobrasenskischen Garde vor ihr saß und die muthigen Renner kaum zu zügeln vermochte.

„Was wollt Ihr“, schrie dieser die Beiden an.

„Hier ist ein alter halb erfrorener Mann, Elisabetha Petrowna“, rief der Soldat. „Erbarme Dich, Mütterchen, und laß uns rückwärts aufsteigen.“

„Kommt nur“, erwiderte die Großfürstin mit jenem gütigen Lächeln, das so unwiderstehlich war und ihr längst alle Herzen des Volkes erobert hatte.

„Gott lohne es Dir“, rief der Muzik und stieg mit Hilfe des Soldaten, der sich neben ihn stellte, hinten auf den Schlitten der Prinzessin, welcher im nächsten Augenblicke wieder pfeilschnell davonflog.

Ein Trupp Soldaten von den in Petersburg liegenden Garderegimentern, hatte der eigenthümlichen Scene zugesehen und grüßte jetzt die Großfürstin mit lautem Zuruf.

„Das wäre ein Czaarin, die sollte uns regieren“, begann dann ein alter Korporal, ihr nachblickend, „mit ihr würden die Zeiten Peter des Großen zurückkehren, alte gute Zeiten, wo noch der Russe Herr war in seinem eigenen Hause.“

„Und doch hat Peter dieſe Fremden zuerſt in das Land gezogen", bemerkte ein anderer Soldat.

„Mit Recht", fiel ein dritter ein, „damit wir aus ihren Künſten und ihren Wiſſenſchaften Nutzen ziehen, von ihnen lernen, nicht aber damit ſie uns beherrſchen und niederdrücken, dieſe Hungerleider, die zu Hauſe kein Brod finden konnten und hier bei uns ſüße Kuchen eſſen. Hat nicht der große Czaar ſelbſt das erſte Boot gebaut, als ein Vorbild für uns Ruſſen? Ein Zeichen, daß er an den Fremden geachtet hat, was an ihnen zu achten iſt, und ihnen nachgeeifert, wo es gut war, aber er ließ ſich keinen über den Kopf wachſen, keinen Holländer und keinen Franzoſen, am wenigſten aber einen Deutſchen, die jetzt gleich habgierigen Raben in unſere Saaten gefallen ſind. Gott beſſer' es."

„War das nicht Subin, der die Pferde der Großfürſtin lenkte?" fragte der alte Korporal.

„Ja, es war Subin", antworteten mehrere zugleich.

„Der hat ſein Glück gemacht, der Schlingel", lachte ein hübſcher Tambour, „die Großfürſtin hat ihn zu ihrem Zahlmeiſter ernannt, und wenn man den Leuten glauben darf —"

„So iſt er ihr Günſtling", fiel der Korporal ein, „nun, was iſt da übles daran, ſie geben ihr keinen

Mann, die am Hofe, aus Furcht, verſteht ihr, daß ſie dann etwas gegen ſie unternehmen könnte, denn ſie hat das erſte Recht auf den Thron. Soll ſie nun ihr Leben vertrauern, ſolch' ein Weib, zur Herrſchaft, zur Liebe geſchaffen? Mindeſtens hat ſie keinen deutſchen Stallknecht gewählt, wie die Kaiſerin Anna, ſondern einen Ruſſen und einen aus unſeren Reihen."

Während die Soldaten in dieſer Weiſe der Großfürſtin Eliſabeth ihr urwüchſiges Lob ſpendeten, war der Schlitten derſelben in der Nähe der Admiralität angelangt und hielt jetzt vor dem Eispalaſte.

Die ſchöne Frau ſprang mit der ihr eigenthümlichen Vereinigung von Elaſticität und Majeſtät aus den dunklen Bärenfellen auf den Schnee und ſchritt, während ihr Begleiter die Zügel der Pferde einem naheſtehenden Soldaten übergab und ihr raſch folgte, auf das märchenhafte Gebäude zu, vor dem ſie bewundernd ſtehen blieb.

Es war jetzt vollkommen fertig und zeigte die harmoniſche Schönheit und feinſinnige Ausſchmückung vorgeſchrittener Baukunſt. Jeder der Eisquadern war nicht allein regelrecht behauen, ſondern auch mit geſchmackvollen Verzierungen verſehen. Die Fenſter und die Thüre waren im antiken Style eingefaßt, über der letzteren prangte ein herrliches Frontiſpice mit erhabener

Bilderarbeit und Statuen aus Eis. Zu beiden Seiten desſelben lief eine Galerie, das Dach umſäumend, deren viereckige Pfeiler und auf der Drehbank gearbeitete Docken aus demſelben ungewöhnlichen Materiale waren.

Ein Geländer aus Eisſtäben und viereckigen Zwiſchenpfeilern, ſämmtlich mit erſtaunenswerther Regelmäßigkeit gearbeitet, umgab den ganzen Palaſt. Zu beiden Seiten des Einganges lagen zwei Delphine von Eis, welche aus ihren weitgeöffneten Rachen brennende Naphta, gleich feurigem Waſſer, auswarfen und dem ganzen, wie Kryſtall, durchſichtigen Gebäude, ein geradezu feenhaftes Ausſehen gaben. In einer Linie mit denſelben ſtanden vor dem Geländer ſechs Kanonen und zwei Mörſer, die erſteren in der Größe von Sechspfündern, die letzteren in jener achtzigpfündiger Bombenkeſſel; Röhre, Lafetten und Räder, alles aus Eis auf der Drehbank gearbeitet.

Während Eliſabeth mit faſt Kindlicher Freude, ihren Begleiter, den Sergeanten Subin, auf alle die reizenden Details des Eispalaſtes aufmerkſam machte, näherte ſich ihr plötzlich ein hoher, prächtig gewachſener Mann mit ſchönen gebieteriſchen Zügen, welcher über den hohen ſchwarzen Stiefeln und den knappen weißen Beinkleidern einen koſtbaren kurzen Pelz aus grünem Sammet mit Zobel gefüttert und reich verbrämt trug.

Er nahm seinen, mit weißem Federflaum geschmückten dreieckigen Hut tief ab und verneigte sich mit graziöser Ehrerbietung.

„Welche angenehme Ueberraschung", begann er in schönem Deutsch, „unser schwieriges Werk könnte nicht glänzender belohnt werden, als daß die Augen der schönsten Prinzessin demselben die Weihe geben. Sie sind die erste Dame, kaiserliche Hoheit, welche mich hier Angesichts meines vollendeten Wunderbaues beehrt. Aber wollen Sie nicht mit mir in das Innere treten?"

„Sehr gern, mein lieber Herzog", erwiderte die Großfürstin mit ihrer sanften, klangvollen Stimme, deren wunderbarer Ton gleich einem Lichtstrahl in jede noch so finstere, verschlossene Menschenseele fiel. Sie nahm ohne alle Umstände den Arm Biron's, denn dieser allmächtige und sonst so hochmüthige Günstling der Kaiserin Anna war es, der ihr so liebenswürdig entgegen gekommen war und stieg mit ihm die Freitreppe des Eispalastes empor, während der Herzog, der sich ebensowenig wie alle Anderen dem Zauber ihres Wesens entziehen konnte, zuvorkommend den Erklärer machte. Sie traten zusammen in ein kleines Vorhaus, welches auf jeder Seite ein Gemach hatte, auf das Beste eingerichtet, nur fehlten die Plafonds, man erblickte über

ſich das Dach, durch welches das blaue Licht des Mondes magiſch hereinfiel.

Der Herzog machte die Prinzeſſin vor Allem auf die Fenſter aufmerkſam, welche die dünnſten Eisplatten, gleich dem ſchönſten Glaſe durchſichtig, als Scheiben hatten. Hunderte von Lichtern brannten in den Lüſtres und auf den Eiscandelabern, welche vor den rieſigen Wandſpiegeln ſtanden, den ganzen Raum hell erleuchtend. Die ganze reiche Einrichtung, Tiſche mit Uhren und Leuchtern, Divans, Tabourets, Stühle und Schränke der Credenztiſch mit dem reizenden Service, Gläſer und Theegeſchirr, alles war aus Eis gefertigt und in lebhaften Farben, gleich Porcellan von Sevres, kunſtvoll bemalt.

Am meiſten ſtaunte Eliſabeth über den Kamin, in welchem Holz aus Eis lag, das mit Nafta überſtrichen, zu brennen ſchien, und über das reizende Himmelbett, deſſen durchbrochene Eisvorhänge kunſtvolle Brüſſeler Spitzen zu ſein ſchienen.

„Es iſt alles ſo einladend“, ſagte ſie, „daß die verwöhnteſte Dame hier mit Vergnügen wohnen könnte, nur würde es etwas kalt zum Schlafen ſein.“

„O! ich bin überzeugt“, entgegnete Biron raſch, in dem frivolen Ton jener Zeit, „daß ich nicht erfrieren würde, wenn Sie, Prinzeſſin, mit mir dieſes

Lager theilen wollten, Gott Amor würde dafür sorgen, daß das ewige Feuer der Liebe nie erlöschen würde."

Elisabeth lächelte, denn ihrer Eitelkeit schmeichelte jede Huldigung, auch die derbste.

Den Eispalast verlassend, führte sie Biron nun zu den Eispyramiden, welche vor demselben standen und in ihrer Höhlung mit grotesken Figuren bemalte erleuchtete Laternen trugen, welche sich langsam drehten. Zwischen denselben und dem Gebäude standen Blumentöpfe mit exotischen Gewächsen und Orangenbäumen aus Eis, sowie ein paar Tannen, auf deren Zweigen Vögel aus Eis saßen, welche bei der glänzenden Beleuchtung wie aus großen Diamanten gedrechselt erschienen. Rechts vom Palaste erblickte die Großfürstin einen großen weißen Elephanten, auf dessen Rücken ein Perser saß. Das riesige Thier spritzte bei Tage aus seinem Rüssel Wasser, bei Nacht gleich den Delphinen brennende Naphta. Links hatte man aus Eis eine echt russische Badestube errichtet, welche sogar zum Heizen eingerichtet war.

Als die Prinzessin dieselbe verließ, trat ein Officier der Garde zu Biron und erstattete demselben eine Meldung, welche derselbe mit offenbarer Befriedigung entgegen nahm.

„Sie ſind eben recht gekommen, Großfürſtin“, wendete ſich der Herzog zu ihr, „um einem Schauſpiel beizuwohnen, das eben ſo einzig in ſeiner Art ſein wird, wie dieſer Palaſt, zu dem es in Beziehung ſteht. Ich bedarf nämlich noch zur Ausſchmückung deſſelben einiger Bildſäulen im antiken Geſchmacke und da alle Verſuche, dieſelben aus Eis zu meißeln, geſcheitert ſind, bin ich auf den Einfall gekommen, die Mitſchuldigen der vor wenig Tagen, wie Sie wiſſen, entdeckten und gegen mich gerichteten Verſchwörung dazu zu benützen.“

„Wie das?“ fragte Eliſabeth naiv.

„Sehr einfach“, entgegnete Biron mit einem teufliſchen Lächeln. „Ich werde dieſe edlen Patrioten, meinen größten Feind den Miniſter Molynski an der Spitze, ausziehen und in jenen Attitüden, welche die Künſtler nach antiken Werken angeben, ſo lange feſthalten und mit Waſſer begießen laſſen, bis ſie alle zu Eisſtatuen werden.“

„Aber das iſt ja entſetzlich“, murmelte die ſchöne Frau. „Sie werden die Unglücklichen wohl früher tödten laſſen?“

„Nein, ſchöne Prinzeſſin“, erwiderte Biron, „die Figuren würden ſonſt nicht jene Weichheit und Rundung bekommen, welche nach den Geſetzen der Schön-

heit unerläßlich sind; ich werde sie also lebendig begießen lassen, auch schon deshalb, um mich an dem Entsetzen und der Todesangst meiner Gegner zu belustigen."

„Sie sind sehr grausam, Herzog", hauchte Elisabeth, der es vor dem rachbegierigen Tyrannen schauerte.

„Gewiß", rief Biron, „und ich erstaune nur, daß Sie es nicht auch sind; Grausamkeit und Wollust sind, wie die Gelehrten behaupten, nahe verwandt, und ein so schönes Weib wie Sie, geschaffen, die Liebe in ihrer höchsten Extase einzuflößen und zu genießen, müßte — so denke ich — auch an Grausamkeit alle anderen Frauen übertreffen."

„Ich weiß es nicht", sagte Elisabeth, nachdem sie einen Augenblick sinnend vor sich hingeblickt hatte, „vielleicht schlummert noch so manches auf dem Grunde meiner Seele, das einst mich und die Welt überraschen soll; aber vorläufig habe ich keine Lust, diesem grauenhaften Schauspiel beizuwohnen. Das Blut müßte mir erstarren, meine ich, wenn ich lebendige Menschen bei dieser mörderischen Kälte mit eisigem Wasser begießen sähe."

„O! wärum", lachte Biron, „wenn man selbst,

so wie wir, in einen köstlich warmen Pelz gehüllt ist, läßt sich das ganz gut ansehen.

„Nein, nein", rief die Großfürstin, ihm die Hand reichend, auf welche er respektvoll und zärtlich zugleich seine Lippen preßte. Sie eilte in ihren Schlitten zu steigen und rief Subin, welcher große Lust zeigte, der originellen Execution der zum Tode verurtheilten Verschworenen beizuwohnen. Er zuckte die Achseln und meinte, es habe ja keine Eile.

„Doch Subin", rief Elisabeth, „denn ich will nicht zusehen, wie man Menschen und noch dazu Russen, weil sie ihr Vaterland zu sehr geliebt haben, in so unbarmherziger Weise martert."

„Ich aber will es sehen", sagte der Sergeant mit einem rohen Lachen, „so etwas sieht man nicht alle Tage."

„Ich befehle Dir sofort Deinen Platz einzunehmen" sagte Elisabeth zornig, „wir fahren."

„Wir fahren nicht", sagte Subin trocken.

„Hörst Du nicht, Bursche", wendete sich in diesem Augenblick ein kleiner lebhafter Mann, einfach aber nach der neuesten pariser Mode gekleidet, zu dem Unverschämten. „Beeile Dich."

„Ich habe hier von Niemandem Befehle anzuneh-

men als von meiner Gebieterin", gab Subin frech zur Antwort.

„Gehorche ihr also."

„Sobald es mir gefällt", erwiderte der Sergeant.

„Lieber Lestocq", wendete sich Elisabeth zu dem Manne, den Subin zurechtgewiesen, „fahren Sie mich."

„Ich wage es nicht", sagte Lestocq, der Leibarzt der Großfürstin, ein kleiner schwatzhafter Franzose, voll Geist und Beweglichkeit, „wir würden Beide den Hals brechen."

„Dann fahre ich allein", rief Elisabeth, ergriff die Zügel und schwang die Peitsche.

Schon standen die Opfer Biron's, vollständig entkleidet vor dem Palaste und mußten in dem Augenblicke, wo sie ihrem grauenvollen Schicksal entgegensahen, vor Kälte und Todesangst zitternd, von Grenadieren gezwungen die graziösesten Stellungen einnehmen. Die Großfürstin sah noch, wie man begann Ströme eisigen Wassers, aus der nahen Newa geschöpft, über sie zu gießen, sie hörte sie wimmern und Verwünschungen ausstoßen, und sah Biron in seinem prächtigen Pelze, ein grausames Lächeln um die Lippen dabei stehen und die Henker ermuntern. Dann trieb sie die Pferde an und flog auf ihrem Schlitten davon. Eine unabsehbare Volksmenge stand dabei, den Athem anhaltend in

ſchauriger Spannung, hie und da hörte man Seufzen dort wo kein Scherge des Tyrannen in der Nähe war auch murren und fluchen.

„Man tödtet ſie, weil ſie uns von der Herrſchaf der Fremden befreien wollten“, ſagte ein Gardiſt zu dem anderen, „und wir ſtehen da und ſehen ihren Qualen zu.“

„Was ſollten wir auch beginnen?“ ſagte ein Zweiter.

„Mindeſtens dieſen Henkern den Rücken kehren wie es die Großfürſtin gethan hat; ſie wollte als ein gute Ruſſin nicht zuſehen, wie man edle Patrioten in ſo teufliſcher Weiſe mordet“, ſagte ein Dritter, „gehen wir auch.“

„Das ſind dieſe geprieſenen Deutſchen“, nahm der erſte Soldat wieder das Wort, „welche uns Bildung und Aufſchwung bringen ſollen. Ich habe ſie bis jetzt nur in Qualen und Mißhandlungen erfinderiſch gefunden; ſeitdem dieſe ſchwache willenloſe Kaiſerin Anna oder eigentlich ihr vom Stallknechte zum Herzog erhobener Liebling Biron regiert, und mit ihm ſeine Creaturen, dieſer Oſtermann, dieſer Münnich, haben wir nur Blut und wiederum Blut auf dem heiligen Boden Rußlands fließen ſehen. Was von dem alten Adel nicht geſchlachtet worden iſt, ſchmachtet in Si=

birien, vergebens hat die Czaarin mehr als einmal auf ihren Knieen den Herzog gebeten, mindeſtens ihre Freunde zu ſchonen. Ihre Thränen haben ihr nichts genützt. Und ſo iſt die Regierung dieſer ſchwachen Frau eine weit blutigere und unſeligere, als die des ſchrecklichſten Tyrannen."

„Iſt ſie aber nicht auch ruhmreich für uns", rief der zweite Soldat, „haben wir nicht Siege über die Türken erfochten, von denen man in der ganzen Welt mit Bewunderung ſpricht?"

„Ja! ja", ſagte der erſte, „aber was haben ſie uns genützt! Die gute Czaarin Anna wollte dem großen Czaar Peter nachfolgen und ſeine Triumphe fortſetzen. Wir haben glorreiche Schlachten gewonnen, aber am Ende nicht allein alle Länder, die wir am ſchwarzen Meere erobert haben, verloren, ſondern auch noch die perſiſchen Provinzen dazu, welche Czaar Peter Rußland gewonnen hat. Schlechte Zeiten! Schlechte Zeiten! Und auch keine Hoffnung auf die Zukunft."

„Wie?"

„Nun freilich, denn wenn die Kaiſerin ſtirbt, was bei ihrem Gichtleiden zu erwarten ſteht, werden uns wieder Deutſche regieren."

„Wer etwa?"

„Der Herzog von Braunschweig und seine Gemahlin, sagt man.“

„Nun, wir werden sehen, noch lebt der Geist Peter des Großen in uns, vielleicht kommt noch eine Zeit, wo er ein Wunder wirkt, das uns von diesem Elend befreit.“

„Es müßte ein Wunder kommen“, sagte ein alter Gardist, „denn so wie es jetzt steht, ist nichts Gutes zu hoffen. Ich kenne eine einzige Person, die uns retten könnte.“

„Und diese wäre?“

„Die Großfürstin Elisabeth, die Tochter Peter des Großen.“

Ein lautes entsetzliches Gelächter, an das Lachen der Verdammten mahnend, tönte in diesem Augenblick herüber. Das grausame Werk Biron's war geglückt. Die Eisstatuen wurden aufgestellt und von dem bizarren Despoten mit sichtlichem Behagen betrachtet. Dann kehrte er in seinem Prachtschlitten zu der Kaiserin zurück.

Der Eispalast war vollendet.

Zweites Kapitel.

Zwei Fürstinnen und ein Grenadier.

Am folgenden Morgen fand Lestocq, der Leibarzt der Großfürstin Elisabeth, dieselbe in Thränen gebadet. Sie hatte bereits vollkommen Toilette gemacht, und es machte beinahe einen komischen Eindruck, diese gebieterische Erscheinung, um welche sich Seide und Sammet in fürstlicher Pracht bauschten, welche mit Diamanten übersäet waren, gleich einem Kinde, dessen Laune man nicht erfüllen will, im Schmollwinkel sitzen und weinen zu sehen.

„Was ist Ihnen denn widerfahren?“ begann der kleine Franzose mit seiner gellenden Stimme. „Kaiserliche Hoheit wissen doch, daß ich Ihnen alle Aufregungen verboten habe.“

„Wie soll ich ruhig bleiben“, sprach Elisabeth, die

großen ſchönen Augen voll Thränen, „wenn man mir nicht gehorcht, ja ſogar mich und meine Befehle verhöhnt.“

„Wer würde dies wagen?“

„Subin wagt es“, ſagte Eliſabeth, „dieſer elende Menſch, den ich aus der Niedrigkeit aufgeleſen und ſo hoch erhoben habe.“

„Eben deshalb“, antwortete Leſtocq, „habe ich Sie nicht oft genug gewarnt, Madame.“

„Ja, Leſtocq.“

„Alſo? Solche rohe Menſchen, wie dieſer Herr Sergeant der Preobrasenskiſchen Garde, dürfen nicht gut behandelt werden, ſondern müſſen — wenn man ſich ſchon durchaus mit Ihnen amüſiren will — wie Hunde, die man zu ſeinem Vergnügen dreſſirt, mit der Peitſche tractirt werden.“

„O, wie gern würde ich ihn mißhandeln“, rief die Großfürſtin, „aber es iſt zu ſpät dazu, er hat keinen Reſpect mehr vor mir; denken Sie, er trotzt mit mir, weil ich geſtern allein fortgefahren bin. Ich laſſe ihm vor einer halben Stunde ſagen, er möge zu mir kommen. Er kommt nicht. Ich befehle ihm, ſich bereit zu halten, um mich in den Palaſt der Kaiſerin zu führen. Er erwidert, ich möchte nur allein fahren, ich kutſchire ja ſelbſt ſo vortrefflich.“

„Jagen Sie ihn aus ihrem Dienste!“ schrie Lestoc aufgebracht.

„Das kann ich nicht,“ seufzte Elisabeth, „ich ver mag es nicht, ihn zu sehen und gleichgiltig zu bleiben Er müßte aus Petersburg fort, so daß er mir ga nicht mehr unter die Augen kommt.“

„Das läßt sich ja machen.“

„Nein, Lestocq, denn ich habe einmal diese un glückliche Schwäche für diesen rohen Menschen.“

„Wir werden sehen, ob wir mit diesem Lümmel nicht fertig werden“, sagte der Franzose, nahm seinen Hut und ging hinab. Er fand Subin in der Bedien tenstube, wo er mit dem Kutscher und dem Kammer diener Karten spielte.

„Anspannen“, sagte Lestocq mit erheuchelter Ruhe. — Keiner rührte sich. „Hörst Du nicht, Coquin?“ fuhr der Franzose jetzt lebhafter fort, „Du sollst an spannen.“

Der Kutscher blickte auf Subin.

Da verlor der kleine Wundarzt die Geduld, er sprang auf den Kutscher los, ergriff ihn bei den Haaren und schlug mit seinem Rohrstocke mit aller Gewalt auf ihn los, wobei er immerfort schrie: „Anspannen, Ha lunke, anspannen!“

Jetzt erhob sich der Kutscher erschrecken und in

wenig Minuten ſtand der Schlitten der Großfürſtin mit den beiden Ukrainern vor dem kleinen Palaſte, den ſie bewohnte. Subin blieb in der Nähe.

„So, jetzt mache Dich bereit“, fuhr Leſtocq zu dem Kutſcher gewendet fort, „Du wirſt die Großfürſtin fahren.“

„Ich?“ erwiderte der Kutſcher, „ich dachte —“ er blickte auf Subin.

„Doch nicht dieſer Menſch da!“ fiel Leſtocq ein, den Sergeanten mit einem verächtlichen Blick ſtreifend. „Solche Subjecte ſtehen heute in Gunſt, morgen nimmt ſich Niemand die Mühe, ſie nur mit dem Fuße wegzuſtoßen, Subin iſt bei der Großfürſtin in Ungnade gefallen, er wird ſie nicht mehr fahren.“

„Das wollen wir doch ſehen!“ rief der übermüthige Günſtling, ergriff die Zügel und ſchwang ſich auf den Bock.

Leſtocq lächelte, er hatte ſeine Abſicht erreicht und kehrte zu der Großfürſtin mit der Meldung zurück, daß Subin mit dem Schlitten bereit ſei. Eliſabeth reichte ihm erfreut die Hand. Leſtocq küßte dieſelbe und gab ihr dann galant den Pelz um, in den das ſchöne verliebte Weib mit geſchmeidiger Grazie ſchlüpfte.

Als ſie im Schlitten ſaß, ließ Subin die lange Peitſche knallen und traf mit derſelben zugleich den

Rücken des kleinen Franzosen. Das wilde Gespann raste davon, während Lestocq schäumend vor Wuth dem frechen Emporkömmling nachrief: „Das sollst Du mir büßen, Elender!“

Als die Großfürstin bei der Kaiserin eintrat, fand sie bereits ihren ganzen Hof um dieselbe versammelt, alle Anwesenden waren seltsamer Weise in Pelze gehüllt, bereit an die offenen Fenster und auf die Balcone zu eilen, denn man sah einem jener bizarren Schauspiele entgegen, welche die erfinderische Grausamkeit Biron's zur Belustigung seiner kaiserlichen Sklavin von Zeit zu Zeit zu arrangiren liebte.

Die Czaarin Anna, eine große wohlbeleibte Dame, mit gemeinen, aber gutmüthigen Zügen, saß, die Füße in kostbare Felle gehüllt, auf einem Rollstuhl und wickelte sich fröstelnd in einen großen rothsammtenen Hermelinpelz. Die Großfürstin eilte auf sie zu und kniete gleich einem bevorzugten Kinde vor ihr nieder, ihre Hände küssend, während die Lippen der von der Gicht gefolterten Czaarin zärtlich ihre schöne Stirne berührten.

„Schön, daß Du kommst Lise“, sagte sie in ihrem breitem kurländischen Deutsch, „Dein freundliches Gesicht macht mich jedesmal heiter, ich wollte, Du wärst immer um mich, und wie gut Du heute aussiehst, das

Pelzwerk, das uns alle so plump macht, kommt Dir zu statten, es macht Dich üppig und majestätisch sogar. Ach! wie ich noch so jung war!"

„Nun wie geht es?" fragte Elisabeth, noch immer vor ihr knieend, „ich hoffe, besser."

„Besser, aber doch nicht gut, o! diese grausame Gicht", seufzte die Czaarin. „Du bist so gesund, ich könnte Dich beneiden, wenn ich Dich nicht so lieb hätte."

Wirklich war die Kaiserin Anna der jungen schönen Großfürstin mit aller Liebe zugethan, deren ihr apathisches Wesen fähig war, wozu die überlegene Bildung der Letzteren nicht wenig beitrug. Wenn auch Anna nicht gleich der Mutter Elisabeth's, Katharina I., welche weder lesen noch schreiben konnte, in die Lage kam, von derselben alle Regierungsakte in ihrem Namen signiren zu lassen, so hatte sie doch erst in späteren Jahren von Ostermann, den sie nur deshalb so hoch hielt, lesen und ihren Namen schreiben gelernt. Wie viel sie auf Bildung hielt, beweist einer ihrer Ukase vom Jahre 1737, welcher allen jungen Edelleuten bei Strafe befahl, lesen, schreiben, rechnen und tanzen zu lernen.

Elisabeth's Kenntnisse reichten nun über dieses heutige Schuljungenniveau weit hinaus, sie tanzte wie

eine junge Bacchantin, las, ſchrieb und ſprach geläufig ruſſiſch und deutſch und ſogar etwas franzöſiſch, und war ſelbſt ein wenig in der Geographie und Geſchichte zu Hauſe, vor allem ſpielte ſie aber trefflich Klavier und hatte eine nach der beſten italieniſchen Methode gebildete prachtvolle Singſtimme.

Wenn die reizende junge Frau, welche die ganze Munterkeit ihrer Mutter Katharina geerbt hatte, zu ihren Füßen ſaß und ihr vorlas oder, ſich ſelbſt auf dem Klavier begleitend, ihre ſchönen Lieder ſang, dann war die Kaiſerin vollkommen ſelig und da ſie kinderlos war, zweifelte Eliſabeth keinen Augenblick, daß ſie von ihr zur Erbin ihrer Krone auserſehen ſei.

Um ſo furchtbarer war ihre Enttäuſchung, als die Kaiſerin ſie zärtlich ſtreichelnd fortfuhr: „Ueberhaupt biſt Du ſehr glücklich, Du kennſt die Sorgen und Qualen der Regierung nicht und wirſt ſie nie kennen, Dein ganzes Leben wird dem Vergnügen geweiht ſein und“ — ſchloß ſie leiſe — „der Liebe.“

„Und ich würde es ſo gern meinem Vaterlande, meinem Volke weihen“, ſagte Eliſabeth raſch, „meine Tage verfließen einförmig, ohne Bedeutung, wie jene einer Kaufmannsfrau, die nur da iſt ſich zu putzen; welches Gefühl kommt jenem gleich, ein großes Reich nach ſeinem Willen zu lenken, Glück und Unglück von

Millionen in ſeinen Händen zu haben, Thaten zu verrichten, welche unſern Namen unſterblich machen in den Büchern der Geſchichte!“

„Schöne Einbildungen, von denen Du nur zu bald zurückkommen würdeſt“, ſeufzte die Czaarin. „Wir armen Frauen ſind nicht da, um zu herrſchen, die Männer verſtehen es, uns zu unterjochen, wir mögen den Sarafan der Bäuerin tragen oder den Hermelin der Herrſcherin.“

„Im Gegentheil“, rief Eliſabeth, „wenn ich regieren würde, müßte mir das Scepter zu einem Zauberſtabe werden, der mir jeden noch ſo überſpannten Wunſch erfüllt und was die Männer betrifft, ſo würde ich jeden zu meinem Sklaven machen.“

„Etwa ſo wie Subin“, ſagte die Czaarin leiſe.

Eliſabeth wurde purpurroth und ſchwieg.

„Glaube mir“, fuhr die Kaiſerin fort, „wünſche Dir ja nie den Hermelin anders, denn als eine gebührende Zierde Deiner hohen gebietenden Schönheit zu tragen; Du biſt jetzt ſorglos und heiter, dann würdeſt Du erfahren, was ſchlafloſe Nächte ſind, wenn uns aus dem Dunkel der Nacht Geſpenſter aufſteigen und uns anklagen.“ Der Kaiſerin ſchauerte es. „Genug davon. Ich bin nicht Schuld, aber das Blut, das Biron vergießt, ſchreit wider mich

und steigt zu mir empor und droht mich manchmal zu ersticken."

Eine lärmende Janitscharenmusik entriß zu rechter Zeit die unglückliche Frau ihren entsetzlichen Träumen.

„Der Hochzeitszug kommt", rief die Großfürstin und sprang gleich einem ausgelassenen Kinde in die Höhe und dann auf den Balcon hinaus. Die Kaiserin, welche von der Gicht halb gelähmt sich nur schwerfällig und ungern bewegte, wurde von zwei Kammerherren, diesen hochadeligen Bedienten der Monarchen, langsam hinausgerollt, die Herren und Damen des Hofes umgaben theils die beiden fürstlichen Frauen, theils eilten sie an die Fenster.

„Es ist das erste Mal, daß ich mit Biron einverstanden bin", sagte die Czaarin, „einem Verbrechen, wie es dieser Fürst Galicin begangen, würde sogar noch eine weit empfindlichere Züchtigung gebühren."

„Was hat er denn eigentlich begangen?" fragte Elisabeth Petrowna.

„Er ist im Auslande zur römischen Kirche übergetreten", erwiderte Anna mit dem Ausdruck höchster Empörung, „ich hätte ihm nach dem Gesetze knuten lassen oder nach Sibirien senden können, aber Biron, der wie Du weißt, ein unermüdlicher Spaßmacher ist —"

Elisabeth dachte an die gestrige Nachtscene und schauerte.

„Biron", fuhr Anna fort, „hat eine weit lustigere Strafe für ihn ersonnen, um mit einem Schlage diesen ganzen altrussischen Adel, der uns so übel gesinnt ist, zu demüthigen. Der stolze Fürst Galicin muß ein gemeines Wäschermädchen heirathen. Ist das nicht kostbar? Zu dieser Hochzeit mußte jede Nation unseres Reiches einige Paare entsenden, welche auf unsere Kosten neue Nationalcostume erhielten und nach dem Umzuge, einem festlichen Mahle und Balle muß Galicin die Hochzeitsnacht mit seiner Wäscherin in dem Eispalaste feiern."

„Sie werden ja erfrieren!" sagte Elisabeth erschrecken.

„Ah! man wird ihnen Decken und Kissen und Pelze geben", entgegnete die Czaarin, „es wird einen herrlichen Spaß geben. Aber da kommen sie."

Eine Musikbande eröffnete den Zug.

Die beiden Neuvermählten, der Fürst, ein noch schöner Mann von vierzig Jahren, und das hübsche Mädchen aus dem Volke, dem in dem kostbaren Pelze, mit dem sie auf Befehl der Kaiserin bekleidet worden war, Niemand die Wäscherin angesehen hätte, folgten auf dem Rücken eines Elephanten. Dann kamen die

Paare im Nationalcostum, im Ganzen dreihundert Personen, alle Stämme des riesigen Rußlands waren vertreten. Es fehlten weder die Maloruſſen mit ihren hohen ſchwarzen Lammfellmützen, noch die Baſchkiren in ihren rothen Röcken, den Moldauern, welche in ihren langen pelzbeſetzten Kaftanen Türken glichen, folgten Bulgaren, Albaneſen, Arnauten, Bucharen, Tartaren, Perſer, Kalmücken, Kirgiſen, Samojeden, Griechen, Koſaken vom Ural und vom ſchwarzen Meere, Ungarn, Armenier, Deutſche, Zigeuner, Indier, Tſchuvaken, Nogaier, Turkomanen, Oſtiaken. Einige ritten auf Kameelen, die Tunguſen auf Rennthieren, die Kamtſchadalen ſaßen in ihren von Hunden gezogenen Schlitten, während andere Böcke, Ochſen und ſogar Schweine vorgeſpannt hatten.

Sie zogen durch die Hauptſtraßen von Petersburg nach Biron's Reitſchule, wo ſie auf Koſten der Czaarin bewirthet wurden, jede Nation mit ihren Lieblingsgerichten. Dann folgte der Ball, auf welchem jedes der eigenthümlichen Paare ſeinen Nationaltanz zum Beſten gab. Das Ganze in ſeinem bunten Gemenge von Phyſiognomien, Geſtalten, Trachten und Sitten war ein vollkommenes Märchen, ein Schauſpiel, wie es nur ein Weltreich, nur Rußland bieten kann.

Zuletzt wurden die Neuvermählten in den Eis-pa-

last geführt und vor demselben Wachen aufgestellt, damit sie denselben vor dem Morgen nicht verlassen konnten.

Als die Großfürstin, müde von all' den bunten Scenen des originellen, nie dagewesenen Festes, nach Hause zurückkehren wollte, fehlte Subin. Vergebens fragte sie alle Welt nach ihm. Niemand wollte ihn gesehen haben. Ein kaiserlicher Kutscher hatte seinen Platz eingenommen und fuhr Elisabeth in ihren Palast.

Am folgenden Tage war die erste Frage der Prinzessin: „Wo ist Subin?"

„Er ist seit gestern Abend nicht mehr zurückgekehrt", lautete die Antwort.

Die Großfürstin sendete alle ihre Leute aus, man suchte den Deserteur in Kasernen und Schenken, auf der Promenade und bei dem Eispalaste. Vergebens, er war nicht zu entdecken. Elisabeth wandte sich, nachdem er auch in den nächsten Tagen nicht zum Vorschein kam, an die Polizei. Auch diese schien nicht im Stande, ihn aufzutreiben.

Trostlos kam die Großfürstin eines Abends zur Czaarin. „Was ist Dir, mein liebes Kind", fragte diese besorgt, „Du siehst ja förmlich verstört aus?"

„Mein Zahlmeister ist verloren gegangen", seufzte Elisabeth.

„Der hübſche Grenadier, wie hieß er doch?“

„Subin.“

„Ja, Subin“, ſagte Anna, „ich denke, Du kannſt froh ſein, daß Du von ihm befreit biſt.“

„Ja, wäre ich nur über ſein Schickſal beruhigt“, ſagte die Großfürſtin, „aber am Ende iſt er ermordet worden.“

„Beruhige Dich nur“, lächelte die Czaarin, „er lebt und befindet ſich ganz wohl.“

„Wo? — Wo iſt er denn?“

„Subin iſt in dieſem Augenblick bereits ziemlich weit auf dem Wege nach Sibirien.“

„Nach Sibirien? Mein Gott, was hat er denn verbrochen“, ſchrie Eliſabeth auf.

„Er war roh gegen Dich, mein Kind, iſt das nicht genug?“

„Aber ich habe ihn doch lieb gehabt“, ſeufzte Eliſabeth.

„Ah! laß mir deshalb nur nicht gleich das Köpfchen hängen“, beſchwichtigte ſie die Czaarin, „es gibt ja noch Grenadiere genug auf der Welt.“

„Aber keinen, der ſo hübſch iſt“, ſeufzte die Großfürſtin.

Drittes Kapitel.

Die ſchönſte Frau Rußlands.

Am erſten Tage, wo ihr Subin's Verbannung bekannt wurde, hatte ſich Eliſabeth in ihrem Boudoir eingeſperrt und geweint, am zweiten grollte ſie und ließ noch immer Niemand vor, nicht einmal Leſtocq, der ſonſt zu jeder Stunde Zutritt hatte, am dritten Tage begann ſie ſich entſetzlich zu langweilen und zog ſich mindeſtens zehnmal an, um jedesmal wieder die koſtbaren Gewänder zornig herabzureißen. Am Morgen des vierten Tages lächelte ſie ihre Kammerfrau zum erſten Male wieder an, befahl dann ein Pferd zu ſatteln und machte Toilette mit der ganzen Sorgfalt einer Kokette von Metier, welche auf Eroberungen ausgeht. Als ſie zu Pferde ſaß in dem wallenden Reitkleide von Penſéeſammet, über dem ſie eine ihre feine

Taille knapp umschließende Jacke von gleichem Stoff, reich mit Hermelin gefüttert und ausgeschlagen trug, die Kosakenmütze von demselben kaiserlichen Pelzwerk auf dem weißen Toupée, mußte ein Jeder, der sie sah, der Stimme des Volkes recht geben, welche sie die schönste Frau Rußlands nannte. Sie wußte es und war nicht weniger stolz und eifersüchtig darauf, als die Königin in dem Märchen von Schneewittchen. Mit einem Blick, der zur Huldigung herauszufordern schien, mit einer Miene, welche von Jedermann Anbetung verlangte, sprengte sie aus dem Thore ihres Palastes hervor, nur von einem ihrer Kosaken zu Pferde begleitet.

Sie ritt durch die Hauptstraßen der Residenz, überall von den Vornehmen, die in phantastisch geformten Schlitten vorbeiflogen, wie von den gemeinsten Leuten und einfachen Soldaten mit Achtung und Sympathie begrüßt; von Zeit zu Zeit ließ sie ihr schönes Auge da oder dort auf einem hübschen Manne haften, weder dessen Stand noch Anzug nur im mindesten beachtend, der junge wohlgebildete Geflügelhändler oder Liqueurverkäufer fand mehr Beifall bei ihr, als der häßliche Fürst. An dem Ufer der Newa angelangt, spornte sie ihr Pferd und trieb es mit der Reitgerte an, bis es gleich einem Dämon, mit seinen Hufen Funken

ſchlagend, dahinraſte; plötzlich ſprang der Sattelgurt und ſie glitt unter den Bauch des ſchäumenden Thieres hinab, in Gefahr, von demſelben zertreten zu werden.

Ehe die kühne Frau jedoch zur Beſinnung derſelben kam, war ein ſchöner eleganter Mann, der ihr zu Pferde entgegen kam, dem ihren in die Zügel gefallen, hatte es zum Stehen gebracht, und indem er raſch abſprang, Eliſabeth aus ihrer verzweifelten Lage befreit. Während er ſie aufhob, ruhte ſie einen Augenblick an ſeiner Bruſt und ihr Herz klopfte heftig gegen das ſeine. Merkwürdiger Weiſe dachte ſie weder an den ſchrecklichen Tod, dem ſie entronnen war, noch an die für ſie gewiß noch entſetzlichere Gefahr, in der ſie ſich befunden, für ihr ganzes Leben verſtümmelt und entſtellt zu werden, der erſte Blick ihrer großen ſchönen Augen galt ihrem Retter.

Sie erkannte in ihm den Grafen Löwenwolde, Oberhofmarſchall der Kaiſerin Anna, einen Mann, den ſie bis jetzt kaum beachtet hatte. Wie der Blitz fuhr es ihr durch den Sinn, daß er einſt der begünſtigte Liebhaber ihrer Mutter Katharina I. geweſen, und ſie fand ihn jetzt, wo ihr Haupt auf ſeiner Schulter lag und ſie halb furchtſam, halb neugierig zu ihm emporblickte, mit einem Male ebenſo ſchön als vornehm und in-

teressant. Während sie einige Worte des Dankes stammelte, stand der sie bezaubernde Mann vor ihr mit abgezogenem Hute und erklärte ihr, wie unendlich glücklich er sich schätze, der Tochter der unvergeßlichen Katharina einen Dienst erwiesen zu haben. Zugleich bot er ihr sein Pferd an, das sie mit dem liebenswürdigsten Lächeln annahm. Sie zögerte auch keine Secunde den Fuß auf seine Hand zu setzen, welche er ihr galant entgegenstreckte und schwang sich so in den Sattel.

„Und Sie, Graf", sagte sie dann rasch, „Sie müssen jetzt zu Fuße gehen. Nein das geht nicht. Nehmen Sie das Pferd meines Kosaken und begleiten Sie mich."

Löwenwolde verneigte sich und gehorchte. Während der Kosak ihr Pferd am Zügel führend, langsam in den Palast der Großfürstin zurückkehrte, ritt der Marschall mit Elisabeth längs dem Admiralitätsgebäude hin. Die schöne Frau saß jetzt wie ein Mann im Sattel und erschien in dieser Stellung, welche manche Andere geradezu lächerlich gemacht hätte, doppelt reizend. Sie ließ ihr Pferd im Schritte gehen, offenbar um recht lange und ungezwungen mit Löwenwolde plaudern zu können. Als sie endlich vor ihrem Palaste anlangten, sagte sie, ihm herzlich die Hand reichend: „Ich

will Sie jetzt öfter bei mir ſehen, Graf, verſtehen Sie mich wohl, ich nehme keine Entſchuldigung an. Der Staat und der Hof dürfen ſchon manchmal zurückſtehen, wenn es gilt, den Willen einer Dame" — ſie dachte dabei im Stillen „der ſchönſten Frau Rußlands" — „zu erfüllen."

„Ihr Wunſch iſt mir willkommener Befehl, kaiſerliche Hoheit", erwiderte der Graf, und machte Miene, die kleine Hand der Prinzeſſin an ſeine Lippen zu führen.

„Nicht doch", rief Eliſabeth in ihrer bezaubernden naiven Weiſe, indem ſie dieſelbe lebhaft zurückzog. Dann ſtreifte ſie den feinen gelben Stulpenhandſchuh ab und hielt ihm ihre ſchöne zarte Hand hin. „So, jetzt küſſen Sie."

Nachdem Löwenwolde, von der Liebenswürdigkeit der fürſtlichen Schönen entzückt, wiederholt mit Feuer ihre Hand geküßt hatte, neigte er ſich tief vor ihr, beſtieg ſein Pferd und ſprengte davon.

Sie ſah ihm lange nach und als er um die Ecke bog, winkte ſie ihm noch mit ihrem Taſchentuche.

Dann nahm ſie die Schleppe ihres Reitkleides über den Arm und ſprang die Treppe empor direct in das Zimmer ihrer Vertrauten, der Hofdame Frau von Kuriakow. „Ach! Katinka", rief ſie, „ich

bin so glücklich, ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich ich bin."

Frau von Kuriakow staunte die Großfürstin sprachlos an.

„Du verwunderst Dich?"

„In der That."

„Du begreifst nicht, wie ich heute lachen kann, nachdem ich noch gestern geschmollt und vorgestern sogar bitterlich geweint habe", fuhr Elisabeth fort; „aber ein Augenblick hat Alles geändert, ich bin der Kaiserin dankbar, daß sie Subin nach Sibirien geschickt hat, und auch Lestocq, denn ich bin überzeugt, daß er sie dazu beredet hat; ich habe einen Mann kennen gelernt, Katinka, gegen den Subin nur ein gemeiner Klotz ist, keinen Grenadier, sondern einen Edelmann von der Art Ludwig des Vierzehnten, oder eigentlich, ich habe ihn lange schon gekannt, aber heute das erste Mal ordentlich gesehen und gesprochen und habe mich schrecklich in ihn verliebt."

„Und wer ist der Glückliche?"

„Graf Löwenwolde."

„Und er liebt Sie gleichfalls?"

„Ich denke, das versteht sich von selbst", sagte Elisabeth, sich mit unbeschreiblichem Vergnügen in dem großen Wandspiegel betrachtend. „Bin ich nicht eine

Prinzeſſin? Nennt man mich nicht die ſchönſte Frau Rußlands?“

„O! Sie ſind bezaubernd, Hoheit“, erwiderte die Vertraute, „aber daraus folgt noch nicht“ —

„Mache Dir nur keine Sorge, Katinka“, lachte die Prinzeſſin, „ehe eine Woche vergeht, liegt dieſer Löwenwolde zu meinen Füßen, wie ein Liebhaber aus einem franzöſiſchen Schäferſpiel; ich werde ihn recht quälen und unbarmherzig gegen ihn ſein, damit wir dann um ſo glücklicher unſere Liebe genießen. O, jetzt habe ich wieder Appetit, jetzt werde ich wieder ſingen wie ein Vogel im Frühling und mich anziehen wie eine Göttin.“

„Nun, die Göttinen ſind eigentlich gar nicht angezogen“, lächelte Frau von Kuriakow.

„Das können wir auch einmal verſuchen“, rief Eliſabeth. „Wenn ich die ſchönen Bilder von Titian und Veroneſe im kaiſerlichen Palaſte anſehe und dann unſere Damen in Fiſchbein und Reifrock, muß ich immer lachen. Unſer Hof gäbe einen recht klägli-chen Olymp, die Czaarin als eiferſüchtige Juno an der Spitze.“

„Sie aber könnten ruhig jeden Tag als Liebesgöttin vor den Prinzen Paris hintreten“, ſagte die

Vertraute, die herrlichen Formen der Großfürstin mit einem bewundernden Blick überfliegend.

„Und dies Alles gehört jetzt diesem abscheulichen Manne," seufzte Elisabeth, „der vielleicht schon hundert andere Frauen geliebt hat, die alle zusammen nicht den Apfel, ja nicht einmal einen Kern desselben, erhalten hätten. Aber er soll mich kennen lernen. Ich will zum ersten Male in meinem Leben grausam sein."

Mit der Unruhe eines jungen verliebten Mädchens erwartete die galante Großfürstin den Besuch Löwenwolde's, vier Tage vergingen ihr in steigender Ungeduld und Aufregung, endlich kam er, aber sie hatte vergebens für ihn alle Künste der Toilette aufgeboten, ebensowenig zeigte er sich von ihren koketten, schmachtenden Blicken gerührt, nicht einmal die Berührung ihrer kleinen weißen Hand schien ihn zu electrisiren, er blieb immer diplomatisch kühl, artig, respectvoll und sie hätte es so gern gesehen, wenn er die Achtung für sie nur ein wenig bei Seite gesetzt hätte. Als er fort war, sagte sie zu ihrer Vertrauten: „Es ist doch recht traurig, eine Prinzessin zu sein, jeder der uns naht, erstirbt in Ehrfurcht, wagt kaum den Saum unseres Gewandes, geschweige denn unsere Fingerspitzen zu berühren. Diesem Löwenwolde scheint nun gar aller Muth zu fehlen, er sprach mit

mir, als gälte es einen Staatsvertrag, und ich habe ihn doch so ermuntert."

Eine Woche verging, ohne daß der Graf sich blicken ließ. Das war zu viel für jede verliebte Frau, nun erst für die heißblütige despotische Tochter Peter des Großen, die gewohnt war, jeden ihrer Wünsche erfüllt zu sehen, ohne Rücksicht auf Andere. Sie beschloß, den Knoten mit einem kühnen Streiche zu lösen.

Ein Briefchen der Frau von Kuriakow lud Löwenwolde ein, sie noch im Laufe des Tages zu besuchen. Als er kam, wurde er von der Vertrauten der Prinzessin in ihrem kleinen, reizenden Boudoir empfangen, während die Großfürstin selbst in dem nebenan liegenden Schlafgemache ihrer Hofdame das Gespräch derselben mit dem Grafen belauschte.

„Vergeben Sie, Herr Graf", begann die Liebesdiplomatin, „daß ich Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehme, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich vor Neugierde gestorben wäre, wenn ich nicht bald Gelegenheit gehabt hätte, den Mann kennen zu lernen, von dem meine Gebieterin so sehr eingenommen ist."

„Hat Ihnen die Großfürstin von mir gesprochen?" fragte Löwenwolde, von der Anspielung der Hofdame offenbar unangenehm berührt.

„Gewiß“, sagte Frau von Kuriakow, rasch auf ihr Ziel zusteuernd, „sie spricht beinahe nur noch von Ihnen, o! sie ist Ihnen sehr gnädig gesinnt —“

„Die Güte der Großfürstin ist bekannt“, fiel Löwenwolde ein.

„O! es ist mehr als Güte“, fuhr die Hofdame fort, „Sie Benetdenswerther, eine so schöne Prinzessin, die Tochter Peter des Großen, beschäftigt sich im Traum und Wachen mit Ihnen.“

„Sie scherzen wohl —“

„Wie sollte ich wagen“, erwiderte rasch die Vertraute, der die Situation anfing sehr peinlich zu werden, „Elisabeth ist ebenso gefühlvoll als sie schön ist —“

Die Großfürstin ist in der That eine sehr schöne Frau“, sagte Löwenwolde.

Die Hofdame athmete auf und auch der Thürvorhang, der heftig gerauscht hatte, begann sich zu besänftigen.

„Sie ist unstreitig die schönste Frau Rußlands“, fiel Frau von Kuriakow ein.

Löwenwolde zuckte die Achseln und lächelte.

„Sie stimmen mir nicht bei“, rief die Vertraute beinahe empört. „Kennen Sie etwa eine, welche schöner wäre?“

„Allerdings.“

Eliſabeth war nahe daran herauszueilen, aber ſie bezwang ſich und begnügte ſich damit, ihr Taſchentuch in Stücke zu reißen.

„Ah! ich wäre neugierig, ſie kennen zu lernen“, murmelte die Hofdame.

„Es iſt Frau von Lapuchin“, gab der Graf zur Antwort.

„Ich entſinne mich“, ſagte die Hofdame. „Die Frau des Kammerherrn Lapuchin. Sie lebt ſehr zurückgezogen. Ich habe ihre außerordentliche Schönheit rühmen hören, ſie ſelbſt aber nie zu Geſicht bekommen. Und Sie lieben dieſe Frau?“

Löwenwolde lächelte wieder und mit dieſem Lächeln endete das têtê à têtê. Als er das Boudoir verlaſſen hatte, trat Eliſabeth vor Zorn glühend in daſſelbe ein und ging mit großen Schritten auf und ab. Sie fand lange keine Worte, ſo ganz außer ſich war ſie darüber, ſich von dem Manne, dem ſie gleich einer das ganze Füllhorn des Glückes über ihn ausgießenden Göttin des Olymps zu nahen gedachte, verſchmäht zu ſehen. Der unglückliche Löwenwolde hatte, ohne es zu beabſichtigen, ja ohne es nur zu ahnen, dieſes von Natur gute aber wollüſtige und deſpotiſche Weib im Tiefſten ſeiner Seele verletzt, dort verletzt, wo es am empfindlichſten war, wo es kein Vergeſſen,

keine Vergebung kannte, in ihrer maßloſen Eitelkeit, ihrem Frauendünkel.

Es gab alſo eine Frau in Rußland, welche ihr den Mann, den ſie liebte, und was in ihren Augen noch ſträflicher war, welche ihr den Rang der erſten Schönheit ſtreitig machen konnte.

Dieſe Frau mußte ſie kennen lernen. Dies war der erſte Gedanke und der zweite war — Rache.

Sie fuhr noch denſelben Abend zur Kaiſerin und bot ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, die ſchwache Frau zu beſtricken, ſie ſang ihr ihre ſchönſten Arien und trieb allerlei Poſſen, zuletzt ſaß ſie, wie gewöhnlich, zu den Füßen der Czaarin, und erzählte ihr allerhand pikante Anekdoten aus den Hofkreiſen.

Plötzlich faßte ſie die beiden Hände der Monarchin, bedeckte ſie mit Küſſen und rief: „Du mußt mir auch einmal eine Bitte gewähren. Alle Menſchen überhäufſt Du mit Gnaden, nur ich gehe immer leer aus."

„Nun, was willſt Du denn?" fragte Anna, ſie ſtreichelnd.

„Erſt verſprechen", lachte die Prinzeſſin, „dann werde ich es Dir ſagen."

„Ah! Du willſt Deinen Grenadier zurück haben!"

„Nein, nein!"

„Nun, es ſei, ich verſpreche Dir, Deinen Wunſch

zu erfüllen, er mag noch so sinnlos oder ungerecht sein", sagte die Czaarin.

„Biron wird uns ein glänzendes Fest im Eispalaste geben", begann Elisabeth.

„So ist es."

„Nun, ich wünsche, daß Frau von Lapuchin, welche gleich einer römischen Vestalin den Hof und überhaupt alle Lustbarkeiten meidet, bei diesem Feste erscheint."

„Das wird kaum zu erreichen sein", gab Anna zur Antwort. „Diese Lapuchin lebt nur für Löwenwolde, der sie, wie man sagt, gleich einem Götterbilde anbetet, für die übrige Welt soll sie vollkommen abgestorben sein."

„Ich denke, sie wird lebendig werden, wenn Du es ihr befiehlst."

„Meinst Du?"

„Ich habe Dein Wort." —

Wirklich versammelte im Carneval ein glänzendes Fest den Hof und den Adel der Residenz in dem Eispalaste Biron's. Damit die Gäste des Herzogs nicht froren, waren sie eingeladen worden, in der alten moskauischen Tracht zu erscheinen, welche den Herren, und Damen Gelegenheit bot, die ganze Pracht ihrer Juwelen und ihres kostbaren Pelzwerks zu ent-

falten. Die Kaiserin erschien in grünem Sammet mit Hermelin, an der Seite Biron's, welcher dieselben Farben trug, die Großfürstin Elisabeth in nakarat-rothem Sammet mit blauem Fuchs; zu ihrem Cavalier war der Kammerherr Graf Suwalow, der schönste Mann am Hofe Anna's, von Biron erwählt worden.

Frau von Lapuchin, welche zu der mißvergnügten und von Biron mit allen blutigen Mitteln der Tyrannei verfolgten altrussischen Partei gehörte, hatte bisher die Czaarin und den Hof gemieden, um so mehr war sie von dem kaiserlichen Befehl überrascht, ja erschreckt, welcher sie zu dem Feste Biron's berief. Ihr ahnte nichts Gutes. Sie berieth sich mit Löwenwolde, aber in diesem Falle konnte ihr dieser ebenso kluge als ergebene Freund nichts anderes sagen, als was sie selbst wußte. Sie mußte gehorchen.

Mit bangem Herzen erschien sie an dem Arme des Oberhofmarschalls auf dem Balle, beide anspruchslos in schwarzen, mit dunklem Zobel besetzten Sammet gekleidet. Aber diese beinahe düstere Toilette hob inmitten all' des Glanzes von Diamanten, Rubinen und Smaragden, von blendendem Hermelin und in den hellsten Farben glühenden Sammets ihre Reize nur noch mehr und so wandten sich, als sie eintrat, sofort alle Blicke ihr zu. Frau von Lapuchin war auch in

der That bezaubernd schön, noch um Vieles schöner als die schöne Großfürstin Elisabeth. Während diese mehr durch derbe Frische und majestätische Ueppigkeit blendete und berauschte, verband sich in der Erscheinung der Lapuchin eine feine graziöse Wollust mit der nobelsten geistigen Hoheit. Als sie der Prinzessin vorgestellt wurde, fühlte diese selbst, wie sehr sie durch ihre Nebenbuhlerin in Schatten gestellt wurde und brachte es nicht über sich, mehr als einige ceremonielle Worte an Frau von Lapuchin zu richten, gegen die in demselben Augenblicke ein unauslöschlicher Haß in ihrem Herzen aufflammte. Und nun mußte die eitle stolze Frau noch sehen, wie der Mann, den sie nach ihrer Art leidenschaftlich liebte, nicht von der Seite der Verhaßten wich, wie dieser allein seine zarteste Aufmerksamkeit galt, während er für sie, die Tochter Peter des Großen, kaum einen Blick hatte.

Das war zu viel.

Während Löwenwolde mit der Geliebten die Polonaise tanzte, hieß es plötzlich, der Großfürstin sei unwohl geworden und sie habe den Ball verlassen.

Jetzt erst begann der Graf zu ahnen, was er angerichtet hatte, aber so wenig blind er für die Reize der Prinzessin war, bereute er doch keinen Augenblick, sich nicht zum Sklaven ihrer Laune gemacht zu haben.

Während vor dem Eispalaſte die Delphine um die Wette mit dem weißen Elephanten Feuer ſpieen, das Knattern des Feuerwerkes auf dem glatten Spiegel der Newa ſich in die rauſchenden Klänge von vier Muſikchören miſchte, die, freilich nur mit einem Viertelpfund Pulver geladenen Eiskanonen unter allgemeinem Staunen Salven gaben und die Eismörſer Bomben aus Werg in den weißen Winterhimmel empor ſchleuderten, wälzte ſich Eliſabeth ſchlaflos auf ihrem üppigen aſiatiſchen Lager und brütete Verderben; Verderben dem Manne, der ſie verſchmäht hatte, Verderben der Frau, welche den Hochverrath beging, ſchöner zu ſein als ſie.

Viertes Kapitel.

Ein gezähmter Bär.

Es war Mittag, eine Zeit, wo ſelbſt die verwöhnteſten Langſchläferinnen angezogen zu ſein pflegen, als Graf Iwan Suwalow erſt einige Zeit vergebens an die Thüre ſeiner Frau klopfte, und als ſie ihn endlich einließ, ſie noch im vollſtändigſten oder eigentlich unvollſtändigſten Negligée fand.

„Ja, was treibt man denn?“ begann er entrüſtet.

„Man gähnt und man ruht aus“, erwiderte ſeine reizende Gemahlin, indem ſie ſich wieder mit unbeſchreiblicher Trägheit auf der echt türkiſchen Polſterottomane ausſtreckte.

„Man ruht aus von Plagen, die, wie Bälle, Schlittenfahrten und Oper, Euer Lebenselement ſind“ ‚ſagte der Graf, ſich in ein Fauteuil neben ſeiner jungen Gemahlin

niederlassend, „was sollen wir Männer dann anfangen, die wir außer für unsere Toilette und Euere Unterhaltung auch noch für den Staat zu sorgen haben."

„Wenn Ihr für den Staat nicht besser sorgt, als für unsere Unterhaltung", erwiderte die Gräfin, „dann bedauere ich den armen Staat sehr."

„Du kannst es, gleich einem kleinen Affen, nie unterlassen, boshaft zu sein", rief Suwalow, „Du bist aber auch mein lieber, hübscher kleiner Affe, nicht wahr?" Er nahm seine Frau beim Kopfe und küßte sie derb auf die frischen Lippen, während ihre großen dunklen Augen ihn schelmisch anlachten. Wie sie so mit einander schäkerten, waren sie unstreitig das hübscheste Paar, das man sich denken kann. Graf Iwan groß, vortrefflich gebaut, mit griechisch edlen Zügen, blauen Augen und blondem Haar; Gräfin Lidvina klein und bei aller Zierlichkeit von üppiger Rundung der Formen, über dem kleinen rothen Munde ein freches Stumpfnäschen, die leuchtenden Rehaugen ein wenig mongolisch scharf geschnitten, was ihr etwas trotzig Pikantes verlieh, und mit einer wahren Fluth schwarzer Haare beschenkt, in welche sie ihre weißen Glieder wie in einen dunklen Pelz hüllen konnte.

„Bist Du mir auch treu gewesen?" fragte die kleine Frau mit eifersüchtiger Hast.

„Seit dem geſtrigen Feſte? Gewiß", lächelte Suwalow, „ich müßte denn im Traume —"

„Scherze nicht", rief die Gräfin, „ich kenne Dich. Du wirſt mich noch tödten; ich erſtaune, daß ich nicht in allem Ernſte raſend wurde, als ich Dich geſtern mit der Großfürſtin ſprechen ſah; freilich, ſie iſt ſehr ſchön, eine Venus und ich bin nur ein kleiner häßlicher Affe."

„Was fällt Dir ein", ſcherzte Suwalow, indem er ſie auf ſeinen Schooß zog; „es gibt Affen, die allerliebſt ſind, viel hübſcher als die todten ſteinernen Göttinnen mit den weißen Augen. Aber laß ein ernſtes Wort mit Dir reden. Ich war Dir bisher muſterhaft treu —"

„Schwöre!"

„Du weißt, daß ich nie ſchwöre —"

„Weil Du immer falſch ſchwören würdeſt."

„Alſo ich war Dir bis heute treu, ganz lächerlich treu", fuhr Suwalow fort, „aber ſeit geſtern Abend habe ich große Luſt —"

„Mir untreu zu werden!" ſchrie die kleine Frau auf.

„Ja."

„Ich bringe Dich um."

„Das wollte ich Dich eben bitten, nicht zu thun."

„Und die Unglückliche, darf man sie kennen?“ fragte Gräfin Lidvina mit allen Zeichen unterdrückter Wuth.

„Allerdings, denn es ist nicht Liebe, was mich dazu treibt, mich ihr zu Füßen zu legen, sondern — Politik.“

„Wer ist es also? Die Kaiserin?“

„Was fällt Dir ein.“

Eine kurze Pause erfolgte.

„Ich bin seit gestern entschlossen, der Großfürstin Elisabeth Petrowna den Hof zu machen“, sagte der Graf endlich.

„Und Du willst mir glauben machen, Elender, daß Dich die Politik in die Arme der schönsten Frau Rußlands führt?“ rief die kleine Frau und warf sich dann mit dem Gesicht in die Kissen, wie es schien, um ihre Thränen zu verbergen.

„Aber bedenke doch Lidvina, welche Vortheile uns winken, wenn ich der erklärte Günstling Elisabeth's bin und sie den Thron besteigt.“

„Du weißt sehr gut, daß sie ihn nicht besteigen wird.“

„Warum nicht? Wenn wir ihr dabei helfen.“

„Du hättest die Absicht?“ rief die Gräfin überrascht.

„Siehst Du“, fuhr Suwalow fort, „jetzt hast Du

mich in Deiner Hand, wenn Du Dich rächen willſt, verrathe mich an Biron.“

„Das werde ich bleiben laſſen“, ſagte Gräfin Lidvina raſch, „aber ich werde mir gleichfalls den Hof machen laſſen.

Suwalow ſah ſie ſtarr an.

„Ja, ja!“ rief ſie. „Sieh mich nur groß an. Du weißt noch nicht, weſſen eine Frau in ihrer Eiferſucht fähig iſt.“

„Ich verbiete Dir aber —“

Die kleine Frau begann laut und herzlich zu lachen, und lachte noch, als ihr Gemahl entrüſtet ihr Schlafgemach verlaſſen und die Thüre mit aller Gewalt hinter ſich zugeſchlagen hatte. Lachend ſperrte ſie dieſelbe hinter ihm und öffnete dann jene, welche zu ihrer Garderobe führte. Ein junger hübſcher Mann trat aus derſelben und ſchloß ſie lebhaft in ſeine Arme. Es war Woronzoff, der Kammerherr der Großfürſtin Eliſabeth.

„Habe ich meine eiferſüchtige Rolle nicht gut geſpielt?“ fragte Gräfin Lidvina heiter.

„Nur zu gut“, entgegnete Woronzoff, „Du biſt mit Deinem Manne ſehr zärtlich.“

Die Gräfin brach von Neuem in ein helles muthwilliges Lachen aus.

„Also ist es mir gelungen, auch Dich eifersüchtig zu machen, das ist zu kostbar. Zwei so große hübsche Fliegen wie Suwalow und Dich auf einen Schlag."

„Nun aber im Ernste", sagte der Kammerherr, während die Gräfin sich kokett auf seinen Knieen wiegte, „der Einfall Suwalows, der Prinzessin den Hof zu machen, ist vortrefflich."

„Weil er Dich von ihm befreit —"

„Nein, weil Suwalow, bei den Sympathien, welche er unter der russischen Partei genießt, und bei seiner Vorsicht und Kühnheit der Mann ist, Elisabeth den Weg zum Throne zu bahnen, wobei wir Alle gewinnen würden.

„Also die ersten Fäden einer Verschwörung", scherzte die Gräfin. „Vortrefflich, wenn mein Mann und mein Anbeter mich zu sehr langweilen, kostet es mich jetzt nur ein Wort an Biron und ich bin mit einem Streich von Beiden befreit."

„Du wärst im Stande —"

„Gewiß, also gib Dir recht viel Mühe liebenswürdig und vor Allem amusant zu sein." — — —

Während die Gräfin Suwalow und ihr Anbeter in dieser Weise scherzten, war Graf Iwan Suwalow bei der Großfürstin Elilsabeth vorgefahren und gemeldet worden. Die schöne Frau hatte vor Kurzem noch

auf ihrem üppigen Lager von Löwenwolde geträumt, häßliche, peinigende Träume, und als sie wach geworden, war sie lebhaft mit dem Verhaßten beschäftigt, allmälig aber war das Bild des schönen Mannes, welcher bei dem gestrigen Ball ihr Ritter war, siegreich in den Vordergrund getreten, und sie begann sich Vorwürfe darüber zu machen, daß sie den Eispalast und Suwalow so schnell und so schnöde verlassen hatte.

Gerade als ihre Kammerfrau mit der kunstvollen Frisur fertig geworden war, meldete man der Prinzessin den Grafen. Sie dachte nun nicht mehr daran, ihre Toilette zu beenden, sondern warf über den reizenden Spitzenduft ihres Nachtkleides einen reich mit Gold benähten und verschwenderisch mit Hermelin ausgeschlagenen blausammetnen Schlafpelz und ließ Suwalow eintreten.

„Es freut mich, Sie bei mir zu sehen, Graf", begann und wies sie ihm zugleich mit nachlässiger Majestät einen Sitz neben sich an. „Ich muß mich sehr bei Ihnen entschuldigen, daß ich Sie bei dem gestrigen Feste so plötzlich verlassen habe."

„Sie ahnen nicht, Hoheit", erwiderte Suwalow, „welche Centnerlast Ihre gütigen Worte von meiner Seele wälzen; ich habe mir eingebildet, daß ich der unschuldige Anlaß Ihrer unerwarteten Entfernung war,

daß ich gegen meinen Willen Sie mit irgend Etwas beleidigt habe, deshalb bin ich gekommen, mich Ihnen wie einem Richter zu ſtellen, von Ihnen Tod oder Leben erwartend, denn es gibt keine Frau in ganz Rußland, ja in der weiten Welt, die ich ſo ſehr verehren würde wie Sie."

„Sie ſchmeicheln —"

„Ich ſpreche nur die begeiſterten Empfindungen meines Herzens aus", fuhr der Graf fort, „das ſeit geſtern ganz zu Ihren Füßen liegt, und wenn nicht ich es bin, der Sie beleidigt hat, ſo beſchwöre ich Sie, Hoheit, mir denjenigen zu bezeichnen, damit ich Sie an demſelben rächen kann."

„Ueberlaſſen Sie dies mir", erwiderte Eliſabeth, ihre ſchönen Brauen finſter zuſammenziehend, „der volle Genuß der Rache beſteht darin, daß man ſie ſelbſt vollzieht. Und was könnten Sie am Ende thun, als ſich für mich ſchlagen? Ihr Leben auf das Spiel ſetzen? Nein! nein! Ich will vor Allem ſicher gehen, des Erfolges gewiß ſein und dann —", ſie ſah Suwalow durch die halbgeſchloſſenen Lider kokett an, „dann ſind Sie mir viel zu werth, als daß ich Sie ſo leichtſinnig opfern könnte."

„Sie machen mich ſtolz, Großfürſtin", flüſterte der

Graf, indem er raſch ihre ſchöne Hand ergriff, „der Antheil, den Sie an mir nehmen, iſt der ſüßeſte Lohn jener grenzenloſen Anbetung, welche ich für Sie fühle.“

„Ich bin keine jener Heuchlerinnen, Graf“, fiel Eliſabeth lebhaft ein, „an denen die ſogenannte feine Welt ſo reich iſt, und welche öffentlich mit einer Tugend prahlen, welche ſie in ihrem Boudoir täglich auf das Gemeinſte verhöhnen. Offen zeige ich meine Sympathie wie meine Abneigung. Ich leugne nicht, daß Sie mir angenehm ſind, Suwalow, ſehr angenehm —“

„Sie ſind zu gnädig —“

„Gewiß“, erwiderte Eliſabeth, „denn kein Mann verdient, daß man ihm gut iſt. Dieſe Herren der Schöpfung ſind wie die Bären, ſo lange man ihnen den ſüßen Honig der Liebe reicht, lecken ſie uns die Finger ab, dann aber kommt ihre Wildheit nur um ſo erſchreckender wieder zum Vorſchein.“

„O! es gibt Bären, die ſich zähmen ließen“, warf Suwalow ein, „von Ihnen mindeſtens mit Begeiſterung.“

„Wir wollen ſehen“, ſagte Eliſabeth lächelnd. Eine leichte Handbewegung entließ für diesmal den Grafen.

An demſelben Abend, als die ſchöne Großfürſtin

eben im Begriffe war zur Ruhe zu gehen, ertönte plötzlich schmetternde türkische Musik vor ihrem Palaste.

„Eine Serenade“, rief Frau von Kuriakow.

„Für wen?“ fragte Elisabeth.

„Nun, für Sie, Hoheit, für wen sonst.“

„Wer sollte sie mir bringen?“

„Suwalow.“

„Du kannst Recht haben.“ Die Großfürstin warf einen Pelz um und trat auf den Balcon, um sofort in ein lautes Lachen auszubrechen, denn der Anblick, den die Musikbande unten bot, war zu ergötzlich. Fünfzig große weiße Bären bildeten, Fackeln tragend, einen weiten Kreis, während in demselben ein zweiter aus ebensoviel schwarzen Bären bestehend, mit allen erdenklichen Instrumenten versehen, einen lärmenden Janitscharen-Marsch spielte. In der Mitte der beiden Kreise stand ein großer Eisbär, welcher sich ehrerbietig vor der hohen Frau neigte und ihr dann ein Bouquet frischer Veilchen, in Petersburg im Winter etwas ganz Außerordentliches, zuwarf. Es fiel vor ihre Füße nieder, Elisabeth hob es auf und dankte lächelnd.

Die musikalischen Bären spielten noch zwei Piecen, dann marschirten sie im lustigen Fackelzuge weiter, von einer unabsehbaren Menge gefolgt, während der Eisbär

ſich bei der Großfürſtin melden ließ. Als ſie ihn in ihrem Boudoir empfing, nahte er ihr mit einer tiefen unwiderſtehlich zum Lachen reizenden Reverenz und legte das Ende einer großen ſilbernen Kette, welche um ſeinen zottigen Hals geſchlungen war, mit ſtummer Demuth in ihre Hand.

„Soll das heißen, daß Du von nun an mein Eigenthum biſt, Herr Petz?“ fragte Eliſabeth, welche der ganze Mummenſchanz ſehr ergötzte.

Der Bär bejahte mit einem tiefen freundlichen Brummen.

„Es gibt alſo Bären, die recht unüberlegt ſind“, ſcherzte Eliſabeth, „und ſich gleich verliebten Männern ganz in die Hand einer Frau geben, ohne zu ahnen, was ſie erwartet.“

Der Bär nickte.

„Was würdeſt Du dazu ſagen, mein lieber Bär, wenn ich verſuchen wollte, Dich zu zähmen“, fuhr die Großfürſtin fort, „Dich zum Tanzen und anderen ähnlichen Künſten abzurichten?“

Der Bär gab ſein Einverſtändniß durch Brummen zu erkennen.

„Du ſtellſt Dir das leicht vor“, ſagte Eliſabeth, „Du weißt wohl nicht, wie man Bären dreſſirt; mit

Schlägen dreſſirt man ſie, verſtehſt Du. Bringe mir die große Hundepeitſche, Katinka."

Frau von Kuriakow eilte aus dem Zimmer, um in wenig Secunden mit einem großen Kantſchu zurück=zukehren, deſſen Anblick den Bären doch ein wenig zu beunruhigen ſchien, denn er ſuchte durch Brummen und Geſten der Prinzeſſin zu erklären, daß er durchaus keiner Abrichtung bedürfe. Sie ſchüttelte jedoch muth=willig ihr ſchönes Haupt und ſchwang die Peitſche, durch ſein ängſtliches Brummen nur noch mehr gereizt ein paar Mal recht tüchtig auf den Rücken des armen Bären.

„Aber er fühlt ja nichts durch den dicken Pelz", ſagte die Hofdame.

„Du haſt Recht", ſtimmte Eliſabeth bei und hielt zugleich inne. „Wirſt Du gehorchen, Monſieur, ſonſt müßte ich andere empfindlichere Strafen für Dich er=ſinnen."

Der Bär brummte eine Ergebenheitsadreſſe.

„Wirſt Du mein Sklave ſein?" fragte die ſchöne Frau weiter, während ſie noch immer die Peitſche in der Hand, ſich in einem Fauteuil niederließ.

Statt eine Antwort zu geben, warf ſich der Bär vor ihr nieder, und ſie ſetzte, ohne ſich lange zu be=ſinnen, ihre Füße auf ihn.

Dies ſchien ihm ſehr zu gefallen, denn er ſtieß ein Brummen aus, das zugleich ſo behaglich und ſo lächerlich zärtlich war, daß beide Damen in ein lautes ausgelaſſenes Lachen ausbrachen.

Fünftes Kapitel.

Das Teſtament der Czaarin.

Der Sommer des Jahres 1740 verfloß für die gichtkranke Czaarin Anna und die lebensluſtige Großfürſtin Eliſabeth in ſehr verſchiedener Weiſe. Während die Letztere im Vereine mit dem ſchönen geiſtreichen Grafen Iwan Suwalow das Vergnügen mit vollen Zügen ſchlürfte, nahm das Leiden der Erſteren, das einer ewigen Folter glich, von Tag zu Tag zu. Anfang des Winters wurde der Zuſtand der armen Sklavin im Hermelin ſo bedenklich, daß man täglich ihrer Auflöſung entgegen ſehen konnte. Sie verlor häufig das Bewußtſein und lag dann in wilden Phantaſieen von entſetzlichen Bildern und Geſtalten gequält. Die wenigen guten Stunden, welche ſie noch hatte, waren jene, wo ſie nach überſtandener Nacht und einem

kurzen Morgenschlummer die schöne Großfürstin mit liebevollem Blick an ihrem Schmerzenslager sitzen sah.

Am siebenundzwanzigsten October erklärten die Aerzte, welche man in den Staatsrath berufen hatte, daß die Kaiserin nur noch wenige Tage zu leben habe. Biron schloß sich hierauf mit Ostermann, Münnich und Löwenwolde in sein Cabinet.

„Es ist die höchste Zeit", sagte er, „daß wir handeln. Die Kaiserin hat ein Testament aufgestellt, in welchem sie ihre Nichte, die Herzogin von Mecklenburg, zu ihrer Erbin einsetzt. Mit ihr würde ihr Gemahl, der Herzog von Braunschweig, unser aller Gegner, die Zügel der Regierung ergreifen. Uns erwartet dann die Abdankung, wenn nicht die Verbannung nach Sibirien. Ich bin entschlossen, dies nie zuzugeben."

„Was beabsichtigen Sie zu thun, Herzog", fragte Münnich.

„Ich fordere Sie auf, meine Herren Minister", entgegnete Biron, „mit mir vereint sich zur Czaarin zu begeben und ihr ein neues Testament zur Unterschrift zu unterbreiten, in welchem sie den Sohn der Herzogin von Braunschweig-Mecklenburg, den Prinzen Iwan zum Thronfolger einsetzt."

„Ich verstehe", sprach Münnich, „das zarte Alter

des Prinzen würde eine langjährige Regentschaft nothwendig machen, welche Sie Herzog führen würden und wir wären für einige Zeit in unseren Stellungen und unserem Einfluß gesichert."

„Mehr als das, mein lieber Münnich", sagte Biron mit einschmeichelnder Huld. „Ich würde bedacht sein, die Stützen meiner Macht noch mehr zu kräftigen, indem ich Sie zum obersten Commandanten aller unserer Streitkräfte zu Land und See ernennen würde."

„Münnich, der die Erfüllung seines langjährigen und höchsten Wunsches mit einem Male so nahe sah, erröthete vor Freude und neigte sich mit der tiefsten Ergebenheit vor dem Herzog.

„Alle würden gewinnen, Alle", fuhr dieser fort, Ostermann und Löwenwolde ansehend.

„Was ist also unsere Aufgabe", fragte Münnich, dessen Eifer jetzt nichts zu wünschen übrig ließ. „Ertheilen Sie uns Ihre Befehle, Herzog."

„Ich übernehme es, die Kaiserin zur Unterschrift des neuen Testamentes zu bewegen", antwortete Biron, „Ostermann und Löwenwolde werden ihren ganzen Einfluß im Senate aufbieten, um denselben zu bestimmen, daß er mir die Regentschaft überträgt, und Ihnen, Münnich, dem gefeierten Sieger über die Türken, dem Liebling der Soldaten, wird es leicht wer-

den, die Truppen zu gewinnen. Vor Allem aber zur Kaiſerin.“ Biron ſchritt voran, die Anderen folgten.

Als ſie bei der Czaarin eintraten, lag die arme Frau im höchſten Delirium. Es war Niemand bei ihr, als einer ihrer Leibärzte und die Gräfin Suwalow als dienſtthuende Hofdame. Biron winkte ihnen, das Zimmer zu verlaſſen und trat dann leiſe an ihr Lager, während die Anderen an der Thüre ſtehen blieben. Es war Nachmittags zur Zeit der Dämmerung, noch brannte kein Licht, während die ſchweren Vorhänge das große Gemach noch mehr verdüſterten.

Anna ließ eine Weile ihre halbverglaſten Augen auf ihrem Liebling ruhen, dann ſprach ſie leiſe: „Wer iſt da?“

„Ich, — Biron, Majeſtät!“

„Du?“

„Ich bin gekommen um zu fragen, wie es Eurer Majeſtät geht.“

„Beſſer, Biron, beſſer“, murmelte die Czaarin, „allein weshalb nennſt Du mich Majeſtät?“

„Wir ſind nicht allein —“

„Nicht allein?“ Die arme, von wirren Einbildungen geängſtigte Frau richtete ſich mit fieberhafter Haſt auf und blickte um ſich; als ſie die undeutlichen Umriſſe der drei Männer im Fond des Zimmers ge-

wahr wurde, stieß sie einen gellenden Schrei aus und klammerte sich an den Herzog. „Was wollen Die", flüsterte sie angstvoll, „es sind die Dolgorucki, die Du köpfen ließest, sie klagen mich an, Dich auch, Biron."

„Was fällt Dir ein."

„Sieh nur, sieh", schrie die Czaarin auf, „Fürst Basyl hält seinen Kopf in der Hand und ladet uns zum Kegelspiel ein. Weshalb ist der Boden so roth, Biron, wo kommt das viele Blut her, ich habe es nicht vergossen, ich habe Dich auf meinen Knieen gebeten, ihn zu schonen, was wollen sie von mir, laß die Grenadiere kommen, sie sollen Feuer auf sie geben. Fort! aus meinen Augen, fort!"

„Beruhige Dich", sagte Biron erschüttert, „es sind keine Gespenster, die Du dort siehst; Ostermann, Münnich, Löwenwolde, Deine Getreuen sind es, gekommen, sich über Dein Befinden zu beruhigen."

„Wirklich?" murmelte Anna.

„In der That, Majestät", sagte Ostermann, indem er näher trat.

Die Kaiserin starrte ihn eine Weile an, dann schien sie etwas zu suchen, sie wühlte in ihren Polstern. „Wo ist mein Testament", sagte sie endlich, „man hat es mir genommen."

„Das Testament ist in meinen Händen", sagte

Oſtermann, „mit dem großen Staatsſiegel geſchloſſen, ſo wie es Eure Majeſtät mir übergeben haben.“

„Was ſagt das Volk zu meiner Krankheit“, rief Anna plötzlich. „Weiß es, daß ich ſterben muß?“

„Das Volk hofft, daß Eure Majeſtät noch lange zu unſer Aller Heil regieren werden“, gab der Staatskanzler zur Antwort.

„So“, murmelte Anna, „und weshalb hofft man dies?“

„Weil man Dich liebt“, erwiderte Biron raſch, „und anderſeits beſorgt, daß Du eine Nachfolgerin erwählt haſt, von der man wenig Gutes erwartet.“

„Die Herzogin von Braunſchweig“, ſagte Anna.

„Ja.“

„Man liebt ſie nicht?“ fragte die Czaarin.

„Schon deshalb nicht, weil ſie eine Deutſche iſt“, ſagte Biron, „dagegen würde man ihren Sohn Iwan, welcher in Rußland geboren iſt und von dem man erwarten darf, daß er auch als Ruſſe erzogen wird, gern als Deinen Erben ſehen.“

„Ich will aber, daß die Herzogin mir nachfolgt“, rief die Czaarin mit dem weinerlichen Eigenſinn eines Kindes.

„Dann willſt Du ihr und unſer Aller Verderben“, erwiderte Biron.

„Sobald sie den Thron besteigt, ist eine blutige Revolution zu befürchten, welche uns allen das Leben kosten kann."

„Was soll ich also thun?" fragte Anna, blöde vor sich hin brütend.

„Ich habe ein neues Testament verfaßt, welches den Wünschen Deines Volkes Rechnung trägt —" begann Biron.

„Aber Iwan liegt ja noch in der Wiege, wie soll er regieren", sagte Anna und begann heiser zu lachen.

„Man wird eine Regentschaft einsetzen —"

„Ich verstehe", murmelte Anna.

„Willst Du unterschreiben?"

„Ja."

Biron machte Licht, Ostermann tauchte eine Feder ein und reichte sie der Czaarin, welche zu schreiben versuchte. „Ich kann nicht", sagte sie. Biron breitete das Testament auf ihrem Nachttische aus und führte ihr die Hand. Während er das Document hastig an sich nahm, ließ sie die Feder kraftlos fallen, die Tinte spritzte über die seidene Decke.

„Bleib!" schrie sie plötzlich auf. „Bleib! Was habe ich unterschrieben? Gib es mir zurück Henker, ich will kein Todesurtheil mehr unterschreiben. Es ist genug,

genug, genug!“ Sie ſank in ihre Polſter zurück und ſchien einige Zeit ohne Leben.

„Iſt ſie todt?“ fragte Oſtermann.

Biron beugte ſich über ſie und zuckte dann die Achſeln, dann öffnete er die Thüre und rief den Leibarzt und ihre Damen. Man brachte ſie für wenige Augenblicke zu ſich, dann ſtellte ſich das Delirium mit erneuter Heftigkeit ein. Biron verließ mit ſeinen Creaturen das Gemach, um auf der Stelle alle Anordnungen für den Fall des Todes der Kaiſerin zu treffen.

Eine grauenvolle Nacht folgte. Die Kaiſerin ſah alle Opfer ihres grauſamen Günſtlings aus der Erde emporſteigen und in endloſem Zuge vorüber ſchweben. Menſchen mit blutigen Köpfen, die vom Rumpfe getrennt waren, andere mit zerfleiſchten Rücken und wieder andere, die im Eiſe Sibiriens ihr Grab gefunden. Sie weinte und ſchwur, daß ſie unſchuldig ſei, von Zeit zu Zeit ſprang ſie mit einem gellenden Schrei empor und verſuchte den entſetzlichen Gebilden ihrer Fieberphantaſie zu entfliehen, um jedesmal ohnmächtig auf ihr prächtiges Lager zurückzuſinken. Am Morgen des folgenden Tages, den 28. October 1740 ſtarb ſie. Sofort wurde ihr Teſtament eröffnet und Iwan III. als Kaiſer proclamirt. Eine Stunde ſpäter erſchienen Abgeordnete des Senates, der Geiſtlichkeit

und des Adels von Ostermann geführt bei Biron und baten ihn demüthig in einer von Allen unterzeichneten Schrift, die Regentschaft für den noch unmündigen Czaaren zu übernehmen, was der ehemalige Stallknecht gnädig zusicherte.

Die Bevölkerung von Petersburg war in unbeschreiblicher Aufregung. Man hatte die Kaiserin Anna nicht geliebt, aber Biron haßte und verabscheute man geradezu.

Tausende standen vor dem kaiserlichen Palaste in Gruppen, welche furchtlos ihren Unwillen aussprachen.

„Da haben wir es", sagte eine hübsche, kräftig gebaute Eierhändlerin, welche über ihrem bunten Rocke einen kurzen Schafspelz anhatte und ihre Waare in einem runden tiefen Korbe ausbot, „haben uns vor dieser deutschen Herzogin gefürchtet, um zuletzt noch ärger zu fahren und ganz diesem Bluthunde zu verfallen."

„Kaiserliche Hoheit läßt er sich jetzt nennen, wie ein Großfürst", raisonnirte ein Mann mit blondem Barte, welcher auf seinem Kopfe eine Platte mit Liqueuren trug, „der Stallknecht."

„Ich verstehe nur nicht, daß die Garden sich so ruhig verhalten", flüsterte ein Kaufmann in langem, mit einem blauen Shawl zugegürteten Tuchrock und einem

breiten niedern Filzhut auf dem Kopfe, „was brauchen wir den Fremden, lebt nicht echtes ruſſiſches Czaarenblut unter uns?“

„Wen meint ihr?“ fragte ein Bauer, eine kurze Hacke im Gürtel, das Haar tief in die Stirne geſchnitten.

„Wen ſonſt als die Großfürſtin Eliſabeth Petrowna“, fiel ein Soldat ein.

„Laſſen uns von hergelaufenen Fremden regieren, mißhandeln und berauben“, murmelte der Liqueurhändler, „und haben eine rechtmäßige Kaiſerin, eine Tochter Peter des Großen unter uns.“

„Wenn nur einer den Anfang machen wollte“, hieß es in einer Gruppe Soldaten, „die ganze Armee und alles Volk würde ihm nachfolgen, aber die Generäle ſind ja auch alle Deutſche, ſind mitverſchworen mit dieſem Tyrannen, uns zu Grunde zu richten.“

„Gott beſſere es“, ſeufzte die Eierhändlerin.

„Gott iſt weit, liebe Frau“, erwiderte der Kaufmann, „und das Sprichwort ſagt, man muß Gott anrufen, aber ſelbſt die Hände anlegen.“

Sechstes Kapitel.

Ein weiblicher Machiavelli.

Kaum hatte Biron die Zügel der Regierung ergriffen, als er im Gegensatz zu anderen Herrschern, welche im Beginne Liebe und Vertrauen zu gewinnen suchen, noch übermüthiger und tyrannischer auftrat als früher. Täglich beleidigte er den russischen Adel, den er nur deshalb so glühend haßte, weil er dem Emporkömmling die Aufnahme in seinen glänzenden Kreis verweigert hatte, und war so ganz nur von dem einen Gedanken erfüllt, an Jenen seiner Gegner, welche bisher seinem Arme entgangen waren, Rache zu nehmen, daß er sogar seine Anhänger zu belohnen vergaß.

Vergebens erwartete vor Allen Münnich die ihm zugesagte Ernennung zum obersten Befehlshaber der

Armee und Flotte. Nachdem er drei Tage gewartet, wagte er es, Biron an ſein Verſprechen zu erinnern.

„Die Sache hat keine Eile“, erwiderte der Herzog mit einem ſpöttiſchen Lächeln, „wir werden wieder einmal davon ſprechen.“

„Wann darf ich Eure kaiſerliche Hoheit daran erinnern“, fragte der ſtolze Sieger über den Halbmond noch immer in unterthäniger Demuth.

„Wenn ich bei guter Laune bin“, erwiderte Biron, „alſo morgen vielleicht, vielleicht auch erſt über's Jahr.“

„Iſt das Ihr letztes Wort, Hoheit“, ſtammelte Münnich, der bis in die Lippen erbleicht war.

„Wollen Sie mir vorſchreiben, General“, rief Biron plötzlich aufſpringend, „wie ich meine Diener zu belohnen habe? Ich laſſe mir nichts vorſchreiben, ich bin keine Kaiſerin Anna, ich werde Euch regieren, wie Ihr es nöthig habt, mit einem eiſernen Scepter.“

Münnich wollte ſprechen.

„Kein Wort mehr“, gebot der Regent, „ich bin der Herr, Sie ſind der Diener, vergeſſen Sie das nicht. Gehen Sie.“

Münnich ging und zwar direct zu der Herzogin von Braunſchweig, der er ſeine Dienſte anbot.

Biron war trotz ſeiner niederen Herkunft und ge-

ringen Bildung klug genug, um zu wissen, daß Münnich ihn als sein geschworener Feind verließ, aber er war fest entschlossen, das oberste Commando zu Land und See, dieses vornehmste Palladium jeder Herrschaft, um keinen Preis aus der Hand zu geben. Er machte sich übrigens auch über die Treue seiner übrigen Creaturen keine Illusionen, es waren sämmtlich Männer von Fähigkeiten, aber nicht viel mehr als vaterlandslose Abenteurer, Deutsche, nach Rußland gekommen, um dort ihr Glück zu machen und für Geld, Titel und Einfluß bereit, jeder noch so schlechten Regierung zu dienen. Biron sah sich nach verläßlicheren Verbündeten um, er näherte sich der russischen Partei, zog den Grafen Bestuseff als Secretär in seine Dienste und suchte noch denselben Abend, wie er glaubte von Niemandem bemerkt, unter dem Schutz der Dunkelheit, in einen Mantel gehüllt, die Großfürstin Elisabeth auf.

Die schöne Frau saß in einem Trauerkleide von schwarzem Sammet am flackernden Feuer des Kamins ihres kleinen Salons und spielte mit Iwan Suwalow Domino, als der Regent unangemeldet eintrat. Sie war nicht weniger überrascht von seinem Besuche als er, und zwar in unangenehmster Weise, von der Anwesenheit des Grafen.

Elisabeth verstand mit ihrem feinen weiblichen Instinct sofort den Blick, den der Herzog auf den letzteren heftete, und beeilte sich, seinen Zweifeln zu begegnen. „Der Graf ist mein vertrauter Freund", sagte sie. „Ein Mann, von dessen Treue ich Beweise habe."

„Sehr wohl", sagte Biron, „wir werden solche Männer vielleicht in Kurzem brauchen. Für heute rechne ich vor Allem auf Ihre Schweigsamkeit, Suwalow. Niemand darf erfahren, daß ich bei der Großfürstin war."

Der Graf verneigte sich respektvoll.

„Lassen Sie uns jetzt allein", fuhr Biron fort. Suvalow sah die geliebte Frau nicht ohne Unruhe in einem Têtê à têtê mit dem Manne, der bei aller seiner Rohheit und Blutgier, oder vielleicht gerade durch dieselben eine große Macht über weibliche Gemüther hatte, aber es blieb ihm nichts übrig, als das Feld dem Mächtigen zu räumen und in der Nähe das Ergebniß seiner Unterredung mit Elisabeth abzuwarten.

Nachdem Biron an der Seite der Prinzessin auf einem Divan Platz genommen hatte, faßte er geradezu zärtlich ihre Hand und sagte, sie mit seinen glühenden Blicken verschlingend: „O! wie schön Sie sind, Großfürstin, und wie bezaubernd. Sie wissen, wie sehr ich Sie von jeher verehrt habe, seitdem aber die Kaiserin

zur ewigen Ruhe eingegangen ist, sind Wünsche in m
rege geworden, welche ich vergebens zum Schweigen
bringen suche."

„Sie sind galant", lächelte Elisabeth.

„Nein, nein, ich fühle für Sie, was ich noch n
für ein Weib gefühlt habe", fuhr Biron fort; „Hoc
achtung, ja Anbetung. Aber genug davon. Ich w
Ihnen nicht, gleich einem verliebten jungen Schwärm
von meinen Empfindungen für Sie sprechen, ich komm
wie es dem Manne ziemt, mit Vorschlägen und An
erbietungen, welche Ihnen am besten beweisen werden
welche Gesinnungen ich für Sie in meiner Brust trag
Ich biete Ihnen den Thron."

Elisabeth schrack beinahe zusammen, so unerwar
tet kam ihr diese Wendung. Sie erwartete einfac
eine Liebeserklärung, wie sie dieselben beinahe täglich
mehr oder minder versteckt zu hören bekam, und über-
legte bereits, wie sie den blutgierigen Tiger zähmen
und ohne Gefahr für ihre übrige verliebte Menagerie
derselben einverleiben könnte. Jetzt verlor sie alle
Fassung, das Blut stieg ihr in die Wangen und ihre
Hand zitterte in jener des Herzogs.

„Mein Antrag verwirrt Sie", flüsterte dieser.

„In der That", sagte Elisabeth ein wenig gefaß-
ter, „ich habe bis jetzt noch nie daran gedacht —"

„O! Sie ſcherzen wohl“, fiel Biron mit einem feinen Lächeln ein, „Sie, die Meiſterin der Toilettenkunſt ſollten nicht wiſſen, daß Ihre majeſtätiſche Schönheit, um zur vollen alles unterwerfenden Geltung zu kommen, des Hermelins bedarf.“

„Aber das Teſtament der Czaarin —“

„Wäre nicht das erſte, das umgeſtoßen würde“, unterbrach ſie der Regent lebhaft. „Das ruſſiſche Volk haßt die Herrſchaft des Fremden und die Truppen warten auf die erſte beſte Gelegenheit, um derſelben ein Ende zu machen. Man hat für Iwan den Dritten keine Sympathien, Sie aber, die Tochter Peter des Großen, liebt man. Alles, was den Ruſſen an Erinnerungen heilig iſt, knüpft ſich an Sie und Alles, was eine beſſere Zukunft verſpricht. Sie haben die Herzen für ſich, ich die Gewalt, wer kann uns widerſtehen, wenn wir uns verbünden? Ich biete Ihnen alſo noch einmal den Thron an und will mich begnügen, der erſte Ihrer Diener zu ſein.“

„Biron, gewohnt zu herrſchen, ſollte fähig ſein, ſich vor Jemand zu beugen?“ ſprach Eliſabeth nicht ohne Ironie.

„Vor Niemand, als vor Ihnen“, antwortete der Regent.“

„Und der Preis, den Sie verlangen, Herzog?“

„Der Preis sind Sie", rief Biron.

Elisabeth senkte den Blick, sie schien sich zu besinnen.

„Ich will nicht Ihre Macht mit Ihnen theilen", fuhr Biron fort, „die Rolle, die ich neben der Kaiserin Anna gespielt habe, war nur eine gerechte Entschädigung für ein freudenloses Dasein an der Seite einer kranken, schwachen und unliebenswürdigen Frau. Sie aber sind ein Weib, das die höchsten Wonnen spenden kann, Ihr Sklave zu sein ist weit verlockender, als der Gebieter einer Anna. Ich will Sie besitzen mit allen heiligen Rechten eines Gemahls, um als ihr Gatte stets nur der ergebenste Ihrer Unterthanen zu bleiben. Sie wissen jetzt, Großfürstin, was ich Ihnen biete und was ich von Ihnen dafür verlange. Entscheiden Sie sich "

Elisabeth schlug die Augen zu Biron auf und ließ sie lange, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihm haften. Sie gestand sich, daß der Herzog ein Mann war, den sie lieben konnte, ein schöner Mann, dessen Kraft und Energie ihr imponirte und dessen teuflische Grausamkeit ihre Wollust erregte. Sie dachte in diesem Augenblicke weder an Subin, noch an Löwenwolde, am wenigsten aber an Suwalow, sie dachte nur an sich. Sie wußte, daß sie würdig war, den Her-

Digitized by Google

melin zu tragen, ſie fühlte in ſich jene Naturgewalt, der ſich die Menſchen unterwerfen, welche ſich ganze Völker dienſtbar machen kann, aber eben deshalb wollte ſie herrſchen ohne jede Einſchränkung und ſich als Weib noch weniger einem Manne unterwerfen denn als Herrſcherin.

So gnädig ſie vielleicht den Anbeter Biron aufgenommen hätte, ſo heftig bäumte ſich ihr despotiſches Temperament gegen den Gemahl Biron auf.

„Ihr Antrag hat mich ſo ſehr überraſcht, Herzog“, ſagte ſie endlich, „daß ich Zeit brauche, mich zu faſſen und auch Zeit, um mit mir zu Rathe zu gehen. Ich zweifle nicht an Ihrer Fähigkeit, mich glücklich zu machen, Herzog, ich bin Ihnen ſchon lange gut, ſehr gut ſogar, aber ich zweifle an mir, an meiner Energie, an meiner Kraft. Die Aufgabe, die ſie mir bieten, iſt groß, noch größer aber die Verantwortung.“

„Bis wie lange wollen Sie alſo Bedenkzeit, Großfürſtin“, ſagte der Regent. „Wir haben nämlich keine Zeit zu verlieren.“

„Wir haben heute den ſechsten November“, murmelte Eliſabeth nachſinnend, „bis übermorgen alſo.“

„Ich werde mir ſelbſt, wenn Sie es mir nicht ausdrücklich verbieten, Ihre Entſcheidung abholen“, ſagte Biron. „Seien Sie barmherzig, Großfürſtin.“

„Ich werde mir alle Mühe geben, es nicht zu sein“, entgegnete Elisabeth mit einem schalkhaften Lächeln. Schon hatte Biron den Arm um sie geschlungen und sie auf die Stirne geküßt. Sie ließ es ruhig geschehen.

„Uebermorgen“, flüsterte sie.

Als Biron fort war, blieb sie, den herrlichen Arm leicht auf den Kamin gestützt, in Gedanken verloren stehen. So fand sie Suwalow.

„Biron hat Ihnen die Krone angeboten“, begann er mit der ganzen fieberhaften Erregung männlicher Eifersucht.

„Ja.“

„Und er hat dagegen Ihre Hand verlangt.“

Elisabeth schwieg.

„Sie haben ihn nicht abgewiesen“, fuhr Suwalow fort, „ich ahne, ich fühle es und doch gebot Ihnen dies die Klugheit, die Pflicht der Selbsterhaltung.“

Die Großfürstin antwortete mit einem hellen Lachen.

„Sie glauben mir nicht“, murmelte der Graf „Sie meinen, es ist nur die Liebe, die aus mir spricht, diese rasende Liebe für Sie, die mich allerdings sinnlos macht. Lachen Sie nicht. Biron steht nicht mehr so fest, wie Sie glauben. Er hat alle Parteien gegen sich, ein Windhauch kann ihn stürzen. Ich weiß, daß

Münnich mit der Herzogin von Braunſchweig unterhandelt. Man wird — ſobald man weiß, daß Sie zu Biron ſtehen — auch Sie nicht ſchonen. Man wird ſich Ihrer Perſon bemächtigen —"

„Armer Suwalow", ſagte Eliſabeth, „Sie ſind furchtbar eiferſüchtig", und das ſchöne Weib begann wieder herzlich zu lachen.

Ehe der Graf wieder zu Worte kam, erſchien unerwartet ein neuer Alliirter ſeiner Auffaſſung in dem Leibarzte Leſtocq, welcher, ohne ſich erſt melden zu laſſen, mit allem Eifer eines Franzoſen hereinſtürmte „Biron war bei Ihnen, Madame", begann er erregt. „Ich hoffe, Sie haben ſich mit ihm nicht eingelaſſen, es könnte die ſchlimmſten Folgen für Sie haben. Es liegt etwas wie eine Conſpiration in der Luft und Münnich iſt ohne Zweifel die Seele derſelben, derſelbe Münnich, Großfürſtin, welcher Sie nach dem Tode Peter des Zweiten um den Thron gebracht hat und ſich daher durch eine Verbindung des Regenten mit Ihnen auf das Aeußerſte bedroht ſehen würde. Seine Spione beobachten Sie und uns Alle, die wir hier ein- und ausgehen, unaufhörlich. Ich wette meinen Kopf, er weiß in dieſem Augenblicke bereits, daß Biron bei Ihnen war und hat ſich ſtehenden Fußes zur Herzogin von Braunſchweig begeben, um dieſelbe gegen Sie auf-

zureizen und sie zugleich zu einer Entscheidung zu drängen."

„Biron hat mir den Thron angeboten", erwiderte Elisabeth.

„Den Sie durch ihn nur besteigen würden, um in Schlüsselburg oder Sibirien zu enden", rief Lestocq.

„Wer würde es wagen", sprach Elisabeth mit imposanter Würde.

„Münnich wird Alles wagen", unterbrach sie schnell der kleine Franzose. „Vertrauen Sie mir und meinem Rathe dies eine Mal nur, geben Sie mir und Suwalow den Auftrag, zu verbreiten, daß Biron Ihnen die Krone angeboten hat und Sie dieselbe entschieden zurückgewiesen haben."

Die Großfürstin ging mit großen Schritten auf und ab, endlich blieb sie vor Lestocq stehen und sprach: „Ich will Ihnen glauben und auf der Stelle darnach handeln. Eilen Sie in die Stadt und sagen Sie Allen, ich hätte die mir von dem Herzog angebotene Verbindung abgelehnt." Hierauf wendete sie sich zu Suwalow und sagte kurz, in dem Tone, in welchem man zu einem Bedienten spricht: „Meinen Schlitten und dann meinen Pelz."

„Wohin wollen Sie?" fragte der Graf. „Was haben Sie vor?" rief Lestocq.

Digitized by Google

„Fragen Sie nicht", ſchnitt ihnen die ſchöne Frau, deren ganzes Weſen jetzt die höchſte Energie athmete, das Wort ab. „Gehorchen Sie."

Leſtocq verließ ſie, um ſich zu dem franzöſiſchen Geſandten und von dort zu anderen Perſonen von Bedeutung zu begeben, in der Abſicht ſo raſch als möglich die bedeutungsvolle Nachricht zu verbreiten, daß die Tochter Peter des Großen die Krone und die Hand Biron's, wie er ſich ausdrückte „verächtlich" zurückgewieſen habe.

Suwalow meldete nach einigen Minuten, daß der Schlitten bereit ſei und half der Großfürſtin mit ſtummer Demuth ihren Pelz anziehen.

In der That fand Eliſabeth, als man ſie in das Cabinet der Herzogin von Braunſchweig führte, außer deren Gemahl auch den General Münnich anweſend. Sie überſah mit einem Blick die Situation und war entſchloſſen, den Mann, deſſen Lippen vor Kurzem noch ihre Stirne berührt hatten, ihrer Sicherheit zu opfern. Ein weiblicher Macchiavelli näherte ſie ſich ihrer Gegnerin mit einer Herzlichkeit, welche dieſelbe überraſchte und verwirrte.

„Was führt Sie zu ſo ſpäter Stunde zu mir, Prinzeſſin", begann die Herzogin, ihr neben ſich einen Sitz anweiſend.

Ch. 1 Introduction. Mathematical Preliminaries. Antiderivatives. Infinite Series. Infinite Products. Orthogonal Functions. Gamma Function. Stirling's Formula. Elliptic Integrals. Probability, Error Function. Fresnel Integrals. Exponential Integral. Hermite Polynomials. Hermite Functions. Laguerre Polynomials. Hypergeometric Functions. Confluent Hypergeometric Functions. Legendre Functions. Chebyshev Polynomials. Bernoulli Numbers. Euler Numbers. Constants. Numerical Interpolation. Numerical Differentiation. Numerical Integration. Numerical Solution of Differential Equations. Numerical Solution of Integral Equations. Laplace Transforms. Fourier Transforms. Integral Transforms. Numerical Fourier Transform Methods. Table of Indefinite Integrals. Table of Laplace Transforms. Table of Fourier Transforms. Bibliography. Table of Contents. Table of Errata. Table of Addenda.

„Und Sie haben ihn abgewieſen“, fiel die Herzogin ein.

„Hätte ich es nicht thun ſollen?“ fragte die Großfürſtin mit der Miene höchſter Unſchuld. Es war der Augenblick, wo ſie die Herzogin vollkommen von ihrer Harmloſigkeit überzeugte und das Herz derſelben ganz für ſich gewann.

„Nein, nein, Sie haben Recht gethan“, ſagte die Herzogin, Eliſabeth auf die Stirne küſſend.

„Es gibt keinen Menſchen, den ich mehr verabſcheuen würde, als Biron“, fuhr Eliſabeth fort, „und dann will ich überhaupt nicht heirathen, ich lebe ſo viel vergnügter.“

So ernſt die Situation war, begannen doch alle Anweſenden bei dem naiven Geſtändniß der galanten Prinzeſſin herzlich zu lachen.

„Es iſt mein voller Ernſt“, bekräftigte dieſe ihren früheren Ausſpruch, „und von der Regierung will ich ſchon gar nichts hören, ich habe bei der ſeligen Czaarin Anna genug davon geſehen. Lieber in einer Bauernhütte leben, als auf dem Throne. Aber ich fürchte, daß Biron ſich an mir rächen wird, er iſt nämlich ſehr verliebt in mich, am Ende ſperrt er mich in ein Kloſter, das wäre entſetzlich.“ Wieder mußten Alle lachen. —

„So lange Sie wirklich nur Ihrem Vergnügen leben, Großfürstin“, nahm jetzt Münnich das Wort, „verspreche ich Ihnen, daß Sie von Niemanden gestört werden.“

„Aber Biron scheint etwas vorzuhaben“, rief Elisabeth, „auch Sie müssen auf Ihrer Hut sein, Herzogin.“

„Wir sind auf unserer Hut“, erwiderte Münnich mit einem feinen Lächeln, „verlassen Sie sich darauf und schlafen Sie ruhig. Ich wache für uns Alle.“

Siebentes Kapitel.

Ein Staatsstreich.

Es war am Vorabende des 8. November 1740, des Tages, an welchem Biron sich die Antwort der schönen Großfürstin holen sollte, der Sturm heulte in den Rauchfängen und rüttelte an den Fenstern. Ein heftiges Schneegestöber machte es unmöglich, nur auf wenige Schritte einen Gegenstand zu erkennen. Elisabeth saß an dem Kamin ihres reizenden kleinen Boudoirs, auf einem Schemmel zu ihren Füßen Suwalow, der ihr einen französischen Roman vorlas, als Lestocq mit jener Hast, die an ihm zur zweiten Natur geworden schien, eintrat.

„Es geht los", murmelte er, „Münnich ist in der Kaserne der Preobrasenski'schen Garde und sucht sie

für sein waghalsiges Unternehmen zu gewinnen. Ich wette, wir erleben etwas heute Nacht."

„Das trifft sich ja vortrefflich", erwiderte Elisabeth, während sie absichtlich mit unbarmherziger Coquetterie ihren vollen Arm auf Suwalow's Schulter ruhen ließ. „Siegt Münnich, so sind wir jetzt vollkommen sicher, und gelingt es Biron seine Gegner niederzuwerfen, dann habe ich Morgen noch genug Zeit, mich für ihn zu entscheiden."

„Sie denken daran", stotterte der entsetzte Anbeter.

„Gewiß und sehr ernsthaft", entgegnete Elisabeth. „Biron ist ein schöner Mann und eine Krone ist auch etwas werth."

„Sie sind grausam —"

„Nur klug, mein lieber Suwalow", lächelte die Großfürstin, „aber was bringt man uns?" Sie sah Frau von Kuriakow mit allen Zeichen lebhaftester Bestürzung eintreten.

„Das Palais ist von Soldaten umstellt", flüsterte die Hofdame; „draußen steht ein Officier, der mit Eurer kaiserlichen Hoheit zu sprechen wünscht."

„Führe ihn herein", antwortete Elisabeth, welche keinen Augenblick ihre Ruhe verlor.

Der Officier stand wenige Augenblicke später vor ihr und begrüßte sie militärisch.

Digitized by Google

„Der General Münnich ſendet mich, kaiſerliche Hoheit", begann er, „mit dem Auftrage, mich Ihnen für dieſe Nacht zur Verfügung zu ſtellen. Es bereiten ſich ernſte Ereigniſſe vor und der General würde ſich ſehr beunruhigt fühlen, wenn er Eure Hoheit ohne Schutz wüßte."

„Ich bin dem General ſehr zu Dank verpflichtet", ſagte Eliſabeth mit unnachahmlicher Würde, „und verlaſſe mich ganz auf Sie, Herr Capitän. Ich werde ſofort dafür ſorgen, daß es Ihnen und Ihren Leuten an nichts fehle und in einiger Zeit ſelbſt die Wache inſpiciren."

Als der Officier ihr Boudoir verlaſſen hatte, wendete ſie ſich lächelnd zu den Anweſenden.

„Man hält mich alſo gefangen", ſagte ſie, „unter dem Vorwand einer sauve garde, wie gefällt Euch das."

„Münnich iſt in der That ſehr vorſichtig", lachte Suwalow.

Eliſabeth ertheilte hierauf die nöthigen Befehle für die Bewirthung der Soldaten und erſchien eine Stunde ſpäter wirklich in der improviſirten Wachtſtube um mit den Grenadieren vertraulich zu ſchwatzen und auf ihr Wohl zu trinken; dann machte ſie, von dem Officier und zwei Soldaten mit Fackeln begleitet, die

Runde und versicherte zuletzt den Capitän gnädig ihrer vollen Zufriedenheit.

„Hoheit können ruhig schlafen", sagte dieser galant.

„Das werde ich auch, Gott befohlen." — —

Eine Stunde später, nachdem Biron sich zur Ruhe begeben hatte, näherten sich von verschiedenen Seiten dunkle Colonnen, ebenso rasch als geräuschlos, denn alle Soldaten hatten die Füße mit Stroh umwunden. Es war General Münnich, der mit der Preobrasenski'schen Garde den Palast des Regenten umringte und nachdem die Wachen, welche derselben Truppe angehörten, anstatt Widerstand zu leisten, sich ihren Kameraden angeschlossen hatten, in denselben eindrang.

Der Herzog wurde erst wach, als Münnich vor seinem Bette stand.

„Sie hier General?" sagte er erstaunt, zugleich erblickte er jedoch die Bajonnete der Grenadiere und verstand jetzt erst die Gefahr, in der er sich befand.

Er sprang auf und wollte seinen Degen ergreifen, in der Absicht, sich zur Wehre zu setzen, aber einer der Officiere hatte sich desselben bereits bemächtigt.

„Sie sind mein Gefangener, Herzog", sagte Münnich mit seiner kalten militärischen Ruhe.

„Mit welchem Rechte, General? Wissen Sie, daß Sie ein Rebell sind?" rief Biron.

Digitized by Google

„Ich war zufällig Zeuge der Scene, welcher Sie Ihre Würde verdanken", erwiderte Münnich, „berufen Sie sich nicht auf mich. Ich verhafte Sie im Namen der Regentin Anna von Braunschweig."

Der Herzog lachte verächtlich.

„Dies ist also Ihre oft betheuerte Anhänglichkeit und Dankbarkeit, General", murmelte er.

„Ganz recht, mein Dank für das oberste Commando zu Land und See", erwiderte Münnich mit verachtendem Hohne.

Man ließ Biron nur so viel Zeit als er nöthig hatte, um sich anzukleiden und sich in einen Reisepelz zu hüllen, dann nahmen ihn die Grenadiere in die Mitte und er verließ den Palast, in dem er noch vor Kurzem unumschränkt geherrscht hatte, als Gefangener. Man brachte ihn zuerst in das Fort der Admiralität und eine Stunde später befand er sich bereits in einem von Kosaken escortirten Schlitten auf dem Wege nach der Festung Schlüsselburg, während die Herzogin von Braunschweig mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne Iwan III. in den Palast der Czaaren einzog.

So verhaßt war der Tyrann, daß sich nicht eine Hand für ihn erhob, der Staatsstreich, der ihm Herrschaft und Freiheit kostete, ausgeführt werden konnte,

ohne daß nur ein Schuß fiel oder ein Tropfen Blutes vergossen wurde.

Der Morgen überraschte Petersburg und Rußland mit einer neuen Regierung. Anna, Herzogin von Braunschweig, erklärte sich als Regentin, ernannte ihren Gemahl Ulrich von Braunschweig zum Commandanten der Truppen und Münnich zu ihrem ersten Minister.

Im ersten Augenblicke schon zeigte sich jedoch ein tiefer Zwiespalt in dem Schooße der Regierung. Münnich gab nur mit Widerstreben das Commando an den Gemahl der Regentin ab und mit der Bedingung, daß es in dem Bestallungsdiplome hieß: „Der Feldmarschall Münnich habe zwar den ersten und größten Anspruch auf diese Würde gehabt, seiner außerordentlichen militärischen Verdienste wegen, dieselbe jedoch aus eigenem Antriebe dem Vater des Kaisers überlassen.“

Außer Biron wurde Niemand verhaftet, als sein Secretär Graf Bestuseff, der Einzige, der mit einigem Rechte als dessen Anhänger gelten konnte. Beide wurden auf Befehl der Regentin nach Sibirien transportirt.

Die Erste, welche, nachdem die Grenadiere ihren Palast verlassen hatten, der Regentin ihre Glückwünsche darbrachte, war Elisabeth.

Digitized by Google

„O! Sie wiſſen nicht Herzogin", rief ſie, die Hände derſelben küſſend, „wie dankbar ich Ihnen bin, Sie haben uns alle gerettet und mich ganz beſonders. Denken Sie, wenn ich die Gemahlin dieſes entſetzlichen Menſchen, dieſes Stallknechtes, hätte werden müſſen, ich bin überzeugt, er hätte nicht einmal geduldet, daß ich Anbeter habe."

Die Regentin lächelte, ſie war von der Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit der Großfürſtin vollkommen überzeugt und ſah in ihr nur ein großes Kind, das zu ſeinem Glücke nichts weiter brauchte, als Spielzeug, freilich lebendiges Spielzeug, aber daran konnte es ihr nicht fehlen, ſo lange es galante Männer am Hofe gab und hübſche Grenadiere unter der Garde, und Eliſabeth im vollen Beſitze ihrer Jugend und Schönheit war.

Minder vertrauensſelig zeigte ſich Münnich. Als er die Garden in der Nacht des Staatsſtreiches haranguirte, hatten dieſelben zuerſt ziemlich entſchieden die Erhebung der Großfürſtin Eliſabeth auf den Thron verlangt. Zum zweiten Male hatte ihr Münnich den Weg zu demſelben verſperrt, er hatte alſo alle Urſache, den Augenblick, wo ſie zur Gewalt gelangte, zu fürchten. Das Volk begann der Fremdherrſchaft täglich mehr überdrüſſig zu werden und aller Augen richteten ſich

auf die Tochter Peter des Großen, die ſchöne Amazone, welche nur dem Vergnügen und der Liebe zu leben ſchien, in der aber der in Staatsintriguen ergraute Feldmarſchall mit Recht die gefährlichſte Thronprätendentin ſah. Er umgab ſie daher mit einem Netz von Spionen, er gewann Leute unter ihrer Dienerſchaft durch enorme Summen, er bezahlte andere, welche die Aufgabe hatten, ihr auf allen ihren Schritten zu folgen, wenn ſie ihren kleinen Palaſt verließ, und wieder andere, welche Jene bewachten, mit denen ſie verkehrte, Suwalow, Woronzoff und vor allem Leſtocq, der in auffallender Weiſe in dem franzöſiſchen Geſandtſchafts-Hotel verkehrte.

Einmal benützte Münnich, deſſen Geſundheit nicht die beſte war, ein Unwohlſein, um Leſtocq zu Rathe zu ziehen und auf dieſe Weiſe den kleinen Wundarzt, deſſen Prahlerei und Schwatzhaftigkeit bekannt waren, perſönlich in unverfänglicher Weiſe auszuholen. Nachdem Leſtocq ein rieſiges Recept, das einem Küchenzettel glich, geſchrieben hatte, begann Münnich demſelben ſeine Sympathieen für Eliſabeth zu erklären. „Schade", ſagte er ſchließlich, „daß die Prinzeſſin ſo ſehr allen Staatsgeſchäften abgeneigt iſt, ſie hätte ſonſt alle Eigenſchaften zu einer vortrefflichen Regentin."

„O! glauben Sie das ja nicht", erwiderte Leſtocq,

der Münnich durchschaute, „die Großfürstin ist zugleich die vergnügungssüchtigste und trägste Frau, die es geben kann. Ich erstaune nur, daß sie noch nicht zu bequem ist, sich an- und auszukleiden. Nur ihre maßlose Eitelkeit hilft ihr, so denke ich, über die täglichen Mühen der Toilette hinweg. Von Regierungsgeschäften, Staatsangelegenheiten will sie durchaus nichts hören, und sie hat auch nicht den Geist, dieselben aufzufassen. Sie weiß von der politischen Welt so wenig, daß ich überzeugt bin, sie käme in Verlegenheit, wenn sie uns sagen sollte, wie der gegenwärtige König von Frankreich heißt, oder wer in dem gegenwärtigen Kriege die preußische Armee commandirt."

„Dafür gibt es in ihrer Umgebung Personen welche an der Politik um so mehr Antheil nehmen —"

„Wer sollte das sein? Doch nicht Suwalow?"

„Nein", erwiderte Münnich, „gewiß nicht Suwalow, aber Sie, Lestocq."

„Ich?" Der kleine Franzose brach in ein unverschämtes Gelächter aus.

„Sie sind viel bei dem französischen Gesandten."

„Täglich zweimal", rief Lestocq, „am Morgen, weil ich die Ehre habe, sein Arzt zu sein, und am Abend, weil man sich in ganz Petersburg nirgends so angenehm unterhält und so gut ißt, trinkt und sein

Spiel macht, wie bei dem Marquis de La Chetardie."

Münnich war durch die scheinbare Harmlosigkeit Lestocq's entwaffnet.

„Ihr seid alle zusammen eine unverbesserliche Bande leichtfertiger Menschen", murmelte er.

„Und mit Recht, General", rief der Franzose. „Gott hat uns nicht in diese schöne Welt gesetzt und uns das Weib zur Gesellschaft gegeben, damit wir ernsthafte Gesichter schneiden und uns gegenseitig in das, wie ich höre, nicht einmal im Winter geheizte Sibirien senden, sondern um uns so gut als möglich zu amüsiren. Wenn ich mich schon zu einem Philosophen bekennen muß, so schwöre ich zu Epikur."

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Stillleben einer Großfürstin.

Von dem Augenblicke an, wo Elisabeth durch Lestocq wußte, daß Münnich sie und ihren kleinen Hof im Verdachte politischer Pläne habe und demgemäß unter der strengsten Aufsicht halte, zog sie sich noch mehr, als sie es bisher gethan, von dem öffentlichen Leben zurück. Ihr kleiner Palast in Petersburg bot während des Sommers 1740 das Bild einer vollständigen Idylle.

Sie war stets früh auf und wenn noch der Thau silbern an den Blättern und Gräsern hing, eilte sie schon durch die Laubgänge ihres schattigen Parkes und ließ ihre schöne Stimme mit den Vögeln um die Wette erklingen. Es war die Zeit, wo sie, wie sie meinte, noch nicht Toilette gemacht hatte, obwohl sie stets, der

Tageszeit und Situation angemessen, mit der größte
Sorgfalt und verschwenderischer Pracht gekleidet wa
Sie ruhte nachts gleich einer olympischen Göttin i
einer Wolke der kostbarsten Brüsseler Spitzen in ihre
weißseidenen Polstern und wenn sie aufstand, schlüpf
sie in ein Paar reizender Pantoffeln von rothem Samme
warf einen Schlafrock aus weißer Seide, hinten m
einer großen Quetschfalte, um und zwang den Reichthu
ihrer herrlichen Haare in ein kleines Häubchen, da
ihr etwas graziös Mütterliches gab. Dann nahm s
auf der Terrasse ihre Chocolade und ihre weißen Finge
beschäftigten sich damit, Weißbrod zu kleinen Krume
zu zerbröckeln, die sie den Finken, Amseln, Sper
lingen und Rothkehlchen zuwarf, welche sie zwitschern
umlagerten und oft mit lächerlicher Erbitterung u
ihr Futter kämpften. Es schoß wohl auch hie un
da ein neckisches Eichhörnchen den dunklen Stam
einer Tanne hinab, rollte seinen buschigen Schweif un
blickte sie mit den schwarzen Aeuglein neugierig an.

Wenn sie das kindliche Spiel mit all' dem flat
ternden und piependen Gethier satt hatte, machte s
zum zweiten Male Toilette. Diesmal kleidete sie sic
dunkel und würdevoll, denn es war die Zeit, wo s
mit ihrer Hofdame zur Kirche ging.

Nachdem sie mit Andacht gebetet hatte, denn s

war eben ſo fromm als lebensluſtig, preßte ſie ihre üppigen Formen in ein knappes Reitkleid und ſetzte einen kleinen dreieckigen Hut auf ihr ſchneeweiß gepudertes Toupée. Graf Suwalow ſtand dann bereits gleich einem Sklaven, demüthig ſeiner ſchönen Gebieterin harrend, mit den Pferden in dem Hofe des Palaſtes. Eliſabeth grüßte ihn mit einem leichten Nicken, er bot ihr ſeine Hand zum Aufſteigen, ſie ſetzte den kleinen Fuß in dieſelbe und ſchwang ſich ſo mit unnachahmlicher Anmuth in den Sattel. Zu Pferde mahnte ſie an eine junge ſiegreiche Königin der Amazonen und wenn ſie längs der Newa dahin ſprengte, blieb wohl Jedermann ſtehen, um der kühnen ſchönen Frau nachzublicken, welche ſich ſo graziös auf dem Sattel zu ſchaukeln verſtand. Nicht ſelten hielt ſie auf dem Rückwege bei der Kaſerne der Preobraſenſki'ſchen Garde, für die ſie eine beſondere Vorliebe zeigte, wie denn auch die Soldaten derſelben mit wahrer Begeiſterung an ihr hingen.

Sobald ſie mit ihrem hellen flatternden Reitkleid und ihrem weißen Schleier in Sicht kam, liefen Grenadiere, Soldatenweiber und Kinder heraus, und wenn ſie ihren ſchäumenden Rappen anhielt, ſah ſie ſich augenblicklich von ihrer großen militäriſchen Familie umringt, von allen Seiten rief es dann: „Mütterchen

Eliſabetha Petrowna wie geht es mit der Geſundheit?“ hier klopfte ein Gardiſt den Hals ihres Pferdes, dort fegte eine Sergeantenfrau den Staub von ihrer Schleppe und hinter ihr hingen ſich ein paar Soldatenjungen an den langen prächtigen Schweif ihres Thieres und jubelten

Vom Ritte zurückgekehrt, machte die Großfürſtin erſt eigentlich Toilette. Sie kam dann in einem prachtvollen Seidenkleide franzöſiſcher Fabrikation, mit Spitzen aufgeputzt, die lange Schleppe wie bei einem Hoffeſte nachziehend zum Diner, das ſie gewöhnlich mit Frau von Kuriakow allein einnahm, denn ſie war bei Tiſch gern ungeſtört. Sie aß nämlich ſehr viel und ſprach noch eifriger als der feinen Küche ihres franzöſchen Koches dem Wein zu. Nach dem Eſſen ſchlief ſie. Dann kleidete ſie ſich vom Kopf bis zum Fuße neu an, zum Empfange ihrer täglichen Gäſte, Suwalow und Leſtocq. Mit dieſen Beiden und ihrer Hofdame unterhielt ſie ſich Nachmittags in ihrem Garten in einer Weiſe, welche die Spione Münnich's vollkommen beruhigte. So lange es Vorrath an Neuigkeiten, Anecdoten oder Ereigniſſen der Scandalchronik gab, wurde heiter geplaudert, wobei der kleine mediſante Franzoſe mit ſeinem ſtets ſchlagfertigen Witz das große Wort führte. Eliſabeth hörte Niemand ſo gern ſprechen wie ihn, denn ſie war ein echtes Weib,

bei ihr galten gute Einfälle bei Weitem mehr als Argumente. War der Geſprächsſtoff erſchöpft, ſpielten ſie auf einem kleinen Grasplatz Federball, wobei die Großfürſtin jedesmal Gelegenheit fand, durch die angeborene Anmuth und den unnachahmlichen Reiz ihrer Bewegungen ihren Anbeter immer wieder auf's Neue zu entzücken. Sie war eine jener Frauen, die man nur zu ſehen braucht, um ſie zu lieben. Manchmal ließ die kleine heitere Geſellſchaft auch einen Drachen ſteigen oder ſpielte Verſtecken in den dichten Alleen und Gebüſchen. Kam ein Regen oder ein Gewitter, ſaßen ſie oben in dem kleinen Salon und ſpielten Karten.

Nach dem Soupée entfernten ſich die beiden Herren, Suwalow jedoch nur. um durch ein Hinterpförtchen des Gartens und eine geheime Thür im Palaſte zurückzukehren. Wenn die Großfürſtin zum letzten Male und zwar mit noch größerer Coquetterie als während des Tages für die Nacht Toilette gemacht hatte, drückte ſie an einen verborgenen Knopf in der Wand ihres Schlafgemaches, die Tapete wich zurück und der Geliebte trat ein, um ſich dem ſchönen berauſchenden Weibe, das ihn in dem bethörendſten Negligée erwartete, zu Füßen zu werfen.

Dieſe behagliche Ruhe und das heitere Liebesglück

der Prinzessin wurden ein einziges Mal für kurze Zeit gestört, als die Regentin dieselbe zu sich entbot und ihr eröffnete, daß Tahmas Kuli-Khan auch Schah-Nadir genannt, der mächtige und fabelhaft reiche Beherrscher Persiens sich um ihre Hand bewerbe. Bis in den fernen Orient war der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit gedrungen und hatte den großen Schah bestimmt, Abgesandte mit reichen Geschenken zu entsenden, welche die Prinzessin bewegen sollten, ihnen in ihre märchenhafte Heimat zu folgen.

Elisabeth's Antwort war ein ausgelassenes kindliches Lachen.

„Sie nehmen die Angelegenheit viel zu wenig ernst, Prinzessin", begann nun die Herzogin, „Schah-Nadir ist der schönste Mann, den Sie sich denken können, geschaffen die ausschweifendste Phantasie einer nach Liebe, Genuß und Pracht verlangenden Frau zu befriedigen. Unermeßliche Schätze füllen seinen mit asiatischem Luxus eingerichteten Palast, der für sich allein eine ganze Stadt ist. Tausende von Sklaven harren in aufmerksamer Demuth der Winke ihres Gebieters, jeden derselben schnell erfüllend. Sie würden als die Beherrscherin eines der größten Reiche des Orients der russischen Macht den Weg in das Innere Asiens bahnen, könnten als solche die Politik ihres

Digitized by Google

großen, unvergeßlichen Vaters mit glänzenden Erfolgen krönen —"

„Aber Herzogin", fiel Eliſabeth ein, „ich habe Ihnen ſo oft geſagt, daß ich zu Staatsgeſchäften eben ſo wenig tauge, wie zur Ehe. Ich kann nicht glauben, daß Sie mich unglücklich machen wollen —"

„Im Gegentheil", ſagte die Regentin, „wir alle — Münnich nicht ausgenommen — wünſchen in Ihrem Intereſſe, daß Sie den Abgeſandten Perſiens Gehör ſchenken. Sie ſind ohne Zweifel eines Thrones werth, warum wollen Sie einen der mächtigſten, der Ihnen in ſo ſchmeichelhafter Weiſe geboten wird, zurückweiſen?"

Die Regentin ſagte der Prinzeſſin die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit, ſo wenig ſie derſelben nämlich gefährliche politiſche Pläne zutraute, ſo hätte ſie doch, ebenſo wie Münnich, dieſelbe lieber in dem fernen Perſien als in Petersburg geſehen.

„Ich paſſe nicht für den Thron", ſagte Eliſabeth, „gönnen Sie mir, Herzogin, das heitere, ſorgenloſe Leben, das ich führe und erlauben Sie mir, die Werbung des Schahs abzuweiſen. Wollen Sie jedoch, daß ich Rußland verlaſſe, ſo ziehe ich es vor, nach Frankreich oder Italien zu gehen und dort ebenſo nur meinem Vergnügen zu leben, wie hier.

Der Verein übernimmt keine Haftung für die Richtigkeit der Angaben in den Berichten der Mitglieder. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Berichte zu kürzen oder abzulehnen. Die Redaktion ist nicht verpflichtet, Manuskripte zurückzusenden. Nachdruck ist nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. Für Manuskripte, welche unverlangt eingesandt werden, übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Die Mitglieder werden gebeten, Anfragen, welche sie an die Redaktion richten, stets mit Rückporto zu versehen. Anfragen, welche nicht mit Rückporto versehen sind, werden nicht beantwortet

und perſiſche Stoffe, Teppiche und koſtbare Pelze. Dann kamen tauſend ſchwarze Sklaven, wie aus Ebenholz geſchnitzt, Papageien auf der Hand tragend oder gezähmte Löwen, Tiger und Panther an ſilbernen Ketten führend. Hundert cirkaſſiſche Sklavinnen von ſeltener Schönheit folgten mit Fächern aus Straußenfedern, die Geſandten auf feurigen Pferden, die bunten orientaliſchen Gewänder mit Diamanten beſäet und eine zweite Abtheilung Soldaten ſchloß den Zug.

Eliſabeth empfing die ungewöhnlichen Brautwerber in dem großen Saale ihres Palaſtes. Auf Stufen, welche mit rothem Sammet beſchlagen waren, ſtand eine Art vergoldeter Thronſeſſel, auf dem ſie ſich niedergelaſſen hatte. Sie trug ein weißes, goldgeſticktes Schleppkleid, von ihren blendenden Schultern wallte ein Hermelinmantel nieder, auf ihrer gebietenden Stirne funkelte ein Diadem von Diamanten.

Die Geſandten des Schahs traten, von einem Dolmetſcher begleitet, ein und warfen ſich dreimal vor der ſchönen Großfürſtin auf das Antlitz nieder, das erſte Mal an der Thüre, das dritte Mal unmittelbar zu ihren Füßen, dann brachten ſie, auf den Knieen liegend, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, ihr Anliegen vor, das der Dolmetſcher der Prinzeſſin verſtändlich machte.

Als es hieß, der Schah habe von Ihrer Schönheit, die in der Welt nicht ihres Gleichen habe, vernommen, und seitdem fliehe ihn der Schlaf und er werde keine Ruhe finden, ehe nicht der herrliche Stern des Nordens in seinem Reiche leuchte, lächelte Elisabeth geschmeichelt. Schon begannen die Abgesandten zu hoffen und beeilten sich, ihr die Schätze, welche Tahmas Kuli-Khan ihr sandte, zu Füßen zu legen, um so größer war ihre Enttäuschung, als ihnen die Antwort der Prinzessin verdolmetscht wurde.

Wenn sie überhaupt willens wäre sich zu vermählen, lautete dieselbe, würde sie gewiß keinen Anderen wählen, als den Schah, von dessen körperlichen Vorzügen, seltenen Geistesgaben, Macht und Reichthum man ihr die verlockendsten Schilderungen gemacht habe, aber sie werde ihre Freiheit nie einem Manne opfern, nicht einmal dem besten, den es gebe, und so sehe sie sich gezwungen, die Hand des Schahs dankend abzulehnen. Um jedoch Tahmas Kuli-Khan nicht zu sehr zu beleidigen, nehme sie seine Geschenke, Juwelen, Perlen, Stoffe und Pelze an, die Sklaven und Elephanten sende sie ihm jedoch zurück und als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit bitte sie die Perser, ihrem Monarchen ihr Bild, in Diamanten gefaßt, zu überbringen.

Digitized by Google

Während der Dolmetſcher ſprach, waren die Geſichter der Geſandten immer länger geworden. Wieder warfen ſie ſich dreimal vor Eliſabeth nieder und kehrten ſeufzend mit dem bezaubernden Porträt der grauſamen Schönen zu ihrem Herrn zurück, der vergebens unter den Paradiesblumen und Gazellen ſeines Harems den kalten ſtolzen Stern des Nordens zu vergeſſen ſuchte.

Neuntes Kapitel.

Der Unentbehrliche.

Während Elisabeth in ihrem kleinen Palaste, einer zweiten Grotte der Dido, nur der Liebe zu leben schien, wurde der Zwiespalt im Schooße der neuen Regierung von Tag zu Tag größer und unheilbarer. Münnich, dessen Selbstgefühl noch weit über seine großen Verdienste hinausging, ließ es der Regentin täglich fühlen, daß sie ihm allein ihre Macht zu verdanken habe und er die einzige Stütze derselben sei; ihren Gemahl, den Herzog Ulrich von Braunschweig behandelte er geradezu wegwerfend. Die Regentin unterhielt intime Beziehungen zu dem Grafen von Lynar und in Folge derselben standen sich die beiden fürstlichen Gatten mehr als schroff gegenüber, es gab am Hofe täglich Reibungen und Conflicte, welche Münnich in seinem Beneh-

men gegen den Herzog beſtärkten. Obwohl der Letztere der Befehlshaber aller ruſſiſchen Streitkräfte war, wurden ihm die Anordnungen Münnich's, auch inſoweit ſie die Armee betrafen, nur ſehr ſelten mitgetheilt, was den jähzornigen Herzog mehr als einmal geradezu außer ſich brachte. Noch ſchwerer fiel jedoch die Uneinigkeit der Machthaber in Bezug auf die äußere Politik in's Gewicht. Münnich gehörte zu den wärmſten Verehrern des Königs von Preußen, Friedrich des Großen, während die Regentin eben ſo ſehr gegen denſelben eingenommen war. So kam es, daß Rußland zu keinem entſchiedenen Vorgehen zu beſtimmen war. Die Regentin weigerte ſich, die preußiſchen Pläne zu unterſtützen, während Münnich jedesmal, wo ſie zur Parteinahme für Oeſterreich einen Anlauf nahm, ſie auf halbem Wege umkehren machte, ja der perſönliche Einfluß dieſes genialen und energiſchen Mannes auf die Regentin war ſo groß, daß er ſie endlich doch zur Unterzeichnung eines freilich mehr formellen Bündniſſes mit Preußen beſtimmte.

Es ſollte ſein letzter Erfolg ſein, nicht lange darnach wurde er krank und mußte ſich für längere Zeit von allen Staatsgeſchäften zurückziehen. Statt den Verluſt dieſes treuen und fähigen Mannes zu bedauern, fühlte ſich die Regentin mit einem Male frei und be-

eilte sich, das ganze Gebäude Münnich's über den Haufen zu werfen. Sie wurde dabei von Ostermann unterstützt, welcher die lockende Gelegenheit, das Staatsruder ganz an sich zu reißen, nicht unbenützt vorübergehen lassen wollte. Golofkin und Löwenwolde verbanden sich mit ihm zu Münnich's Sturze.

Die Regentin gehörte mit zu den Garanten der pragmatischen Sanction.

Sie schloß, ohne Münnich zu fragen, ja offenbar gegen seine Absicht und seinen Willen eine Allianz mit den Höfen von Wien und Dresden, welche gegen keinen Anderen gerichtet sein konnte, als gegen Friedrich den Großen, der in Schlesien eingefallen war.

Als Münnich von diesem Acte der Regentin erfuhr, forderte er in brüsker Weise seinen Abschied.

„Sie werden sehen", sagte er mit einem hochmüthigen Lachen zu seinem Secretär, nachdem er demselben das betreffende Schriftstück zu Ende dictirt hatte, „das ist ein Schreckschuß, der sie und alle Machinationen niederwirft; was sollten sie auch ohne mich anfangen."

Er hielt sich für unentbehrlich, aber er sollte erfahren, daß kein Mensch unentbehrlich ist.

Die gehoffte Wirkung seiner Abdankung blieb nicht allein aus, sondern die Regentin beeilte sich sogar,

Digitized by Google

dieſelbe anzunehmen. Münnich war vernichtet, obwohl der Schlag weniger ihn traf als eben die, die ihn führten und die, alle Dankbarkeit gegen den Mann, der ſie zur Regierung gebracht hatte, vergeſſend, überdies noch ſo unklug waren, ſich zu freuen, daß ſie dieſe eminente Kraft verloren hatten.

An demſelben Abende noch, als Münnich's Abdankung bekannt wurde, berief ein Billet des Marquis de la Chetardie den Wundarzt Leſtocq in das franzöſiſche Geſandtſchaftshotel.

„Mein lieber Freund", begann der Marquis, als er ſich mit dem Leibarzt der Prinzeſſin Eliſabeth in ſeinem Cabinete eingeſchloſſen hatte, „Sie ſind zwar kein Diplomat von Beruf, ja nicht einmal ein Politiker, aber ich glaube an Ihnen alle jene Eigenſchaften entdeckt zu haben, welche dazu befähigen, der Träger einer politiſchen Intrigue zu werden."

„Sehr ſchmeichelhaft, Excellenz", erwiderte Leſtocq lächelnd, „aber ich bitte, nicht zu vergeſſen, daß es dieſelben Eigenſchaften ſind, welche einen für Sibirien, ja vielleicht für das Schaffot qualificiren."

„Gewiß, mein lieber Leſtocq", fuhr de la Chetardie fort, „kann ein Unternehmen, das ſeinen Theilnehmern die außerordentlichſten Vortheile, Macht, Rang und Reichthum verheißt, nicht ganz gefahrlos ſein. Es

kommt aber eben alles darauf an, das Erreichbar in einer so klugen und vorsichtigen Weise anzustre ben — sobald die Chancen des Erfolges jene des Mißer folges weit überwiegen, daß die Möglichkeit eine schlimmen Ausganges auf das geringste Maß redu cirt wird."

„Ich verstehe."

„Ich bin offen gegen Sie, Lestocq", fuhr der Mar quis fort, „nicht allein weil Sie mir ein ebenso treue als kluger Mann scheinen, sondern vorzüglich deshalb weil ich Sie für einen guten Franzosen halte."

„Und mit Recht, Excellenz", rief Lestocq, mit jene seiner Nation eigenthümlichen Begeisterung, „ich würd lieber meinen Kopf hergeben, als Frankreich verrathen."

„Hören Sie also", sagte der Marquis, „es ist das Interesse unseres Vaterlandes, das uns allein in die sem Augenblicke leiten darf. Sie wissen, daß Münnich entlassen ist, daß die österreichische Partei am Hof gesiegt hat. Ein Bündniß mit Maria Theresia ist ab geschlossen worden und der Gemahl der Regentin, nach militärischen Lorbeeren geizend, drängt auf die sofortige Ausführung desselben. Ich zweifle nicht, daß man eine Armee gegen Preußen aufstellen wird. Der Er folg des Krieges dürfte sich, wenn Rußland energisch in der Flanke des Königs von Preußen operirt, auf

die Seite unserer Gegner neigen. Diese für uns demüthigende Katastrophe abzuwenden, ist meine Aufgabe und die Ihre, mein Freund."

„Inwiefern die meine?" sagte Lestocq erstaunt, „was sollte ich, der unbedeutende Wundarzt, vermögen?"

„Denken Sie einmal nach, Lestocq, ob es nicht ein Mittel gäbe, die Intriguen unserer Feinde mit einem Male lahm zu legen, Sie sind ein feiner Kopf, denken Sie nach."

Lestocq setzte sich in einen Stuhl, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und den Kopf in beide Hände. „Es gibt ein einziges Mittel", sagte er endlich, den Marquis fest ansehend.

„Nun?"

„Wir müßten die gegenwärtige Regierung stürzen", fuhr der kleine Wundarzt fort, „und die Großfürstin Elisabeth zur Kaiserin von Rußland machen."

„Errathen, Lestocq", rief der französische Gesandte, „und begreifen Sie jetzt die Aufgabe, welche Ihnen zu Theil wird?"

Lestocq nickte.

„Sie müssen vor Allem die Prinzessin für unseren Plan gewinnen und dann die Verschwörung organisiren. Das Volk hat die Herrschaft der Deutschen satt, die

Sympathieen der Soldaten gehören seit langer Zeit schon der Tochter Peter des Großen. Sobald nur ein Regiment sich für sie erklärt, werden die übrigen nachfolgen. Das nöthige Geld gebe ich."

„Das ist Alles sehr schön, Herr Marquis", murmelte Lestocq, „aber mein Kopf, mein armer Kopf?"

„Sie wären der erste Franzose, dem es an Muth fehlte, wenn es die Ehre seines Landes und für ihn selbst Ruhm und Vortheil gilt", sagte de La Chetardie rasch.

„Halten Sie mich für keinen Feigling, aber die Aufgabe scheint mir zu groß für meine kleinen Schultern."

„Gerade Sie sind der Mann, den wir brauchen", sagte der Marquis. „Lassen Sie irgend einen General oder Staatsmann die Leitung übernehmen, sich mit seinen Freunden besprechen, mit den Soldaten unterhandeln, man wird sofort Verdacht schöpfen und die Verschwörung wird entdeckt sein, ehe sie noch eigentlich begonnen hat. Daß Sie sich aber zur Seele einer Thronumwälzung machen, daran denkt Niemand, gerade in Ihrer scheinbaren Unbedeutendheit liegt für mich die sicherste Bürgschaft des Erfolges. Zudem war Münnich der Einzige, welcher die Großfürstin unausgesetzt bewachte und von dem entschiedene Schritte gegen

dieſelbe bei dem geringſten Anlaß ſogar zu erwarten waren. Nie war die Conſtellation für Eliſabeth günſtiger. Es heißt nur muthig den Augenblick ergreifen und wir ſind Sieger."

Leſtocq ſchwieg noch immer.

„Sie haben alſo wirklich nicht den Muth?" fragte der Marquis mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich werde mit der Großfürſtin ſprechen", ſagte er nach einer neuen Pauſe.

„Endlich!" rief der Marquis. „Ich erwarte mit Ungeduld das Ergebniß dieſer Unterredung, laſſen Sie nichts unverſucht, Leſtocq, die Prinzeſſin zu beſtimmen und kehren Sie bald, recht bald zu mir zurück."

Mit einem Händedruck trennten ſich die beiden Männer, welche auf das Schickſal Rußlands, ja Europas einen ſo bedeutenden Einfluß nehmen ſollten, der hochgeborene Marquis, der Botſchafter Ludwig XV. und der unſcheinbare Wundarzt, der mit einem Male zum politiſchen Abenteurer wurde.

Leſtocq fand die Großfürſtin mit Suwalow und ihrer Hofdame beim Souper.

„Was ſoll das bedeuten?" rief ſie ihm entgegen. „Weshalb ſo ſpät? Das fordert Strafe. Wer erfindet eine würdige für dieſen kühnen Hochverräther?"

„Er soll verurtheilt werden, deutsch zu lernen", rief Suwalow.

„Erbarmen Sie sich", flehte Lestocq, der, wie alle Franzosen vor der deutschen Sprache einen unüberwindlichen Respect hatte.

„Er soll den ganzen Abend nichts als Wasser trinken", schlug die Hofdame vor.

„Nein, das wäre zu grausam", lachte Elisabeth, „da will ich lieber selbst die Execution übernehmen." Sie drehte ihre Serviette zu einem tüchtigen Plumpsack zusammen und winkte Lestocq zu sich, der mit einer Armensündermiene vor ihr niederkniete. Nachdem er ein paar derbe Hiebe von der zarten Hand der Prinzessin erhalten, wurde er zu einer Flasche Sauterne begnadigt. Als die Herren, wie jeden Abend, zusammen den Palast verließen, nahm Lestocq den Grafen am Arme und weihte ihn in seinen Plan ein. Suwalow stimmte freudig zu und bot zu Allem willig seine Hand; zunächst galt es, dem kleinen Wundarzt mit Vermeidung jedes Aufsehens ein tête à tête mit der Großfürstin zu verschaffen, denn noch hatte Münnich seine Spione unter ihrer Dienerschaft. Auch dafür wußte der intriguante Suwalow Rath. Elisabeth drückte, nachdem sie sich in ihr reizendes Negligée gehüllt hatte, an den Knopf der Tapete, wie erstaunte

ſie aber, als ſtatt des erwarteten Geliebten, Leſtocq in ihr Schlafgemach trat.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte ſie.

„Daß Sie von Spionen umgeben ſind“, entgegnete der kleine Franzoſe, „und ich Hut, Mantel und Schlüſſel Suwalow's benützt habe, um unerkannt zu Ihnen zu gelangen, denn ich habe Ihnen ebenſo wichtige als dringende Eröffnungen zu machen.“

„Ich bin geſpannt“, ſagte Eliſabeth, die ſich auf eine Ottomane niedergelaſſen hatte.

„Die Abdankung Münnich's“, begann Leſtocq, „iſt für Sie der erſte Schritt zum Throne —“

„Sie wiſſen doch, Leſtocq“, unterbrach ihn Eliſabeth lebhaft, „daß ich nichts von Politik hören will.“

„Das wäre in dieſem Augenblicke ſehr unpolitiſch“, entgegnete Leſtocq raſch. „Sie, die ſchöne Frau, die Tochter Peter des Großen, der Liebling der Soldaten, haben alle Chancen für ſich, den Thron Rußlands zu erlangen und zu behaupten. Den Hermelin um die Schultern können Sie ihren Willen zum Geſetze eines großen Reiches machen, jeden ihrer Wünſche erfüllen, und an der Hand ihrer unvergleichlichen Schönheit die höchſten Freuden der Liebe genießen. Alles, was das Weib in Ihnen nur vom Leben verlangen kann, wird Ihnen die Monarchin erfüllen. Sie werden

glücklich sein und Sie werden groß sein. Sie haben ein Herz für Ihr Volk, Sie werden in die Fußstapfen Ihres genialen Vaters treten und Rußland zu neuen Siegen, neuen Fortschritten, einer höheren Stufe der Cultur führen, dem Stillstande, welcher seit einigen Jahren in jeder Beziehung herrscht, ein Ende machen. Ihr Name wird mit goldenen Lettern im Buche der Geschichte stehen. Sollte dies Alles Sie nicht begeistern, sollten wir Alle uns in Ihnen getäuscht haben, die wir von Ihnen und nur von Ihnen eine bessere Zukunft erwarten?"

„Ich leugne nicht, Lestocq", seufzte Elisabeth, „daß ich gern regieren würde, aber ein Staatsstreich widerstrebt meinem Wesen. Vor Allem möchte ich nie Blut vergießen, und dann — welchen Gefahren setze ich mich aus, wenn ich mich an die Spitze einer Verschwörung stelle?"

„Wer spricht davon", rief Lestocq, „Sie geben uns nichts weiter als Ihren Namen. Wir handeln für Sie. Gelingt unser Unternehmen, besteigen Sie den Thron, mißlingt es, verleugnen Sie uns, opfern uns, um sich selbst Ihrem Volke zu erhalten."

„Nein, Lestocq, das bin ich nicht im Stande", antwortete die schöne Frau, „ich konnte Biron opfern,

aber ich wäre unfähig, meine Freunde für mich bluten zu ſehen.“

„Wie aber wenn Ihnen kein Ausweg bleibt“, ſprach Leſtocq, ſie mit ſeinen Blicken durchbohrend.

„Ich verſtehe Sie nicht —“

„Münnich, Ihr vornehmſter Gegner iſt unſchädlich gemacht, die Luft iſt jetzt rein“, fuhr Leſtocq fort, „Niemand beobachtet uns, Niemand erwartet von uns ein ſo kühnes Unternehmen. Jetzt iſt uns der Erfolg geſichert. Wer bürgt uns aber dafür, daß dieſe glückliche Conſtellation lange dauern wird? Sind Sie der Regentin für immer ſicher? — Nein. Weshalb wollte man Sie an den Schah von Perſien verheirathen? Um Sie aus Rußland zu entfernen. Ich weiß aus beſter Quelle, daß Münnich eben jetzt wieder mit dem Gedanken umging, Sie in ein Kloſter zu ſtecken —“

„Abſcheulich!“ rief Eliſabeth, „mich in ein Kloſter!“

„Und noch dazu in kein Männerkloſter“, fuhr Leſtocq fort, „Münnich's Sturz hat dieſen Plan für einige Zeit vereitelt, wer ſagt Ihnen, daß Oſtermann ihn, wenn die Unzufriedenheit wächſt und man immer wieder Ihren Namen wie den einer Erlöſerin nennt, nicht aufnimmt und endlich doch ausführt?“

„Sie haben Recht, Leſtocq“, murmelte die Großfürſtin, „ich bin in immerwährender Gefahr und würde

viel darum geben, mich aus dieser zweifelhaften Lage zu befreien."

„Wir bieten Ihnen die Hand dazu —" fiel der kleine Franzose ein.

„Wer?"

„Ich, Suwalow, die Preobrasenskische Garde und Frankreich durch seinen Gesandten, den Marquis de la Chetardie, sind das nicht Verbündete genug?"

„In der That", sagte die Großfürstin, „aber es ist bei alledem eine große Verantwortung, die ich auf mich lade. Bis jetzt ist mein Gewissen rein."

„Es wird es auch bleiben, Madame", sprach Lestocq, „lassen Sie uns sorgen."

„Es ist unmöglich, daß eine solche Umwälzung ohne Verlust an Menschenleben stattfindet", rief Elisabeth.

„Und ich garantire Ihnen", gab Lestocq zur Antwort, „daß die Revolution, welche Sie auf den Thron führen wird, ebenso unblutig sein wird, wie jene, welche Biron gestürzt hat."

„Unter dieser Bedingung gebe ich meine Einwilligung", sagte die Großfürstin.

„Endlich! Endlich!" rief Lestocq, stürzte zu ihren Füßen nieder und küßte ihre Hände. „Ich wußte es, Madame, es ist unmöglich, daß Ihr großes Herz sich

Digitized by Google

von flüchtigen Freuden erſticken ließe, Sie können dieſes Land, das Sie lieben, dieſes gute Volk, das mit Begeiſterung auf Sie blickt, das Alles von Ihnen hofft, nicht in dieſem troſtloſen Zuſtande, nicht in den Händen habgieriger und niedrig denkender Fremden laſſen. Gott ſegne Sie für dieſen erhabenen Entſchluß!“

Noch in derſelben Nacht meldete Leſtocq dem franzöſiſchen Geſandten den erwünſchten Erfolg.

Zehntes Kapitel.

Eine Taufe auf der Trommel.

Den folgenden Abend führte Lestocq auf demselben geheimnißvollen Wege, auf dem er zu der Prinzessin gelangt war, den französischen Botschafter in das Schlafgemach derselben. Wenn Elisabeth bisher noch nicht fest entschlossen war, sich an die Spitze des kühnen Unternehmens zu stellen, so war sie es unbedingt jetzt, nachdem sie de la Chetardie gesprochen. Sie war in keiner Richtung eines jener Mannweiber, an denen gerade die Geschichte Rußlands keinen Mangel hat, sondern durch und durch nur Frau. Echt weiblich waren ihre Fehler wie ihre Vorzüge. So wurde sie denn auch nicht etwa von den Gründen und der siegreichen Dialektik des gewandten und geistvollen französischen Staatsmannes gewonnen, sondern von seiner

Perſönlichkeit. Der Marquis war hübſch, elegant und witzig. Er gefiel ihr und nur deshalb ſchenkte ſie ſeinen politiſchen Vorſchlägen Gehör. Sie verſprach als Monarchin nicht gegen Preußen und Frankreich Partei zu nehmen und de la Chetardie ſtellte ihr dagegen ſeine Hilfe und die nöthigen Summen zur Erlangung des Thrones zur Verfügung.

Unmittelbar nachdem der Marquis ſie verlaſſen hatte, verſammelte Eliſabeth ihre Anhänger um ſich, es waren nur wenige durchaus junge Männer, welche bisher weder eine politiſche noch überhaupt eine Rolle geſpielt hatten; außer Leſtocq und dem Grafen Iwan Suwalow zählten zu denſelben der Kammerherr Woronzoff, Aſtroski, Lieutenant der Preobasenskiſchen Garde, und Nicolaus Battog, ein Student an der Petersburger Kunſtakademie und Freund des letzteren.

Die Großfürſtin nahm ein großes, mit Diamanten beſetztes Kreuz von ihrem Halſe und ließ alle Anweſenden auf daſſelbe Treue, Gehorſam und vor Allem Verſchwiegenheit ſchwören. Dann begann ſie, den vollen Arm nachläſſig auf den Kamin geſtützt, ihre Abſichten zu entwickeln. „Ich bin die Tochter Peter des Großen“, ſchloß ſie, „mein Recht auf den ruſſiſchen Thron iſt jedenfalls ein beſſeres als das dieſer Deutſchen, dieſes Iwan und ſeiner Eltern. Ich bin ent-

ſchloſſen, es nicht länger zu dulden, daß man mich von demſelben ausſchließt, ich werde dieſe Regierung, welch Niemand liebt, ſtürzen und die Zügel der Herrſchaf ergreifen, zum Wohle Rußlands und ſeiner Völker Wenn ich dabei auf Ihre Hilfe rechne, ſo geſchieht es in der Ueberzeugung, daß das Gelingen meines Pla nes es mir leicht machen wird, Sie für die mir be wieſene Treue zu belohnen und für die Gefahren, denen Sie ſich in meinem Dienſte ausſetzen, reich zu entſchä digen. Erklären Sie alſo, ob Sie mir Ihre Arme, ja ihr Leben zur Verfügung ſtellen wollen."

„Ich gehöre Ihnen", rief Suwalow begeiſtert.

„Auch ich — wir Alle", tönte es von den Lippen der Uebrigen.

„Ich huldige Ihnen hiermit als meiner Monar chin", ſprach Suwalow, indem er ſich auf ein Knie vor ihr niederließ. „Es lebe Eliſabeth Petrowna, Kai ſerin von Rußland!"

Die Anderen folgten ſeinem Beiſpiel und ſtimm ten in den Ruf ein.

„Ich danke Ihnen", ſagte Eliſabeth, „ich ſehe, ich habe mich in keinem meiner Freunde getäuſcht. Stehen Sie auf und hören Sie jetzt alſo die Befehle, welche ich Ihnen ertheile." Sie ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb. „Hier iſt eine Anweiſung für Sie, Leſtocq,

welche der Marquis de la Chetardie honoriren wird.“ Sie übergab ihm das noch feuchte Blatt. „Ihre Aufgabe iſt es, Geld unter die Soldaten der hier befindlichen Regimenter zu vertheilen. Sie, Aſtroski werden die Officiere gewinnen, während Suwalow und Woronzoff in vorſichtiger Weiſe den Adel für mich und meine Sache ſtimmen werden, und Sie Battog ſind der geeignete Mann, unter ihren Genoſſen eine Verſchwörung für ſich zu bilden, ohne jeden Zuſammenhang mit mir, ausſchließlich zu dem Zweck, das Volk in Petersburg aufzureizen. Die Preobrasenskiſche Garde nehme ich auf mich.“

Nachdem ſich alle Anweſenden bereit erklärt hatten, die ihnen zugetheilten Aufgaben zu übernehmen, trennte man ſich tief in der Nacht.

Die Großfürſtin gab Suwalow einen Wink zu bleiben, und als es im Palaſte vollkommen ſtill geworden war, eilte ſie mit ihm im Dunkel die Treppe hinab und poſtirte ſich in der Nähe des Ausgangsthores.

„Was haben Sie vor“, flüſterte der Graf.

„Das werden ſie ſofort ſehen“, erwiderte ſie.

Es währte nicht lange, ſo hörten ſie leiſe Schritte nahen, der Schlüſſel wurde vorſichtig in das Schloß geſchoben und das Thor langſam geöffnet; in dieſem

Augenblicke sprang Elisabeth mit der Behendigkeit einer Tigerkatze auf den Mann los, der den Palast zu so später Stunde verlassen wollte und hielt ihn an der Brust fest.

„Wohin willst Du?“ fragte sie in einem Ton, der ihren Gefangenen am ganzen Leibe erzittern machte.

„Ich — ich — habe etwas — in der Stadt zu holen“, sagte der Ertappte, einer ihrer Lakaien.

„So spät! Eigenthümlich?“ spottete Elisabeth. „Schließen Sie das Thor, Graf.“

Suwalow that wie sie befohlen, dann zog die Großfürstin die Glocke. Ihr heller Ton alarmirte das ganze Haus. Diener und Kosaken stürzten mit Lichtern herbei und wurden Zeugen der seltsamen Scene. „Diesen Dieb hier, den ich selbst auf frischer That ergriffen habe, bindet mir auf der Stelle“, gebot Elisabeth. Ihre Leute ergriffen den Schuldigen und banden ihm die Hände auf den Rücken. „So“, sagte die energische Frau, „jetzt führt ihn in den Gartenpavillon und bringt Lichter dorthin, ich werde selbst Gericht über ihn halten und zwar auf der Stelle.“

Nachdem ihre Befehle vollzogen waren, trat sie vor den Unglücklichen, der sie zitternd erwartete, und hieß ihre Leute in der Nähe warten. Nur Suwalow blieb bei ihr.

„Ich bin kein Dieb", begann der Lakai flehend.

„Ich weiß es", schnitt ihm Elisabeth kurz das Wort ab, „und doch hast Du mich bestohlen, Du hast mein Vertrauen mißbraucht und meine Geheimnisse geraubt, um sie dem General Münnich zu verkaufen, elender Spion."

„Ich — Mütterchen — ich weiß nichts", stammelte der Elende.

„Nur ein offenes Geständniß kann Dich retten", sagte die Prinzessin streng. „Nenne Deine Mitschuldigen."

„So wahr mir Gott helfe, ich weiß von nichts!" jammerte der Diener.

„Du willst nicht gestehen?"

„Ich kann nicht."

„Wir werden Dir also helfen müssen", sprach Elisabeth und ein höhnisches Lächeln zuckte in ihren Mundwinkeln. Sie rief ihre Leute, ließ den Spion Münnich's im Garten an einen Baum binden und ihm die Kleider bis zur Hüfte vom Leibe herabreißen. Dann befahl sie zwei Kosaken ihn so lange zu peitschen, bis er gestehe. Sie selbst stand dabei und sah, wie jeder Hieb ihrer langen Kantschu ihm das Fleisch zerschnitt und sein Blut rieseln machte, sie blieb taub gegen sein Bitten und Jammern, ja sie eiferte seine Peiniger noch

an, bis er um Gnade bat und Alles zu gestehen versprach. Jetzt wurde er erst losgebunden und in den Pavillon zurückgeführt.

„Du bist also ein Spion des Generals?“ begann sie das Verhör von Neuem.

„Ja“, seufzte der Verräther.

„Wer ist außer Dir noch in meinem Hause in den Diensten Münnich's?“

„Die Kammerfrau Anastasia und der Reitknecht Nicolaus.“

Beide wurden sofort ergriffen, gebunden und vorgeführt.

„Was habe ich Euch Elenden gethan, daß Ihr mich verkauft habt“, rief Elisabeth im höchsten Zorn, „habe ich Euch nicht mit Wohlthaten überhäuft, Euch gepflegt, wenn Ihr krank waret, ist dies Eure Dankbarkeit?“

Vergebens warfen sich die Schuldigen der Großfürstin zu Füßen und flehten um Erbarmen, aber so gut sie sonst war, wenn man sie beleidigt hatte, kannte sie keine Schonung. Sie ließ die Beiden gleichfalls bis auf das Blut peitschen und jagte sie dann aus dem Hause.

„So, jetzt habe ich mir die Spione vom Halse

geſchafft", ſagte ſie dann zu Suwalow, „jetzt können wir uns ohne Gefahr verſchwören" —.

Alle Theilnehmer des Complottes begannen nun ihre Thätigkeit, Suwalow und Woronzoff in den Salons und Boudoirs, Leſtocq und Aſtroski in den Kaſernen, Battog im Vereine mit einigen anderen Studenten und Kaufmannsſöhnen, welche er in's Vertrauen zog, in den Schänken der Hauptſtadt.

Bald waren einige hundert Perſonen eingeweiht, und alle benahmen ſich, wie wenn es eine Carnevalsbeluſtigung gälte; von der Vorſicht, welche der franzöſiſche Geſandte ſo dringend empfohlen hatte, von der Verſchwiegenheit, welche die Großfürſtin ſich feierlich geloben ließ, war bei dem ganzen Unternehmen keine Spur. Leſtocq, eben ſo ſchwatzhaft, leichtfertig und prahleriſch wie er kühn und unternehmend war, gefiel ſich in geheimnißvollen Andeutungen von einer bevorſtehenden großen Veränderung, welche ihn zu außerordentlichen Ehren bringen ſollte, die anderen Verſchwornen, galante Lebemänner oder gemeine Säufer machten es nicht viel beſſer. Die Verſchwörung trug das Mißlingen an der Stirne.

Als der eintretende Winter die Petersburger Geſellſchaft wieder vollzählig ſah, wurde in den Aſſembleen derſelben offen von der Revolution, welche in

Kurzem die Großfürstin Elisabeth auf den Thron heben sollte, gesprochen, wie von Etwas, was sich von selbst versteht und was Niemand zu hindern im Stande ist. Jedermann glaubte an eine weitverzweigte Verschwörung zu diesem Zwecke, nur die Regentin nicht. Man hatte Elisabeth bei ihr viel zu oft ohne jeden Grund kühner Umsturzpläne beschuldigt, als daß sie jetzt, wo es damit Ernst war, noch daran glauben sollte. Nicht einmal der intime Verkehr der Prinzessin mit der Preobrasenskischen Garde war im Stande, sie zu beunruhigen, denn Elisabeth hatte ja ihren ersten Günstling aus den Reihen derselben gewählt und war immer eine Art Soldatenmutter gewesen.

Es war am 20. November 1741, als ein Soldat dieser Truppe bei der Großfürstin erschien und sie in der zugleich demüthigen und herzlichen Weise der gemeinen Russen bat, sein eben geborenes Kind aus der Taufe zu heben. Elisabeth, welche unter allen Umständen schon durch ihr gutes Herz bestimmt worden wäre, diese Pathenstelle anzunehmen, ergriff jetzt die Gelegenheit, welche sich ihr zu einer Demonstration bot, mit freudiger Hast, und sagte dem Manne unter der Bedingung zu, daß die heilige Handlung nicht in der Kirche, sondern im Hofe der Kaserne und in Anwesenheit der Soldaten stattfinde.

Digitized by Google

Am folgenden Tage erſchien ſie in rothen hermelinbeſetzten Sammet gekleidet, ſchön wie eine Göttin, von ihrer Hofdame begleitet in der Caſerne, deren Hof bereits von Soldaten und Officieren aller Grade gefüllt war. Jauchzender Zuruf begrüßte die ſchöne Frau, als ſie aus dem Schlitten ſprang; huldvoll lächelnd ſchritt ſie durch die Reihen der Garden, ſprach mit dem von ſeiner Geſundheit, mit jenem vom Dienſt, fragte einen Dritten nach ſeiner Frau und wieder andere, wie ſie mit ihren Officieren und mit ihrer Koſt zufrieden ſeien.

Als man des Soldaten Kind, einen hübſchen Knaben brachte, nahm ſie es auf den Arm und küßte es. Die Soldaten bildeten einen Kreis um ſie und der Prieſter begann die Ceremonie, wobei die Großfürſtin Gelegenheit fand, ſich als eine ebenſo treue Tochter der Landeskirche, wie große Soldatenfreundin zu zeigen.

Auf ihren Wink wurde das Kind auf eine Trommel gelegt und auf derſelben getauft. Als die heilige Handlung beendet war, hob die Prinzeſſin es noch einmal hoch empor und rief: „Gott gebe Dir ſeinen Segen, damit Du ein braver Soldat wirſt und Rußland ſowie dem Czaar treu dienſt.“

„Gott gebe, daß er Ihnen dient, Eliſabeth Pe-

trowna", rief ein alter Soldat mit grauem Schnurrbart, der ſchon unter Peter dem Großen bei Pultawa gefochten.

„Ja, das gebe Gott", riefen Officiere und Soldaten.

„Nun, mit Gottes Hilfe kann Manches werden", ſagte Eliſabeth, ſich vollkommen vergeſſend, „was jetzt noch unmöglich ſcheint."

„Es lebe Eliſabeth Petrowna!" riefen die Soldaten.

Die Großfürſtin legte eine Rolle mit fünfzig Ducaten als Taufgeſchenk in die Wiege des Soldatenkindes und ſtieg dann, von den Soldaten, welche begeiſtert den Saum ihres Kleides und ihre Füße küßten, umdrängt, in ihren Schlitten.

Während ſie, mit der Hand grüßend, davonfuhr, warfen die Preobrasenskiſchen Garden ihre Mützen in die Höhe und riefen: „Es lebe unſere Czaarin, es lebe Eliſabeth Petrowna!"

Elftes Kapitel.

Macht der Thränen.

Einige Tage nach der Demonstration in der Caserne der Preobrasenskischen Garde ließ sich Ostermann, welcher seit einigen Wochen an das Bett gefesselt war, krank in einer Sänfte in den kaiserlichen Palast bringen, um die Regentin zu warnen. Er berichtete ihr Alles, was er wußte und wovon die ganze Residenz sprach, daß täglich in dem Palaste der Großfürstin und in dem Hotel des französischen Gesandten verdächtige Zusammenkünfte stattfänden; daß eine Verschwörung zu dem Zwecke bestehe, Iwan III. und die Regentschaft zu stürzen und die Tochter Peter des Großen, auf welche man in allen Schichten der Bevölkerung die kühnsten Hoffnungen setze, auf den Thron zu heben; daß die Soldaten mit französischem Gelde bestochen

ſeien, in den Schenken offen unter dem Pöbel für Eliſabeth geworben werde, und die Unzufriedenheit mit jedem Tage ſteige, die allgemeine Stimmung daher dem Unternehmen der Großfürſtin günſtig ſei. Die Regentin hörte ihm indeß nur zerſtreut zu, und als er fertig war, dachte ſie nicht einmal daran, ihm eine Antwort zu geben, ſondern ſtand auf und zeigte ihm ein neues Kleid, das ſie eben von Paris für ihren Sohn, den kleinen Czaaren Iwan III., erhalten hatte.

Oſtermann blieb einen Augenblick ſtarr, er wußte jetzt, daß dieſe Frau, die er und Münnich an die Spitze eines großen Reiches geſtellt hatten, nicht im Stande war, der Gefahr, welche ihr und ihren Anhängern drohte, zu begegnen, ja dieſelbe nur zu begreifen. Er ſchilderte ihr daher nochmals mit wenigen aber eindringlichen Worten die Lage und verlangte Vollmacht, um Vorkehrungen zu treffen, welche er der Verſchwörung gegenüber für unabweislich hielt.

„Vollmacht? Zu welchem Zwecke?“ fragte die Regentin. „Was wollen Sie denn thun?“

„Ich werde vor Allem die Großfürſtin Eliſabeth in ein Kloſter in das Innere Rußlands ſenden“, erwiderte Oſtermann, „dann Leſtocq, Iwan Suwalow und Woronzoff verhaften und den Marquis de la Chetardie ausweiſen.“

„Was denken Sie “, ſagte die Regentin, „auf einen bloßen Stadtklatſch hin.“

„Es iſt mehr als das!“

„Nein, Oſtermann!“ rief die Regentin. „Seitdem ich an das Staatsruder gekommen bin, wird mir die Großfürſtin immer als eine gefährliche Verſchwörerin geſchildert, während ſie das harmloſeſte Geſchöpf von der Welt iſt. Sie kennt nur das Vergnügen und die Liebe, alles Andere iſt ihr gleichgiltig, ja verhaßt. Hätte ſie ſonſt Biron's Anerbieten abgelehnt und den perſiſchen Thron ausgeſchlagen? Sprechen Sie mir nie mehr von dieſer Angelegenheit.“

„Ich beſchwöre Sie, Herzogin!“ flehte der greiſe Staatsmann.

„Ich will nichts hören“, ſchnitt ihm Anna von Braunſchweig das Wort ab. „Genug davon; ſagen Sie mir lieber, wie ihnen das Kleid des kleinen Czaaren gefällt.“ — — —

Am vierten December erſchienen unerwartet die Geſandten Oeſterreichs und Englands, deren Intereſſen durch das Bündniß Eliſabeth's mit Frankreich ſehr ernſtlich gefährdet erſchienen, bei der Regentin und wurden von derſelben empfangen.

„Wir halten es für unſere Pflicht, kaiſerliche Hoheit“, begann der britiſche Diplomat, „Sie auf

Dinge aufmerksam zu machen, welche sich in Ihrer nächsten Nähe, vielleicht zu Ihrem Verderben, jedenfalls zu Ihrem Schaden, vorbereiten. Nach den übereinstimmenden Berichten unserer Agenten sowohl, als nach den Aussagen unbefangener Leute aus allen Kreisen, besteht eine Verschwörung gegen die gegenwärtige Regierung, an deren Spitze die Großfürstin Elisabeth steht, und deren thätigste Organe der Marquis de la Chetardie und der Wundarzt Lestocq sind. Wir beschwören Eure kaiserliche Hoheit, ehe es zu spät ist, entschiedene Maßregeln zu ergreifen, um der drohenden Revolution zu begegnen."

„Ich bin sehr erkenntlich für die treuen Gesinnungen, welche aus Ihrem Schritte unzweifelhaft hervorgehen", entgegnete Anna von Braunschweig, „aber dies Gespenst, das Sie alle zu schrecken scheint, ist zu oft aufgetaucht, als daß ich es nicht belächeln sollte."

„Vergeben Sie Herzogin", sagte der österreichische Gesandte, „aber hat sich die Großfürstin kürzlich bei der Taufe eines Soldatenkindes in der Caserne der Preobrasenskischen Garde nicht selbst verrathen?"

„So wie die Großfürstin sich bei dieser Gelegenheit benommen hat", antwortete die Regentin, „benehmen sich eben nur unbefangene und daher unüberlegte Menschen. Verschwörer sind vorsichtig."

„Wenn Sie nichts anderes thun wollen“, ſagte der engliſche Diplomat, „ſo ſtellen Sie wenigſtens die Prinzeſſin zur Rede. Sie kann ſich ſo wenig verſtellen, daß ſie ſich gewiß bei einer unerwarteten Anklage verrathen und vielleicht ſogar ein offenes Geſtändniß ablegen wird, wenn man durchblicken läßt, daß ſie ſelbſt auf Schonung zu rechnen habe.“

„Es ſei“, ſagte die Regentin nach einigem Nachdenken, „dies will ich thun, um Sie zu beruhigen, denn ich ſelbſt glaube an dieſe Verſchwörung eben ſo wenig, wie an die hundert anderen, welche Münnich und Oſtermann bereits zu entdecken geglaubt haben. Meine Miniſter haben der Großfürſtin gegenüber ein ſehr ſchlechtes Gewiſſen, das iſt Alles, und was ſie fürchten, ſtellt Ihnen ihre Phantaſie von Zeit zu Zeit als wirklich vorhanden dar. Ich wette, Eliſabeth denkt in dieſem Augenblicke an nichts anderes, als an ihre Toilette zu dem nächſten Hofballe und der großen Schlittenfahrt, welche Graf Lyarn arrangirt.“ — — —

Sobald die beiden Vertreter der mit ihr alliirten Mächte ſie verlaſſen hatten, beorderte die Regentin den Kammerherrn Rumianzow zu der Großfürſtin; in dem Augenblicke aber, da er den Befehl auszuführen im Begriff war, meldete ein anderer die Prinzeſſin, welche mit einer Unbefangenheit, die den gewiegteſten Intriguanten

entwaffnet hätte, eintrat und mit naiver Herzlichkeit die Hand der Regentin küßte. Als die beiden Frauen allein waren, ſagte die Regentin, Eliſabeth zum Sopha führend: „Sie kommen eben recht —“

„Wegen der Schlittenfahrt, meinen Sie“, fiel die Großfürſtin lebhaft ein, „ich höre, daß jedes der Paare, welche für ſich einen Schlitten einnehmen, gleich gekleidet ſein ſoll, man muß ſich aber nicht allein paarweiſe, ſondern auch mit allen Anderen verſtändigen, ſonſt kann es geſchehen, daß die gleichen Farbencombinationen zu oft wiederkehren, was mir wenigſtens ſehr unangenehm wäre. Ich möchte eine originelle Toilette für mich allein haben, nämlich weißen Sammet mit blauem Fuchs.“

Die Regentin lächelte. „Mit welchem Eifer Sie bei der Sache ſind“, ſprach ſie, „für Sie exiſtiren nur ſchöne Stoffe und Pelze und —“

„Schöne Männer“, lachte Eliſabeth, „warum ſoll ich es leugnen?“

„Sie haben alſo wirklich keine Ahnung von dem, was unter dem Deckmantel Ihres Namens in Petersburg vorgeht“, fuhr die Regentin fort.

Eliſabeth verſtand die Anſpielung nur zu gut, eben deshalb war dieſer ſchöne weibliche Machiavelli ſofort gefaßt und der Situation vollkommen gewachſen.

„Geht etwas vor?“ fragte ſie mit einer Naivität, welche jeden verwirren mußte. „Erzählen Sie mir doch, ich höre gern ſolche Anecdoten —„

„Sie irren ſich, es iſt eine — Verſchwörung“, ſagte die Regentin, Eliſabeth ſcharf in das Auge faſſend.

„Ah! das intereſſirt mich gar nicht“, erwiderte Eliſabeth im gleichgiltigſten Ton der Welt.

„Aber mich um ſo mehr“, entgegnete die Regentin, „denn man ſagt, daß dieſes Complott dahin gerichtet ſein ſoll, Sie, Prinzeſſin, auf den Thron zu heben.“

„Mich?“ — Eliſabeth begann laut zu lachen. „Ich wüßte wirklich nicht, was ich auf dem Throne anfangen ſollte; wollen denn die Leute noch immer nicht begreifen, daß mir dieſe Dinge läſtig ſind, daß ich keine Veränderung wünſche, überhaupt nichts wünſche, als daß man mich in Ruhe läßt. Wenn das ſo fortgeht, wird man mich noch aus Petersburg vertreiben.“

„Sie läugnen alſo jede Theilnahme an dieſem Plane?“ inquirirte die Regentin.

„Ich höre zum erſten Male davon“, gab Eliſabeth zur Antwort, „aber Ihre Frage, Hoheit, beweiſt mir, daß Sie mich für fähig halten, mich in ein Unternehmen

einzulaſſen, das den Zweck hat, Ihnen die Zügel der Regierung, welche ſie ſo kräftig und weiſe führen, zu entreißen. Sie ſetzen alſo in meine Treue für Sie, in meine Wahrhaftigkeit Zweifel. Wie ſoll ich Worte finden, den Schmerz auszuſprechen, den es mir erregt, ſo mißverſtanden zu werden und noch dazu von Perſonen, denen ich meine Anhänglichkeit in einem ſehr ernſten Augenblicke bewieſen habe. Ich weiß, daß das Volk mich liebt, daß die Soldaten Sympathieen für mich hegen, daß es eine Partei gibt, welche die Krone auf meinem Haupte ſehen möchte, aber ihre Wünſche ſind nicht die meinen. Hätte ich je die Abſicht gehabt, meine Rechte geltend zu machen, ſo war der Augenblick dafür gekommen, als Biron mir die Regierung anbot; nie hatte ich größere Ausſicht auf Erfolg. Weshalb lehnte ich ſeinen Antrag ab? Weil mir meine Ruhe, meine Sorgloſigkeit weder durch Macht noch Glanz erſetzt werden kann. Ich möchte dieſes Leben, das ich jetzt führe, um Nichts in der Welt aufgeben. Aber alle dieſe eingebildeten Complotte ſtören meinen Frieden nicht weniger als den Ihren. Was ſoll ich thun? Soll ich Petersburg verlaſſen? Soll ich mich ſelbſt aus Rußland verbannen? Damals ſchon, als der Schah von Perſien um meine Hand warb, ſchien es mir, daß Sie meine Entfernung wünſchten, ich wollte

Ihnen das Feld räumen, weshalb ließen Sie mich nicht ziehen, Herzogin? O! Sie haben meine Offenheit ſchlecht vergolten, Sie haben es weder redlich noch gut mit mir gemeint."

Statt anzuklagen, ſah ſich die Regentin plötzlich angeklagt.

„Beruhigen Sie ſich Prinzeſſin", ſagte ſie begütigend, „ich habe nie an Ihnen gezweifelt und mein Glaube an Sie iſt auch heute unerſchüttert, aber meine Miniſter ebenſo wie die Geſandten Oeſterreichs und Englands melden mir das Beſtehen eines ernſten Complottes, deſſen Loſung Ihr Name iſt und verlangen von mir energiſche Maßregeln."

„So verhaften Sie doch dieſe Menſchen, wenn man ſie kennt", rief die Großfürſtin immer erregter, „und ſtellen Sie ſie mir gegenüber, es wird ſich dann zeigen, ob ich ſchuldig bin, ob ich ſie zu ihren wahnſinnigen Schritten ermuntert habe. Aber ich durchſchaue Alles, Münnich und Oſtermann ſind ſeit jeher meine erbitterten Feinde, obwohl ich ihnen nie etwas zu Leide gethan habe, ſie werden ſich nicht eher zufrieden geben, als bis man mich in ein Kloſter ſteckt. O, lieber gleich ſterben!"

Sie begann laut zu ſchluchzen.

„Aber Prinzeſſin, was fällt Ihnen ein“, rief die Regentin, ihre beiden Hände ergreifend.

„Wenn Sie mich für eine Verrätherin halten“, fuhr Eliſabeth fort, „ſenden Sie mich lieber gleich auf das Schaffot, nur um Gottes Willen in kein Kloſter.“

Sie warf ſich vor der Regentin nieder und rang weinend die Hände.

Die Regentin, wie jede ſchwache Frau der Macht der Thränen gegenüber wehrlos, zog die Prinzeſſin an ihre Bruſt und küßte ſie.

„Ach! ich bin ſo unglücklich“, rief Eliſabeth, „was habe ich denn allen dieſen Menſchen gethan, daß ſie mich ſo verfolgen!“

„So beruhigen Sie ſich doch“, bat die Herzogin, „ich ſage Ihnen ja, daß ich von ihrer Unſchuld überzeugt bin, daß ich gar nicht daran denke, Sie in ein Kloſter zu ſenden.“ Es half nichts, Eliſabeth weinte fort.

„Ich ſehe ſchon, man will mich zur Nonne machen“, preßte ſie mühſam hervor; „nun gut, ich werde nicht darauf warten, ich werde mich gar nicht mehr auf der Straße ſehen laſſen, ich werde keinen Hofball beſuchen, auch die Schlittenfahrt kann ohne mich ſtattfinden.“

In Thränen gebadet verließ ſie die Regentin, in

Thränen gebadet kehrte sie in ihren Palast zurück und warf sich ihrer Vertrauten an den Hals.

„Wir sind verloren, Katinka", rief sie, „die Herzogin weiß Alles, die ganze Verschwörung ist entdeckt, man wird uns in ein Kloster stecken, oh, ich bin die unglücklichste Frau von der ganzen Welt!"

Als Suwalow kam, streckte sie ihm beide Hände entgegen und sagte seufzend:

„Man wird uns in kurzer Zeit trennen, Iwan, wir sind verrathen."

„Wer sagt das", erwiderte der Graf sorglos, „die Regierung weiß wie gewöhnlich Alles und Nichts."

„Aber die Regentin hat mich ja geradezu gefragt" fiel Elisabeth ein.

„Eine plumpe Falle", lächelte Suwalow, „nichts weiter, und was haben Sie geantwortet?"

„Gar nichts, ich habe geweint."

„Geweint? Um so besser. Thränen beweisen einem Weibe mehr, als hundert Documente."

Zwölftes Kapitel.

Krone und Schleier.

Am folgenden Morgen hatte die Großfürstin die Scene mit der Regentin und die Thränen, welche sie selbst vergossen hatte, bereits vergessen, sie erwachte mit einem Lächeln und als Frau von Kuriakow an ihr prächtiges Lager trat, war ihre erste Frage: „Ist mein Schlafrock fertig?“ Nachdem sie ihre Chocolade genommen, beeilte sich die schöne Frau aus dem Bette zu steigen und dieses neue Meisterwerk der Toilettenkunst zu probiren. Es war ein Schlafrock in jenem Stile, wie man ihn auf den graziösen Bildern Watteau's, Mignard's und Vanloo's sieht, vorne knapp in die Taille schließend und auseinanderfallend, so daß man das reich gestickte Unterkleid sah, hinten mit einer großen Falte und Schleppe. Der bestand Stoff aus gelber Seide,

der Beſatz aus ſchmalen ſchwarzen Pelzſtreifen. Die ganze Toilette zeigte eben ſo viel Pomp als Originalität und als Eliſabeth, das reiche Haar friſch gepudert, in demſelben vor den großen Wandſpiegel trat, nickte ſie holdſelig, ſie konnte zufrieden ſein. Während ſie noch damit beſchäftigt war, die reichen Falten zu arrangiren, trat Leſtocq ein und blieb ſprachlos an der Thüre ſtehen.

„Ich ſehe, Madame, daß Sie in beſter Laune ſind“, ſagte er endlich, „und es freut mich, daß Sie ſich durch den geſtrigen Vorfall weder in Ihrer Stimmung noch in Ihren täglichen Gewohnheiten und dem Cultus Ihrer Schönheit ſtören laſſen.“

„Von was für einem Vorfall ſprechen Sie?“ erwiderte Eliſabeth zerſtreut, indem ſie zugleich das ſchwellende Pelzwerk über ihrer ſanft wogenden Bruſt glatt ſtrich. „Findeſt Du nicht, Katinka daß dieſer dunkle Pelz mich ſehr weiß macht?“

„Als wenn Sie das nöthig hätten“, rief Frau von Kuriakow, „Sie beſchämen ja ſogar den Marmor von Carrara.“

„Ich ſpreche von der geſtrigen unangenehmen Scene bei der Regentin“, fuhr Leſtocq fort.

„Weiß man bereits davon?“ fragte Eliſabeth. „Aber Katinka, zu dieſem Negligée paßt doch nur ein Schmuck

von ſchwarzen Perlen; unter den Geſchenken des armen verliebten Schah von Perſien befindet ſich einer, bringe ihn mir.“

„Ich bitte Sie, Hoheit, mich anzuhören“, bemerkte Leſtocq gereizt, „die Situation iſt durchaus nicht ſpaßhaft, wir haben alle Urſache ebenſo vorſichtig als energiſch zu ſein, wir müſſen der Gefahr, die uns droht, die Spitze bieten und zwar ohne Zögern.“

„Sie wollen von Ihrer Verſchwörung ſprechen, Leſtocq“, erwiderte Eliſabeth, ihre ſchönen Augenbrauen zuſammenziehend, „ich will Ihnen vergeben, daß Sie mich bloßgeſtellt und halb ſchon der Regentin und meinen Feinden preisgegeben haben, aber von jetzt an will ich von dieſem Complotte, von Ihren wahnwitzigen Projecten nichts mehr hören —“

„Im Gegentheil“, unterbrach ſie Leſtocq, indem er alle Etikette beiſeite ſetzte, „Sie werden heute mehr als je von unſerem Plane hören.“

„Wenn ich Ihnen aber verbiete —“

„Das können Sie nicht“, rief Leſtocq, „wir ſind zu weit gegangen, und Sie täuſchen ſich ſehr, wenn Sie ſich ſelbſt noch für lange Zeit ſicher glauben.“

„Meine Thränen haben geſtern die Herzogin entwaffnet —“

„Ich weiß es, aber für wie lange? Ehe Sie es

ſelbſt noch für möglich halten, wird man Sie verhaften —"

„Das iſt unmöglich", ſchnitt ihm Eliſabeth das Wort ab, „die Regentin vertraut mir und ich werde ihr Vertrauen nicht täuſchen."

„Die Regentin iſt eine Frau und noch dazu eine ſehr ſchwache, leicht erregbare Frau", ſagte der kleine Franzoſe, „gerade der Erfolg, den Sie geſtern mit Ihren Thränen bei Ihr errungen haben, muß Sie bedenklich machen. Eine Frau, die ſich ſo leicht umſtimmen läßt, wird ſich auch eines Tages von ihren Miniſtern und den Geſandten beſtimmen laſſen, den Verhaftsbefehl gegen Sie zu unterzeichnen, und iſt derſelbe einmal in Oſtermann's Händen, dann rechnen Sie ja nicht auf Schonung."

„Sie ſehen wieder einmal recht ſchwarz, Leſtocq", gab Eliſabeth mit einem Lächeln zur Antwort.

Eben war die Vertraute mit dem Schmuck zurückgekehrt. Die Prinzeſſin ſchlang zwei Schnüre der koſtbaren ſchwarzen Perlen um ihren weißen Arm und eine dritte um ihren Hals. „Die letzte", ſagte ſie, „wollen wir im Haar anbringen, das wird ſich ganz prächtig machen, aber dieſe Locken wollen mir dazu nicht paſſen. Wir werden eine andere Friſur machen, Katinka." Die Großfürſtin warf den Schlafrock ab, deſſen noch

ganz frische Seide stark knisterte, nahm einen weißen Pudermantel um, und setzte sich an ihren Toilettentisch. Die Hofdame löste die weichen Wellen ihres Haares und begann sie neu zu ordnen.

Lestocq war nahe daran, der schönen leichtsinnigen Frau den Dienst zu kündigen, so sehr empörte ihn ihre beispiellose Gleichgiltigkeit gegen das Schicksal ihrer Freunde und ihr eigenes, zu rechter Zeit fiel ihm aber eine Karte in die Augen, welche auf dem Toilettentisch neben der Puderbüchse lag; es war ein Herz-As. Er kannte die Großfürstin, und wußte, daß ein guter schlagender Einfall bei ihr Alles galt. Schnell entschlossen nahm er die Karte und begann auf derselben in seiner drastischen satyrischen Manier, welche ihm schon ebenso viel Feinde als Freunde gemacht hatte, zu zeichnen.

„Was thun Sie, Lestocq", fragte die Großfürstin, nachdem sie ihm eine Weile zugesehen hatte.

„Ich zeichne ein lehrreiches Bild für ein großes Kind", gab der kleine Franzose keck zur Antwort.

„Für mich also?" lachte Elisabeth.

„Für Sie."

Lestocq legte jetzt die Karte vor sie hin und sah ihr mit einem feinen ironischen Lächeln zu. Auf der einen Seite war Elisabeth im Hermelin, die Krone auf

dem Haupte, zu ſehen, unter ihr Leſtocq mit einem großen Ordensſtern.

„Was ſoll das?“ rief die Prinzeſſin.

„Ich bitte, wenden Sie um“, bat Leſtocq.

Auf der Kehrſeite der Karte erblickte Eliſabeth ihr Bild mit dem Schleier einer Nonne und ein Rad. Sie ſah Leſtocq überraſcht an.

„Es giebt keinen Rückweg mehr für uns“, rief dieſer mit allem Ernſte, der ihm zu Gebote ſtand, „wählen Sie, von dieſem Augenblicke hängt Alles ab, Krone oder Schleier und Rad. Entweder, oder! Eins für Sie, das Andere für mich.“

Eliſabeth war bis in die Lippen bleich geworden, ſie erhob ſich, ging einige Male durch das Zimmer und blieb zuletzt vor ihrem Leibarzte ſtehen. „Alſo wirklich kein Ausweg mehr?“

„Keiner.“

„Sie drängen mich im Ernſte zu einer Entſcheidung?“

„Ja, und zwar auf der Stelle. Wenn morgen nicht der Hermelin der Herrſcherin ihre Schultern ſchmückt, wird übermorgen ihr Haupt den Schleier einer Nonne tragen.“

„Und wirklich kein Ausweg?“ murmelte Eliſabeth.

„Keiner.“

Sie ſetzte ſich auf die Ottomane, ſtützte den Kopf in beide Hände und verſank in Nachdenken. Mit einem Male erhob ſie ſich lebhaft, ihr ganzes Weſen athmete jetzt Muth und Energie.

„Es ſei", ſagte ſie, „ich will der Welt beweiſen, daß ich etwas mehr als ein Kleiderſtock, daß ich die Tochter Peter des Großen bin; ich habe viel zu lange nur dem Vergnügen und der Liebe gelebt. Ich will den Thron beſteigen, der mir gebührt nach Recht und Geſetz, und den mir die Stimme meines Volkes zuſpricht, oder lieber auf der Stelle zu Grunde gehen. Ich bin entſchloſſen, Leſtocq, wir ſchlagen los und zwar heute noch."

„Heute Nacht alſo!" rief Leſtocq erfreut.

„Heute Nacht, benachrichtigen Sie ſofort die Anderen."

Eine Stunde ſpäter waren alle Häupter der Verſchwörung, Leſtocq, Suwalow, Woronzoff, Aſtroski, Battog, im Palaſte der Prinzeſſin verſammelt.

„Der Himmel ſegne Ihren Entſchluß, Hoheit", rief Aſtroski, als Eliſabeth eintrat. „Die Ungeduld der Preobrasenskiſchen Garde läßt ſich kaum mehr zügeln. Ihre treuen Soldaten wollen Sie mit der alten Krone der Czaaren geſchmückt ſehen und lieber ihr Leben verlieren, als länger die Regierung dieſer Deutſchen ertragen."

„Sie ſind alſo überzeugt, daß wir auf dieſes Regiment zählen können?“ ſagte Eliſabeth, deren ganzes Weſen plötzlich verändert ſchien.

„Auf dieſes bis zum Aeußerſten“, erwiderte Aſtroski, „ich zweifle jedoch auch keinen Augenblick an dem Eifer der anderen.“

„Nun, es hat uns auch Geld genug gekoſtet“, lächelte Leſtocq.

„Ich bin entſchloſſen, noch heute Nacht den kühnen Schritt zu wagen“, ſagte die Großfürſtin mit einer Energie, welche ihr neue Reize verlieh, „ich handle in der Ueberzeugung, daß ich das gute Recht und die Liebe der Nation auf meiner Seite habe und rechne auf meine Freunde, ich rechne auf ihre Vorſicht und ihren Gehorſam eben ſo gut wie auf ihren Muth und ihre Todesverachtung. Wenn ein Unternehmen wie das unſere gelingen ſoll, darf Niemand, ſei es aus Eifer oder Nachläſſigkeit, nach ſeinem Gutdünken handeln, ſondern ein jeder muß ſich den Anordnungen unterwerfen, welche nur ein Haupt entwerfen, ein Wille dictiren kann. Schwören Sie mir alle unbedingten Gehorſam?“

„Bis in den Tod!“ rief Suwalow. Alle erhoben die Finger zum Schwur.

„Ich gelobe Ihnen dagegen“, ſprach Eliſabeth,

„mit Ihnen zu ſtehen und zu fallen und mein Schickſal niemals von dem Ihren zu trennen. Nun hören Sie meine Befehle. Ich werde von Leſtocq und Woronzoff begleitet um Mitternacht in der Caſerne der Preobrasenskiſchen Garde ſein. Zu derſelben Stunde haben Sie, Suwalow und Aſtroski, den anderen Garderegimentern zu melden, daß ich an der Spitze der Preobrasenskiſchen Garde gegen die Regierung marſchire, und ſie aufzufordern, ſich der Revolution anzuſchließen, während Battog und ſeine Genoſſen das Volk aufregen. Alle, die für uns Partei ergreifen, ſind gegen den kaiſerlichen Palaſt zu dirigiren, dort treffen wir uns, wenn Gott mit uns iſt, als Sieger, oder als Gefangene der Regentin, wenn er uns verläßt.“

Während ſich die Verſchwörer unter einander beſprachen, hatte die Großfürſtin ſich mit ihrer Vertrauten eifrig berathen, plötzlich wendete ſie ſich zu Suwalow und rief: „Aber wie ſoll ich mich anziehen, Iwan, was meinen Sie?“

Alle Anweſenden hatten Mühe, nicht zu lachen. In dem Augenblicke, als es für ſie die höchſte Macht oder die tiefſte Erniedrigung, für ihre Anhänger vielleicht den Tod galt, dachte die ſchöne, eitle Frau noch an ihre Toilette. Da Suwalow ihr in ſeiner Ueberraſchung die Antwort ſchuldig blieb, wendete ſie ſich an

Aſtroski und fragte: „Soll ich in Männerkleidern erſcheinen, etwa in der Uniform der Preobrasenskiſchen Garde?“

„Keinesfalls“, entgegnete Suwalow raſch, „ein Weib bezaubert uns Männer vor Allem durch ſeine weiblichen Reize.“

„Sie können ja Ihrem Anzug, ohne demſelben die beſtechende Grazie einer Damentoilette zu nehmen, immerhin den militäriſchen Charakter verleihen“, rief Leſtocq.

„Sie haben Recht“, ſtimmte Frau von Kuriakow bei.

„Vor Allem brauche ich einen Hut“, ſagte Eliſabeth, „wollen Sie mir den Ihren geben, Aſtroski.“

Der junge Officier beeilte ſich, dem Wunſche der Prinzeſſin zu entſprechen und reichte ihr ſeinen Officiershut, den ſie mit koketter Kühnheit auf ihr Toupée ſetzte, um ſich dann wohlgefällig im Spiegel zu betrachten. „Ich werde gut ausſehen als Grenadier“, ſagte ſie. Alle Gefahren, denen ſie entgegen ging, waren jetzt vergeſſen, die gefallſüchtige Frau verabſchiedete ſich nur flüchtig von ihren Anhängern, welche ihre Befehle zu vollziehen eilten, und begann dann ſofort in ihrer Garderobe herumzuwühlen.

„Wir dürfen nicht vergeſſen, daß es in der Nacht ſehr kalt ſein wird“, bemerkte ihr die Hofdame.

„Gewiß, ich muß einen Pelz haben“, erwiderte die Großfürstin.

Sie wählte endlich einen grünſammtenen, mit Zobelpelz gefütterten und beſetzten Ueberwurf, dem ſie durch das Aufnähen von rothen Aufſchlägen und Goldlitzen das Anſehen einer militäriſchen Uniform geben ließ.

Als Leſtocq gegen Abend mit der Meldung zu ihr kam, daß Alles zum Losbruch bereit ſei, ſagte ſie mit einem Ernſte, der unwiderſtehlich komiſch war: „Auch mein Anzug iſt fertig, es kann alſo ohne Weiteres losgehen“ und ſchlüpfte dann mit unnachahmlicher Grazie in den weichen Pelz ihres improviſirten Soldatenrockes.

„Wie ſehe ich aus Leſtocq?“

„Unwiderſtehlich“, erwiderte der kleine Franzoſe lächelnd, „genau ſo, wie es nothwendig iſt, damit man ſich mit Vergnügen für Sie todtſchießen läßt.“

„Und eine ſo ſchöne Frau“, murmelte ſie, „will man in ein Kloſter ſperren. Die Elenden ſollen es büßen.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Revolution.

Die Regentin Anna von Braunschweig unterhielt sich eben in ihrem Boudoir mit ihrem Liebhaber, dem Grafen Lynar, als es heftig an die Thüre klopfte. Zuerst gab sie keine Antwort, als aber noch stärker gepocht wurde, rief sie ärgerlich: „Was gibt es noch so spät?“

„Ich bin es, Anna“, erwiderte draußen eine Stimme.

„Mein Mann“, sagte die Regentin mit einem unbeschreiblichen Lächeln.

„Sollte Seine Hoheit eifersüchtig sein?“ fragte Lynar.

„Was fällt Ihnen ein, eher betrunken“, flüsterte die Herzogin.

„So mach' doch auf", begann Ulrich von Braun ſchweig von Neuem.

„Was ſoll es", erwiderte die Regentin, „ich bin zu Bett und will Ruhe haben. Es brennt wohl nicht."

„Doch meine Liebe, ich weiß aus ſicherſter Quelle, daß ein Complott gegen uns unter den Soldaten und dem Pöbel von Petersburg beſteht und wollte Dich erſuchen, auf der Stelle Maßregeln zu ergreifen", ſagte der Herzog.

Die Regentin lachte. „Jetzt, wo es beinahe Nacht iſt, was fällt Dir ein, Du haſt zu viel getrunken, wir haben wohl Zeit bis morgen."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich habe Beweiſe —"

„Ich glaube Dir Alles, aber jetzt will ich ſchlafen, morgen ſprechen wir weiter von der Sache —" entgegnete die Regentin, „gute Nacht."

Man hörte jetzt den Herzog ſich entfernen.

So iſt er", ſagte die Regentin zu Lynar, mitten in der Nacht weckt er mich, um über Worten zu ſprechen, welche er an den Rücken unſerer Soldaten ändern will.

„Aber dieſe Verſchwörung ſcheint doch nicht ſo

ganz aus der Luft gegriffen, wie Sie glauben", ſprach Lynar.

„Ah! ein Hirngeſpinnſt mit dem man ſich die Zeit vertreibt, wenn es an ernſterem Stoffe fehlt", rief die Regentin. „Als wir uns mit Münnich zum Sturze Biron's verſchworen, hat kein Menſch davon geſprochen — — —"

Die Nacht des 5. December 1741 brach an. Ein ſtarker Froſt war eingetreten, die Kälte auf eine beinahe unerträgliche Höhe geſtiegen. Nach elf Uhr waren alle Häupter der Verſchwörung zum letzten Male in dem kleinen Palaſte der Großfürſtin verſammelt. Die Außenfront deſſelben zeigte weder Licht noch ſonſt etwas Ungewöhnliches. Alles ſchien zu ſchlafen. Nur der kleine Salon nach dem Garten zu und das nebenanliegende Boudoir der Prinzeſſin waren erleuchtet. In dem erſteren beſprachen ſich die Verſchwornen halblaut, während in dem letzteren Eliſabeth Toilette machte, mit einer Sorgfalt und Koketterie, wie wenn es ein Hoffeſt zu beſuchen oder einen Geliebten zu empfangen gälte. Endlich trat ſie raſch heraus, ein ſtolzes Lächeln um die Lippen, denn ſie wußte, daß ſie ganz ungewöhnlich ſchön war. Sie trug über einem Rock von grauem Sammet, der nur bis zum Knöchel reichte und ihre kleinen Füße in

ſchwarzen mit ſchmalen Streifen von Zobelpelz beſetzten Halbſtiefeln ſehen ließ, eine grünſammtene Jacke mit dunklem Zobelpelz gefüttert und breit beſetzt, welche durch rothe Sammetaufſchläge und Goldlitzen den Charakter der Uniform der Preobrasenskiſchen Garde erhalten hatte, ein Männerjabot und weiße Stulpenhandſchuhe. Um die ſchlanke Taille lag ein weißer Ledergürtel, an dem ein Officiersdegen hing und in dem zwei Piſtolenſtacken. Auf dem ſchönen gebieteriſchen Haupte mit ſchneeweißen Toupée ſaß der Hut Aſtroski', in der Hand hielt ſie eine Reitpeitſche.

Ein Ausruf aufrichtiger Bewunderung von den Lippen ihrer Anhänger begrüßte ſie und ſchien ihr den Erfolg zu verbürgen, ſie wußte, daß es heute mehr als je ihre Aufgabe war zu bezaubern und hinzureißen und ſie war in der That hinreißend ſchön. Huldvoll reichte ſie einem Jeden die Hand, unterzeichnete dann die Befehle, welche ſie ihnen ertheilt hatte und händigte ſie ihnen ein.

„Sie ſehen, ich ſchone mich in keiner Weiſe, ich ſtehe für Alles ein, was Sie in meinem Namen thun", ſagte ſie mit edlem Stolze, „wir werden zuſammen ſiegen oder untergehen. Eins nur wünſche ich, daß nur im äußerſten Falle Blut vergoſſen wird."

Der Erſte, der ſich entfernte, um ſeine in einer Schänke verſammelten Freunde aufzuſuchen, war Bat-

tog, der Student, um halb zwölf Uhr begaben ſich Suwalow und Aſtroski auf ihre Poſten.

Als es vom Thurme der benachbarten Kirche die letzte Viertelſtunde vor Mitternacht ſchlug, ſtand Leſtocq auf und ſagte feierlich: „Es iſt Zeit Madame, von nun an gehört jeder Augenblick der Weltgeſchichte.“

„Nur ein paar Secunden gönnen Sie mir noch“, erwiderte Eliſabeth. Sie eilte in ihr Schlafgemach, das nur durch die Thüre des Boudoirs, welche offen geblieben war, eine matte Beleuchtung erhielt, und warf ſich hier in ihrem Betſtuhl nieder.

Sie betete mit einer Andacht und Innigkeit, wie ſie noch nie gethan hatte, ſie betete um den Sieg für ſich, aber ebenſo aus ganzer Seele, daß es ihr vergönnt ſein möge, die Krone zu erringen, ohne daß Blut vergoſſen, ohne daß ein Menſchenleben geopfert werde, und ſie gelobte feierlich, wenn Gott ihr Flehen erhöre, nie einen Menſchen mit dem Tode zu beſtrafen, ſo lange ſie regiere.

Als ſie ſich erhob, ſtand Leſtocq in der Thüre.

„Wir müſſen eilen, Hoheit“, ſagte er.

„Ich bin bereit“, entgegnete Eliſabeth mit einer majeſtätiſchen Feſtigkeit, welche Niemand von ihr erwartet hätte, „in Gottes Namen vorwärts!“

Sie ließ ſich von ihrer Hofdame raſch einen gro-

ßen Hermelinpelz umwerfen und eilte dann die Treppe hinab. Unten wartete Woronzoff mit dem Schlitten, er führte die Zügel, die Großfürstin und Lestocq stiegen ein, und dahin flog das wilde Gespann, nicht wie sonst unter fröhlichem Peitschengeknall und Schellengeklingel, sondern ernst und lautlos; Niemand sprach ein Wort. Der Schnee lag hoch in den Straßen und auf den Dächern, Fenster, Zinnen und Vorsprünge waren mit schimmernden Eiszapfen behangen, während das dunkle Firmament von unzähligen Sternen wie eine glitzernde Goldstickerei flimmerte. Kein Mensch ließ sich blicken, in einem Schilderhause schlief ein Soldat stehend, sein Gewehr im Arme, das war Alles. Zwischen den hölzernen Fensterladen einer Schänke erblickte man ein zweifelhaftes flackerndes Licht.

Die Großfürstin blickte zu dem wunderbaren, feierlich ruhigen Himmel der Mitternacht empor und mit einem Male erschien ihr ihr Beginnen, dieses Ringen um vergängliche irdische Macht und Größe so erbärmlich klein, und sogar die ganze Erde, auf der dies unruhig sich selbst zerstörende Menschengeschlecht gleich einem Ameisenhaufen wimmelt, kaum der Sorge und Beachtung werth. Es war eine große heilige Stimmung, in der die sonst so lebensfrohe genußsüchtige

Frau vor der Caserne der Preobrasenskischen Garde anlangte.

Lestocq stieg zuerst aus und gab das verabredete Zeichen, er klopfte dreimal mit dem Kolben seiner Pistole an das Thor; zwei Unterofficiere, welche er durch bedeutende Summen vollständig für sich gewonnen hatte, harrten dieses Zeichens und öffneten auf der Stelle.

Der Schlitten fuhr in den Hof, Elisabeth sprang leicht und anmuthig aus demselben und war im Augenblicke von Soldaten umringt, welche die Zipfel ihres Pelzes demüthig an die Lippen führten.

„Weckt Eure Kameraden auf", sprach sie mit unnachahmlicher Würde, „sagt ihnen, ich sei da und hätte mit ihnen zu reden."

Die Soldaten eilten ihren Auftrag zu vollführen, es wurde in der Caserne lebendig, man sah Lichter an den Fenstern, rasch kamen Officiere und Gardisten in den Hof hinab und begrüßten die allgemein beliebte Prinzessin mit freudigem Zuruf. Als das ganze Regiment beisammen war, warf Elisabeth ihren Hermelinpelz ab und Woronzoff zu, und trat in der Uniform der Preobrasenskischen Garde in den Kreis der Soldaten.

„Seht, sie trägt unseren Rock", sagte einer leise

und freudig zu dem anderen, „das bedeutet etwas Gutes.“

„Ich bin zu Euch gekommen, meine lieben Freunde“, begann die Großfürstin, „weil ich Hilfe und Schutz brauche, und Niemanden auf der weiten Welt habe, der mich beschützt, wenn Ihr es nicht thut. Ihr wißt, wie ich Euch liebe und so hoffe ich auch, daß Ihr mit einiger Treue an mir hängt; ich bitte Euch daher mich vor meinen Feinden zu retten, welche mich verderben wollen, obwohl ich keinem von ihnen je etwas zu Leid gethan.

Wollt Ihr mir beistehen, wollt Ihr?“

„Ja, das wollen wir“, riefen einige, „auf Tod und Leben“ andere.

„Ein abscheulicher Anschlag der Regentin und ihrer Minister ist endeckt“, fuhr Elisabeth fort; „diese Deutschen, die Euch knechten und mißhandeln, die Euch Euer Hab und Gut nehmen, um es zu verprassen, sie wissen nur zu gut, daß ich die Tochter Peter des Großen, Eures guten Czaars, die letzte und einzige Hoffnung der Russen bin. Um ihre schändlichen Pläne ohne Furcht ausführen zu können, haben sie beschlossen, sich meiner Person zu bemächtigen und mich in ein Kloster zu stecken.“

„Diese Schurken, diese Elenden“, riefen die Sol-

daten durcheinander, „das darf nicht sein, wir geben es nicht zu.“

„Gott sei gedankt“, rief die Großfürstin, „ich finde Euch so ergeben und so muthig, wie ich es gedacht und gehofft. Ihr seid also bereit, mich zu beschützen, meine Rechte zu vertheidigen.“

„Ja! Ja!“ schrieen Hunderte von Stimmen zugleich.

„Dann haben wir keine Zeit zu verlieren“, fuhr die Großfürstin fort, „denn meine Feinde wollen mich morgen mit Sonnenaufgang verhaften. Wir müssen ihnen zuvorkommen und sie auf der Stelle gefangen nehmen, diese deutsche Herzogin und ihren Sohn, die sich gegen jedes Recht und Gesetz des russischen Thrones bemächtigt haben, während ich allein Anspruch auf denselben habe nach dem Testamente meines Vaters, das die Deutschen unterschlagen haben. Wir müssen uns zu gleicher Zeit aller dieser Fremden versichern, welche kein Herz für uns Russen haben, denn wir brauchen eben so wenig einen deutschen Czaar, als deutsche Minister und Generale.“

„So ist es, fort mit Ihnen“, schrien die Soldaten durcheinander.

„Alle, die gegen uns sind, soll die gerechte Strafe ereilen“, rief Elisabeth, „während ich jene, die mit

mir die heilige Sache Rußlands vertheidigen, kaiſerlich belohnen will. Ergreift die Waffen, ſchaart Euch um die Fahne unſeres Volkes und folgt mir, ich ſelbſt werde Euch führen, und wenn ihr nur ſo viel Muth habt wie ich, ein ſchwaches Weib, ſo ſind wir mit Tagesanbruch die Herren der Hauptſtadt und des Reiches."

„Ja, führe uns, Mütterchen, wir folgen Dir", rief der ganze Kreis, „zu den Waffen, Kameraden, es lebe Eliſabetha Petrowna, unſere Kaiſerin."

„Ruhe, meine Freunde! Wir dürfen unſere Gegner nicht vorzeitig wecken", ſprach Eliſabeth raſch „damit wir ſie im Schlafe überfallen können, denn ich will kein Blut vergießen."

Die Soldaten eilten in die Caſerne und kehrten bald vollkommen gerüſtet, die Torniſter auf dem Rücken, die Flinten auf der Schulter zurück. Die Officiere ordneten die Compagnien, dann ſchritt Eliſabeth die Front des Regimentes hinab, während zum erſten Male die ſiegreiche ruhmgekrönte Fahne Rußlands ſich vor ihr neigte.

Vor dem rechten Flügel blieb ſie ſtehen und ließ eine Compagnie durch den ſie befehlenden Capitän in kleine Detachements abtheilen, welche ſie, von Officieren

geführt, absendete, um den Feldmarschall Münnich, die Minister Ostermann und Golofkin, den Obersthofmarschall Grafen Löwenwolde, sowie einige andere hervorragende Anhänger der Regentin zu verhaften. Dann stieg sie von Neuem in den Schlitten und setzte sich so an die Spitze der Preobrasenskischen Garde, welche im raschen Schritte in einer langen Colonne folgte.

Es gelang den Verschworenen unbemerkt bis zu dem kaiserlichen Palaste zu gelangen und denselben mit dem der Großfürstin ergebenen Regimente zu umringen; als die Schildwachen vor dem Thore in's Gewehr riefen und die Wache herauseilte, war es zu spät, um Widerstand zu leisten. Elisabeth war aus dem Schlitten gesprungen und auf den dieselbe commandirenden Officier zugeeilt. „Ich bin die rechtmäßige Czaarin", rief sie, „wer gegen mich ist, ist gegen Rußland."

Die Soldaten der Wache begannen zu wanken. „Unsere Pflicht ist, unsern Posten bis zum Aeußersten zu vertheidigen", sagte der Officier.

„Wenn Du ein Verräther bist", gab Elisabeth majestätisch zur Antwort; „ich gebe Dir eine Minute Zeit, mir zu huldigen, nicht mehr."

Der Officier besann sich nicht lange, er steckte sei-

nen Hut auf den Degen und rief: „Es lebe Eliſabetha Petrowna!“

Die Wache ſtimmte ein und ſchloß ſich den Aufſtändiſchen an. Abtheilungen der Preobrasenskiſchen Garde, von Leſtocq und Woronzoff geführt, drangen in den Palaſt. In dieſem Augenblicke näherten ſich dunkle Colonnen von verſchiedenen Seiten.

„Was iſt das? Sollten wir verrathen ſein?“ rief die Großfürſtin, ergriff die Fahne der Preobrasenskiſchen Garde und ging den Anrückenden mit Todesverachtung entgegen. Ein Reiter ſprengte auf ſie zu; es war Aſtroski. „Sieg! Sieg!“ rief er, „ich bringe Ihnen das Regiment Tobolsk!“

Zugleich näherte ſich Suwalow mit dem Regimente der Leibgarde zu Pferd, deren weiße Uniformen und rothe Pelze ſie von weitem ſchon kenntlich machten. Andere Abtheilungen folgten. Als die Truppen die Großfürſtin erblickten, welche in der allen wohlbekannten Uniform, in einer Hand den Degen, in der andern die theure Fahne Rußlands, daſtand, erklangen mit einem Male alle Hörner und Trommeln und tauſendſtimmig erſcholl der Ruf: „Es lebe die Czaarin! Es lebe Eliſabetha Petrowna!“

Eben kam Leſtocq mit der Meldung zurück, daß man ohne Widerſtand zu finden, die Regentin und

ihren Gemahl, den Herzog Ulrich, verhaftet und ſich zu gleicher Zeit des kleinen Czaaren Iwan bemächtigt habe.

„Ich will ſie nicht ſehen“, ſagte Eliſabeth raſch. Sie befahl, die hohen Gefangenen in ihrem eigenen Schlitten und durch eine Abtheilung der Leibgarde zu Pferd nach ihrem Palaſte bringen zu laſſen.

Erſt nachdem dies geſchehen war, betrat ſie ſelbſt den kaiſerlichen Palaſt, in dem ſie noch vor Kurzem gleich einer ertappten Verbrecherin gezittert und geweint hatte, als Siegerin, als Gebieterin Rußlands.

Nach einander kamen jetzt die Nachrichten, daß Münnich, Oſtermann, Goloſkin, Löwenwolde und die anderen Häupter der Regierung und Freunde der Regentin gefangen ſeien. Die Revolution war Herrin des Palaſtes und der Hauptſtadt und damit des ganzen großen Reiches. Noch nie war ein Regiment ſo unerwartet, ſo raſch und mit ſo geringen Mitteln, ohne daß ein Schuß gefallen oder nur ein Tropfen Blutes vergoſſen worden wäre, geſtürzt worden, wie das der Herzogin von Braunſchweig und ihres Gemahls, welche beide für den Knaben Iwan III. die Zügel der Herrſchaft eben ſo ungeſchickt, als dem Volksgeiſte zuwider geführt hatten.

Petersburg war allmälig wach geworden und

das Volk umlagerte jubelnd den kaiſerlichen Palaſt. Zum erſten Male, ſeit dem Tode Peter des Großen, wurde eine Thronrevolution in Rußland von der Bevölkerung der Hauptſtadt mit einſtimmiger Freude begrüßt.

Während oben in dem Gemache, in welchem ihr großer Vater geſtorben war, Eliſabeth die Glückwünſche ihrer Anhänger empfing, verlangte die Menſchenmenge, die ſich unten zuſammengeballt hatte, ſtürmiſch die neue Czaarin zu ſehen. Aber die ſchöne Frau, in der im Augenblicke des Triumphes zum erſten Male eine dämoniſche Rachſucht aufzuflackern ſchien, wollte es nicht hören. Sie ging, die Arme auf der wogenden Bruſt verſchränkt, auf und ab und rief: „Jetzt habe ich ſie Alle in meiner Gewalt, Keiner iſt mir entkommen, nun wollen wir ſehen, ob Münnich und Oſtermann noch daran denken, mich in ein Kloſter zu ſtecken, und Löwenwolde vor Allem ſoll es büßen, daß er mich beleidigt hat, ich könnte jauchzen vor Freude, wie ein Adler, der zur Sonne fliegt, daß er mir auf Gnade und Ungnade preisgegeben iſt.“ Plötzlich beſann ſie ſich und blieb ſtehen. „Ich habe ein Gelübde gethan, daß unter meiner Regierung Niemand an ſeinem Leben geſtraft werden ſoll, und ich werde es halten“, ſagte ſie, „ich werde die Todesſtrafe

vollkommen aufheben, aber meine Gefangenen dürfen vorläufig nichts davon erfahren, ſie ſollen dem Tode in's Antlitz blicken und ich will mich an ihrer Todesangſt beluſtigen."

Immer lauter brauſte der Sturm unten, Tauſende und wieder Tauſende riefen nach der Czaarin.

„Ihr Volk verlangt Sie zu ſehen, Majeſtät", ſagte Leſtocq.

Eliſabeth ſchlüpfte raſch in ihren Hermelinpelz und trat ſo mit dem Attribut ihrer Macht und Herrſchaft geſchmückt, in ſtolzer Schönheit ſtrahlend auf den Balkon hinaus.

Tauſendſtimmiger Jubel tönte ihr entgegen, die Soldaten ſteckten ihre Hüte auf die Spitze der Bajonnete, der Pöbel warf die Mützen in die Luft, alle Trommeln wurden gerührt, alle Fahnen geſchwenkt.

„Es lebe die Czaarin! Es lebe Eliſabetha Petrowna!" ſchrieen Volk und Truppen und ſie, der es galt, nickte gnädig mit dem Haupte und ein ſonniges Lächeln ſpielte um ihre wollüſtigen Lippen; ſo ſtand ſie da, ſinnbethörend, die Tyrannei der Schönheit auf der Stirne, in dem langen Hermelinpelz eines Padiſchah, gleich einem weiblichen Sultan.

Vierzehntes Kapitel.

Elisabetha Petrowna, Kaiserin von Rußland.

Am folgenden Morgen, den 6. December 1741, erschien eine Kundmachung, welche die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der Großfürstin Elisabeth auf den russischen Thron darthat und die Ungesetzlichkeit und Unrechtmäßigkeit der bisherigen Regierung bewies. Es war die erste Kundgebung der neuen Herrscherin, sie machte in allen Schichten der Bevölkerung, welche sich mit einem Male von dem Drucke einer langjährigen Fremdherrschaft befreit sah, den besten Eindruck. Noch an demselben Tage wurde Elisabeth feierlich als Selbstherrscherin aller Russen proclamirt und Volk und Militair huldigten ihr.

Die Truppen waren längs der Admiralität an der Newa aufgestellt, während die Bevölkerung von

Petersburg alle Straßen, welche von dem kaiſerlichen Palaſte dorthin führten, füllte; die Czaarin, in einer rothſammtenen Robe mit Hermelinſchleppe und einem eng anſchließenden, rothſammtenen Hermelinpelz, eine Kaſakenmütze von Hermelin mit weißem Reiherbuſch auf dem ſchönheitsſtolzen Haupte, ritt auf einem milchweißen Pferde, von Leſtocq, Suwalow und Woronzoff begleitet durch dieſelben und dann die Front der Soldaten entlang, überall mit lautem Enthuſiasmus begrüßt und kehrte ebenſo in den Palaſt zurück.

Ihre nächſte Sorge war, ſich in dem kaiſerlichen Palaſte einzurichten. Zum erſten Male hatte den Thron von Rußland eine Frau beſtiegen, welche mit der Gewalt der Krone die höchſte Macht der Schönheit vereinigte. Der Hermelin ſchmückte nicht ſie, ſondern ſie verlieh ihm einen nie dageweſenen Glanz. Hatte ſie ſchon als Großfürſtin durch ihre Anmuth und ihre Güte alle Herzen gewonnen, ſo lag jetzt, wo ſie die Kaiſerkrone trug, Alles vor ihr im Staube und man begriff vollkommen, daß eine ſo ſchöne Monarchin ſich mit jenem aſiatiſchen Luxus umgab, welcher Jedem als der allein würdige und natürliche Rahmen ihrer majeſtätiſch berückenden Reize erſchien.

Eliſabeth war immer mit großer Sorgfalt und geſchmackvoller Pracht gekleidet geweſen, jetzt ſchien

ſie jedoch Alles, was man bisher in dieſer Richtung geſehen hatte, übertreffen zu wollen. Hunderte von Händen waren in der Garderobe der neuen Kaiſerin thätig, die zahlloſen Toiletten anzufertigen, welche zu erſinnen ſie nicht müde wurde.

Die erſten Regierungsakte der Czaarin Eliſabeth zeigten indeß ebenſoviel Klugheit als Mäßigung.

Die Regentin wurde mit ihrem Gemahl, gegen den Rath Leſtocq's und Suwalow's, welche für den Tod derſelben ſtimmten, zuerſt nach Schlüſſelburg, dann auf eine Inſel der Dwina in dem weißen Meere und endlich nach Sibirien gebracht. Der kleine Czaar Iwan III. wanderte aus der Wiege, er hatte nämlich kaum das zweite Jahr erreicht, in den Kerker. Er wurde auf der Feſtung Schlüſſelburg gefangen gehalten. Zwei Officiere leiſteten ihm Geſellſchaft und bewachten ihn, ſie hatten den Auftrag, ſobald ein Verſuch zu ſeiner Befreiung gemacht werde, ihn niederzuſtechen. Die mit Iwan's Bilde unter der Regentſchaft ſeiner Mutter der Herzogin von Braunſchweig, geprägten Münzen wurden auf der Stelle eingelöſt und eingeſchmolzen, um jede Erinnerung an denſelben im Volke auszutilgen, und es gab Niemand, der die Geldſtücke mit dem blöden Antlitz des unreifen Knaben nicht gern gegen

jene, welche den Kopf der ſchönſten Herrſcherin aller fünf Welttheile und die üppige, vom kaiſerlichen Hermelin eingerahmte Büſte derſelben zeigten, eingetauſcht hätte.

So groß die Hoffnungen des Volkes, die Erwartungen ihrer Freunde und Anhänger waren, Eliſabeth täuſchte dieſelben nicht. Ein von ihr ſelbſt verfaßter Ukas hob die Todesſtrafe auf, ein anderer begnadigte ſämmtliche unter den vorhergehenden Regierungen Verurtheilte, alle Kerker und die Kaſematten der Feſtungen gaben an einem Tage die armen Opfer der Tyrannei, welche nichts mehr gehofft hatten, frei; aus Sibirien allein kehrten 20,000 Verbannte zurück, ſie alle jubelten der neuen Czaarin zu und bildeten fortan, in allen Provinzen zerſtreut, einen treuen, unerſchütterlichen Anhang derſelben. Da die Meiſten der durch die junge Kaiſerin Befreiten der altruſſiſchen Partei angehörten, war die Wirkung, welche ihre Rückkehr in der Heimath übte, eine grenzenlos freudige. Eine Reihe von Commiſſionen wurde eingeſetzt, um das von Peter dem Großen begonnene und unter ſeinen deutſchen Nachfolgern ſtillſtehende Werk der Geſetzgebung und der Reform in allen Zweigen von Neuem aufzunehmen. Aber ebenſo ſehr die Czaarin gleich im Anfange den Wünſchen und Bedürfniſſen ihrer Völker

entgegenkam, ebenso wenig vergaß sie ihre treuen Freunde, die Männer, denen sie die Erhebung zur höchsten Macht in ihrem ruhmreichen Vaterlande verdankte. So undankbar sich die Herzogin von Braunschweig gezeigt hatte, so dankbar erwies sich Elisabeth, treu dem russischen Volksgemüth.

Lestocq wurde von ihr zum Grafen erhoben, zum geheimen Rath und ihrem ersten Leibarzte, sowie zum Präsidenten des Medicinalcollegiums ernannt und mit einer bedeutenden Summe dotirt; Suwalow und Woronzoff wurden Kammerherren und empfingen gleichfalls bedeutende Geschenke an Gütern und Geld, die Frau des ersteren wurde erste Hofdame, Frau von Kuriakow Oberstthofmeisterin; Astroski zum Obersten ernannt, befehligte die Preobrasenskische Garde, deren Grenadiere sämmtlich in den Adelstand erhoben wurden. Der Student Battog erhielt ein Gut und eine Anstellung im Departement der Finanzen.

Aber auch eines längst vergessenen Freundes erinnerte sich Elisabeth auf dem Zenith ihres Glückes. Der Sergeant Subin, ihr ehemaliger von der Kaiserin Anna verbannter Günstling wurde an den Hof berufen, aber das Heitere war, daß man ihn nicht fand, vergebens suchte man ihn in ganz Sibirien, er schien verschwunden, von der Erde verschluckt. Vergebens

erneuerte die Czaarin ihren Befehl, der Unglückliche blieb verschollen.

Um die russische Partei, welche bis jetzt die größte Unzufriedenheit genährt und aus deren Mitte sämmtliche Verschwörungen gegen die Czaarin Anna, den Herzog Biron und die Herzogin von Braunschweig hervorgegangen waren, vollends an sich zu fesseln, ernannte Elisabeth das Haupt desselben Cerkaski zum Großkanzler. Cerkaski war jedoch durchaus nicht fähig, mehr als das nominelle Haupt eines Ministeriums zu sein. Als daher die Czaarin darauf bestand, die höchsten Staatsämter nur mit Russen zu besetzen, und mit anderen Exilirten auch Graf Bestuseff, der ehemalige Secretär Biron's aus den Eisfeldern Sibiriens heimkehrte, empfahl Lestocq diesen geistvollen Diplomaten und feinen Hofmann der Czaarin, und diese übertrug ihm das wichtige Amt eines Vicekanzlers. Sie gewann an ihm allerdings einen ihr und Rußland treu ergebenen Diener, aber Lestocq, ohne es zu ahnen, den gefährlichsten Gegner; denn ebenso, wie dieser für Frankreich und Preußen eingenommen war, erkannte Bestuseff vom ersten Augenblicke, daß der Vortheil Rußlands ein Zusammengehen mit Oesterreich und England erfordere und begann in diesem Sinn auf seine Collegen und die Kaiserin einzuwirken.

Erſt nachdem ſie mit vollen Händen Glück geſpendet hatte, dachte Eliſabeth daran, zu ſtrafen und zu rächen. Die in der Nacht vom fünften auf den ſechsten December verhafteten Anhänger der Regentin wurden des Verrathes gegen die Sicherheit des Staates angeklagt und vor einen Gerichtshof geſtellt, welcher aus dem Generalprocurator Fürſten Trubetzkoi, den Generalen Usakoff und Lewasow, dem Oberſtallmeiſter Fürſten Kuriakin, dem geheimen Rath Narysкin und dem in Folge von Eliſabeth's Gnadenakte aus dem Exil zurückgekehrten vormaligen Präſidenten des Juſtizcollegiums Fürſten Michael Galitſchn beſtand.

Die Unterſuchung leitete Trubetzkoi, ein erbitterter Gegner der beiden deutſchen Staatsmänner, welche ihn zur Zeit ihres Glanzes in ihrem maßloſen Uebermuth mehr als einmal beleidigt hatten.

Oſtermann wurden achtzig Fragen zur Beantwortung vorgelegt. Er wurde angeklagt, daß er durch hinterliſtige Intriguen mit Hilfe des Senates nach dem Tode Peter II. die rechtmäßige Thronerbin, Großfürſtin Eliſabeth, verdrängt und die unfähige Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, ſeine Schülerin, zur Regierung gebracht habe, um unter ihrem

Deckmantel das Reich willkürlich verwalten zu können, daß er im letzten Jahre ihrer Regierung den gegen den ruſſiſch geſinnten Adel geführten Streich, ſo wie die Hinrichtung und Verbannung der Dolgorucki veranlaßt habe. Man warf ihm auch vor, daß er die Herzogin von Braunſchweig zur unumſchränkten Regentin gemacht und zu gleicher Zeit den Plan gehegt habe, die geſetzliche Kaiſerin Eliſabeth in ein Kloſter zu ſtecken, ſowie den jungen Herzog von Holſtein, der nach ihr die gerechteſten Anſprüche hatte, aus dem Wege zu räumen. Endlich habe er die ruſſiche Flotte in Verfall gebracht, um Rußland zu zwingen, die Freundſchaft der Seemächte zu ſuchen.

Aehnliche Vorwürfe wurden gegen den Feldmarſchall Münnich erhoben. Man klagte ihn aber noch ganz beſonders an, die Soldaten bei dem Staatsſtreiche gegen Biron getäuſcht zu haben, indem er ihnen vorſpiegelte, es gelte, die Großfürſtin Eliſabeth auf den Thron zu erheben und auf dieſe Weiſe ſeinem Plane dienſtbar machte.

Erwieſen konnten die meiſten dieſer Beſchuldigungen nicht werden, wie es eben im Charakter der Intriguen liegt, daß ſich ihre Fäden nur ſehr ſelten faſſen und bloslegen laſſen.

Als Münnich leugnete, die Garde hintergangen zu

haben, wurden ihm Soldaten der Preobrasenskischen Truppe gegenübergestellt, welche ihm in's Gesicht sagten, er habe sie betrogen.

Ostermann erklärte, daß er Alles, was er als Minister von dem ersten bis zum letzten Tage gethan, verantworten könne, da er stets, so lange er einer Regierung mit Pflicht und Eid verbunden gewesen, dem Interesse derselben alle anderen Rücksichten aufgeopfert habe.

Bestuseff war mit dem ganzen Processe ebenso wie mit dem Vorgehen des Gerichtshofes nicht einverstanden, er sah in den Angeklagten Männer, die trotz ihrer Fehler große Verdienste um Rußland hatten, und zeigte sich empört darüber, daß die meisten Mitglieder des Gerichtshofes sich nur von ihrer Rachsucht leiten ließen. Er zog sich, unter dem Vorwande eines Unwohlseins, von den Sitzungen zurück und so kam es, daß die Angeklagten, ihres letzten Freundes beraubt nicht allein sämmtlich zum Tode verurtheilt wurden, sondern auf Antrag Cerkaski's und Trubetzkoi's Ostermann überdies lebendig gerädert und Münnich geviertheilt werden sollte.

Am neunundzwanzigsten Januar sollte dieses grausame Urtheil, das die Kaiserin, obwohl sie die Todesstrafe ausdrücklich aufgehoben hatte, keinen Augenblick

zu bestätigen zögerte, vollstreckt werden. Früh am Morgen brachte man die Verurtheilten aus der Citadelle in das Senatsgebäude. Vor zehn Uhr setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Voran marschirte eine Abtheilung Soldaten, dann folgten die dem Tode Geweihten, von Grenadieren mit aufgepflanzten Bajonneten umgeben. Ostermann, dessen Alter und Kränklichkeit es unmöglich machten, ihn den Weg zu Fuße zurücklegen zu lassen, saß in einem einfachen Bauernschlitten, der nur mit einem Pferde bespannt war, er trug einen alten, langen röthlichen Pelz mit Fuchs gefüttert und auf der Perrücke eine Mütze von schwarzem Sammet, denselben Anzug, den er sonst zu Hause hatte. Hinter ihm gingen der Feldmarschall Münnich, der Vicekanzler Graf Golofkin, Baron Mengden, der Oberhofmarschall Graf Löwenwolde und der Staatsrath Dimirasow. Golofkin und Mengden, bis an die Augen in große Mäntel gehüllt, zitterten am ganzen Leibe vor Kälte und Todesangst; Münnich schritt muthig und fest, ja stolz zwischen den Soldaten, mit denen er sich unbefangen unterhielt. Löwenwolde, dessen Antlitz einen tiefen Kummer und die Verwüstungen einer eben erst überstandenen Krankheit zeigte, schien eben so gelassen und freundlich wie in glücklicheren Tagen; als er an dem kaiserlichen Palaste

vorüberſchreitend, die Czaarin an einem Fenſter erblickte, überflog ein ſchmerzliches Lächeln ſeine bleichen Züge und er nickte zweimal ſeltſam mit dem Kopfe.

Die Grenadiere, welche ihre einſtigen Führer zum Richtplatz führten, konnten ſich eines gewiſſen Mitgefühls nicht erwehren, ſie ſprachen ihnen in ihrer naiven Weiſe Muth zu.

„Es wird ja Alles bald überſtanden ſein, Väterchen", ſagte ein alter Corporal, der unter ihm gegen die Türken gefochten, zu Münnich.

„Gut, daß man Euch fahren läßt", ſprach ein anderer ergrauter Grenadier zu Oſtermann, „wenn man ſo alt geworden iſt wie wir, wollen einen die Füße nicht mehr tragen."

Der Pöbel dagegen, welcher die Straßen füllte und das Schaffot umgab, raſte vor Freude, als er die verhaßten deutſchen Miniſter und Generäle den Weg zum Tode gehen ſah, laute Verwünſchungen und Flüche miſchten ſich mit Jubelrufen auf die Czaarin.

Auf der Richtſtätte angekommen, wurden die Verurtheilten in das Quarrée gebracht, welches ein Regiment Grenadiere bildete. Vier Soldaten hoben Oſtermann auf ihre Arme und trugen ihn auf das Blut-

gerüſt, wo ſie ihn auf einen ſchlechten hölzernen Stuhl ſetzten.

Als der Secretär des Senates ihm das Urtheil vorzuleſen begann, entblößte der greiſe Staatsmann das Haupt, noch in dieſem ſchweren, traurigen Augenblicke achtete er das Geſetz, das ihn ſchuldig ſprach. Das Urtheil lautete dahin, daß Oſtermann lebendig gerädert und dann mit dem Schwerte enthauptet werden ſollte. Er hörte es an, ohne nur eine Miene zu verändern.

Jetzt legten ihn die Soldaten mit dem Geſicht zur Erde nieder.

Die Henker entblößten ihm den Hals und legten ihn dann auf den grauenhaften Block, der eine hielt ſeinen Kopf bei den Haaren feſt, während der andere das blanke Beil aus dem Sacke nahm. Oſtermann hatte die Hände ausgeſtreckt.

„Nimm die Arme an Dich, Väterchen“, ſagte einer der Soldaten.

Oſtermann kreuzte ſie auf der Bruſt und erwartete ſo ruhig den Tod.

In dieſem Augenblicke entfaltete der Secretär des Senates ein zweites Papier und las daraus die wenigen Worte: „Gott und die Kaiſerin ſchenken Dir das Leben.“

Die Soldaten hoben nun den muthigen Greis, welcher erſt in dieſem Augenblicke etwas mit den Händen zu zittern begann, auf und trugen ihn vom Schaffot herab in den Schlitten zurück.

Hierauf wurde den anderen, dem Tode Geweihten das Urtheil des Gerichtshofes und die Begnadigung der Czaarin vorgeleſen. Der Pöbel, welcher bis jetzt athemlos gelauſcht hatte, zeigte ſich mit dieſem Ausgang durchaus nicht zufrieden. Zuerſt wurde jetzt Münnich in einen geſchloſſenen kaiſerlichen Hofſchlitten gebracht und von vier Grenadieren nach der Citadelle escortirt. Oſtermann und die Anderen folgten in gemeinen Iswoſchtſchiksſchlitten.

Das Vermögen und die Güter der Verurtheilten wurden confiscirt, ſie ſelbſt noch an demſelben Tage in die Verbannung abgeführt, in welche ihnen ihre treuen Frauen und Diener folgten. Oſtermann wurde nach Bereſow gebracht, Münnich nach Pelym, um daſſelbe Haus zu bewohnen, das er für den von ihm geſtürzten Herzog Biron hatte erbauen laſſen.

Münnich, von ſeiner Gattin und dem Hausprediger begleitet, begegnete in der Vorſtadt von Kaſan dem Herzog Biron, welcher nebſt anderen von

Eliſabeth Begnadigten aus Sibirien zurückkehrte. Sie blickten ſich einander an und fuhren, ohne ein Wort zu ſagen, an einander vorbei.

Welcher Schickſalswechſel! Welche merkwürdige Begegnung!

Fünfzehntes Kapitel.

Weibliche Diplomatie.

Kaum hatte sich die Regierung etwas befestigt, so begannen sich im Schooße derselben Parteien zu bilden und theils offen, theils durch versteckte Intriguen dieselbe zu bekämpfen. Den größten Zwiespalt rief am Hofe der Czaarin Elisabeth die äußere Politik hervor. Lestocq, welcher einen großen Einfluß auf die Monarchin besaß, zeigte sich entschieden französisch und daher preußisch gesinnt, während Bestuseff für die Seemächte und Oesterreich in die Schranken trat. Beide suchten sich unter jenen Personen, welche die Kaiserin umgaben und bei ihr in Gunst standen, einen Anhang zu verschaffen.

Die Gräfin Suwalow galt, bald nachdem sie Hof-

dame geworden, ſchon als die erklärte Favorite Eliſabeth's. Sie hielt mit ihrem Anbeter, dem Kammerherrn Woronzoff, zu Beſtuseff, während Leſtocq den erſten Miniſter Rußlands, den Großkanzler Tſcherkaſki für ſich gewonnen hatte.

Für beide Parteien galt es nun vor Allem den Günſtling der Czaarin, den bis jetzt neutralen Grafen Iwan Suwalow, in deſſen intimem Verhältniß zu ihr das Geheimniß ſeiner ungewöhnlichen Gewalt über ſie lag, an ſich zu ziehen. Leſtocq, der die maßloſe Habgier des Grafen kannte, hatte offenbar den richtigen Weg dazu eingeſchlagen, indem er den Marquis de la Chetardie beſtimmte, ihm einen bedeutenden Jahresgehalt von Seite des franzöſiſchen Hofes auszuſetzen, und Suwalow ſchien ſich nun auch wirklich zu der preußiſchen Seite hinzuneigen. Dies beunruhigte die Gegner nicht wenig, der Vicekanzler beſchloß Alles aufzubieten, um dieſen wichtigen Verbündeten für ſich zu gewinnen. Die Gräfin Suwalow hatte, ſo reizend ſie war, nicht den mindeſten Einfluß auf ihren Gatten, und doch konnte nur ein Weib, ein ſchönes und geiſtvolles Weib, die Wagſchale zu Gunſten der öſterreichiſchen Partei ſteigen laſſen, denn Suwalow war nicht weniger empfänglich für weibliche Reize als für Geld. Beſtuseff ließ in Gedanken wiederholt alle Damen ſeiner Partei

Revue paſſiren, jedesmal blieb er bei derſelben ſtehen, bei der einzigen, welche er für fähig hielt, den durch Frauengunſt verwöhnten und flatterhaften Grafen zu feſſeln, bei ſeiner eigenen Frau.

Die Gräfin Beſtuseff gehörte in dem damaligen Rußland mit der Kaiſerin Eliſabeth und Frau von Lapuſchin unſtreitig zu den ſchönſten Frauen, ja dieſe drei hätten zu jeder Stunde den Berg Ida betreten und das Urtheil eines Paris herausfordern können. Sie war aber noch viel mehr, als ſchön, ſie übertraf ihre beiden Nebenbuhlerinnen bei weitem an Geiſt und Bildung, ſie hatte das Air einer galanten Marquiſe vom Hofe zu Verſailles, zu deren Füßen ebenſo gut Poeten und Maler, wie Staatsmänner und Helden knieen. Die Eiferſucht der Kaiſerin auf die Schönheit ſeiner Frau ſchien Beſtuseff vollends den richtigen Weg zu zeigen und ſo zögerte der gewiegte Politiker nicht länger, ſeiner weiblichen Diplomatie das Gewebe anzuvertrauen, in dem Suwalow verſtrickt werden ſollte.

Als er ſeiner Gemahlin die ebenſo wichtige als heitere Eröffnung machte, war ſie eben damit beſchäftigt, ihren Papagei mit Confect zu füttern.

Es war am Morgen, die ſchöne Gräfin hatte ihr Haar nach ebenſo wenig friſirt als gepudert, es lag

in einem reizenden Häubchen zuſammengerollt, während ein roſaſeidener Schlafrock ihre ſchlanken feingerundeten Formen nur leicht verhüllte.

Sie ſah ihren Gatten erſt groß an, dann begann ſie zu lachen.

„Deine Zumuthung iſt wohl nichts weiter als ein guter Scherz“, rief ſie.

„Nein, mein Schatz“, erwiderte Beſtuseff, „es iſt mein voller Ernſt, ich halte Dich für ſchön und klug genug, um Suwalow in dein Netz zu ziehen, und für ſtolz genug, um Dich nicht in die Reihe ſeiner Courtiſanen zu ſtellen.“

„Sehr ſchmeichelhaft für mich“, erwiderte die ſchöne Gräfin, „ſchmeichelhaft für meine Eitelkeit und auch für meine Tugend, denn Suwalow iſt ein ſchöner, ein gefährlicher Mann. Ich erfahre mindeſtens bei dieſer Gelegenheit, wie weit Dein Vertrauen zu mir geht.“

„Mein Gott, was thut man nicht der Politik zuliebe“, ſeufzte der Miniſter.

„Ueberlege Dir alſo gut, was Du verlangſt“, ſagte die ſchöne Frau, „ich zweifle keinen Augenblick, daß ich die mir von Dir übertragene diplomatiſche Aufgabe zu Deiner vollen Zufriedenheit löſen werde, was aber ſonſt dabei geſchieht, dafür übernehme ich keine Garantie, mein Schatz.“

„Ich vertraue Dir —“

„Aber ich vertraue mir ſelbſt nicht“, lachte die Gräfin, „ja, ja! mein Schatz!“

„Ja, ja! mein Schatz!“ ſtimmte der Papagei bei und ſchüttelte ſein rothblaues Gefieder.

„Machen wir einen Verſuch“, entſchied Beſtuseff zuletzt, „und ſollte ſich eine Gefahr für Dich zeigen, haben wir noch Zeit einzulenken.“

Madame zuckte ſpöttiſch die Achſeln — —

Ein paar Tage ſpäter verſammelte ein glänzendes Maskenfeſt den Hof und die Ariſtokratie im kaiſerlichen Palaſte, die Damen wetteiferten, ſich an Originalität und Luxus der Coſtüme zu übertreffen. Die Czaarin erſchien in der prachtvollen Tracht einer Moskauer Fürſtin aus der Zeit Iwan des Schrecklichen, die Gräfin Suwalow als Chineſin, Fräulein von Woronzoff zog als Schamaniſche Zauberin durch ihre mit Hirſchgeweihen beſetzte Mütze und das mit Schellen behangene Götzenbild, das ſie im Arm hielt, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, während die junge Gräfin Trubetzkoi in der Maske einer Kamtſchadalin auf einem von zwei großen weißen Hunden gezogenen kleinen Schlitten Aufſehen erregte.

Alle wurden jedoch durch eine Bacchantin in Schatten geſtellt, deren herrliche von dem antiken Ge-

wande mehr gehobene als verhüllte Formen, vor Allem ihre wunderbaren Schultern, von denen ein Pantherfell herabfiel und auf die ihr reiches Haar mit Weinlaub durchflochten halb entfeſſelt herniederwallte, unter den durch Fiſchbeinmieder und Reifröcke entſtellten Rokokoſchönen eine geradezu berauſchende Wirkung übten.

Die Kaiſerin runzelte ärgerlich die ſchöne Stirne, als ſie dieſe fremdartig berückende Erſcheinung ſah, ſie gab Suwalow den Auftrag, ihr zu folgen und ihr zu melden, wer es ſei. —

Bald war Suwalow an der Seite der reizenden lebendig gewordenen Antike, welche ihn mächtig anzog.

„Ich grüße Dich“, begann ſie, ihm die Hand reichend, „ich habe Dich erwartet.“

„Mich?“ ſagte der Graf ungläubig.

„Ja, Dich“, fuhr ſie fort, „ich bin ſogar nur deinetwegen hier. Der Olymp hat mich auf dieſe froſtige nordiſche Erde entſendet, um Dich auf die Probe zu ſtellen.“

„Wie?“ fragte Suwalow.

„Iſt Dein Herz nicht verſagt“, ſprach die Bacchantin, „liegſt Du nicht zu den Füßen der mächtigſten Frau Rußlands, deren Gunſt Dich über alle Deine Landsleute erhoben hat?“

Suwalow war jetzt überzeugt, daß Eliſabeth ihn nur zu der ſchönen Bacchantin geſendet hatte, um durch ſie ſeine Treue zu prüfen, und er lächelte über die plumpe Falle. „Ich habe meine Verehrung für die Kaiſerin nie verborgen gehalten“, gab er zur Antwort, „ja, ich bete ſie an, und neben ihr erſcheint mir jede andere Frau geradezu reizlos.“

„O! wie Du lügſt“, lachte die Bacchantin, „man kennt Dich beſſer, Du flatterhafter ſchöner Schmetterling, und liebt Dich trotz Deiner Unbeſtändigkeit.“

„Liebſt Du mich?“ fiel Suwalow durch die Worte der antiken Schönen ermuthigt ein und ergriff zugleich ihre Hand.

„Vorſicht“, flüſterte ſie, „die Czaarin beobachtet uns, ſie ſcheint von Deiner Treue viel weniger überzeugt, als Du ſelbſt.“

„Und Du?“ erwiderte der Graf.

„Ich? Ich glaube, daß ich Dich zu meinen Füßen ſehen würde, ſobald ich nur wollte“, flüſterte die Bacchantin.

„Du kennſt mich nicht, meine Treue —“

„Ich kenne Dich eben nur zu gut“, unterbrach ihn das ſchöne Weib mit den Formen einer Venus, „wenn Du Dich aber ſo ſicher, ſo unverwundbar glaubſt, gut, dann fordere ich Dich zum Kampf heraus.“

„Du verräthſt Dich ein wenig zu früh, reizende Diplomatin der Eiferſucht“, ſagte Suwalow.

„Jetzt verſtehe ich Dich nicht.“

„Du handelſt im Auftrage der Czaarin.“

„Deshalb ſo vorſichtig?“ ſpottete die Bacchantin. „Nein, ich handle nur im Auftrage meines Herzens, das Dir gehört, wenn Du es zu gewinnen verſtehſt.“

„Gieb mir alſo Gelegenheit —“

„Heute noch, folge mir in meinen Schlitten.“

Suwalow beſann ſich.

„So feig auf einmal, Du berühmter Held der Boudoire!“ höhnte ihn die reizende Maske.

„Es ſei denn, ich folge Dir, ſobald Du es befiehlſt“, ſagte er endlich.

„In einer Stunde alſo vor der Admiralität.“

„Ich komme.“

Der Graf kehrte raſch zur Kaiſerin zurück und meldete ihr, die reizende Bacchantin ſei Niemand anderes, als die alte Fürſtin Mentſchikoff, welche dieſe Maske gewählt habe, um die geſammte galante Jugend zu dupiren. Eliſabeth ſchien beruhigt.

Zur beſtimmten Zeit ſtieg Suwalow vor der Admiralität aus ſeinem Schlitten und ſchickte denſelben fort. Er wartete nicht lange, ſo kam ein anderer

geſchloſſener, welcher vor ihm anhielt. Die Thüre desſelben wurde geöffnet und ein weißer Arm ſtreckte ſich ihm aus dunklem Pelzwerk verlockend entgegen. Er ſtieg ein und ſchlang ſeinen Arm um das herrliche Weib, das ihm Platz machte, während der Schlitten weiter flog. Die gefährliche Schöne, welche ihn entführt hatte, beſtand jedoch darauf, daß er ſich die Augen verbinden laſſe, und Suwalow war bereits viel zu ſehr von ihren Reizen umſtrickt, um es zu verweigern. Sie blendete ihn mit ihrem Tuche und ehe er ſich's verſah, hatte ſie auch ſeine Hände gefeſſelt. Er war ihr Gefangener.

Nach langer Fahrt hielt der Schlitten und die weiche warme Hand ſeiner Begleiterin geleitete den Grafen eine Treppe hinauf und einen Corridor entlang in ein Zimmer, das mit Teppichen belegt und angenehm durchwärmt war.

Zuerſt fiel jetzt die Binde von ſeinen Augen. Suwalow ſah ſich in einem kleinen mit vielem Luxus möblirten Raum, und die Bacchantin, welche ihr Pelzwerk abgeworfen hatte, auf einem türkiſchen Divan ausgeſtreckt.

„Eigentlich ſind Sie doch ſehr unvorſichtig, lieber Suwalow", begann ſie, „wie nun, wenn ich doch im Auftrage der Czaarin handelte oder einfach eine Gau-

nerin wäre, die ſie in eine Diebshöhle gelockt hätte, denn Sie müſſen wiſſen, daß Sie mir auf Gnade und Ungnade preisgegeben ſind.“

Dem Grafen begann es ein wenig unangenehm zu Muthe zu werden, aber er ließ nichts davon merken. „Wer kann vorſichtig ſein, wenn alle ſeine Sinne in Aufruhr ſind?“ ſagte er lächelnd.

„Ah! Sie ſind alſo auf dem Wege, ſich in mich zu verlieben?“ fragte die reizende Maske ſpöttiſch.

„Sie haben mich beſiegt“, rief Suwalow, „ich ergebe mich auf Discretion.“

„Aber Sie haben nicht einmal mein Geſicht geſehen“, lachte die Bacchantin.

„Ein Körper wie der Ihre kann nur mit Zügen von unvergleichlicher Schönheit gepaart ſein“, rief der Graf.

Die ſchöne Frau erhob ſich, löſte ſeine Feſſeln und ließ zugleich die Maske fallen.

„Sie, Gräfin!“ ſtammelte Suwalow entzückt.

Es war die ſchöne Gemahlin Beſtuseff's, deren volle weiche Arme ſich jetzt um ihn ſchlangen und ihn auf die Polſter des Divans niederzogen.

„Was machen Sie aus mir“, fuhr Suwalow fort.

„Meinen Sklaven“, flüſterte die ſiegreiche Kokette.

„Ja, Sie haben Recht“, rief Suwalow, „ich fühle mich Ihnen ſo vollkommen unterthan, ſo ganz Ihrem Willen, Ihrer Laune hingegeben, daß ich nichts mehr bin als Ihr Sklave. O! wie ſchön ſind Sie! Alle Damen unſers Hofes erblaſſen vor ihnen wie die Sterne vor der Sonne.“

„Wirklich? Auch Eliſabeth?“

„Auch die Kaiſerin! Ich bin von Sinnen, ich werde wahnſinnig, wenn Sie nicht Erbarmen mit mir und meiner Leidenſchaft haben“, erwiderte Suwalow, indem er ſich vor der Gräfin Beſtuseff niederwarf und ihre Kniee umfaßte. Sie ſah ihn mit einem ſeltſamen Blick an, in dem eine unheimliche Zufriedenheit lag. „So wollte ich Sie ſehen“, ſagte ſie dann, „ich wollte mich überzeugen, wie weit Ihre Treue für Eliſabeth geht, ich bin ſehr erfreut, einen ſo gefeierten Mann, wie Sie es ſind, zum Sklaven zu haben, aber Erbarmen habe ich nicht mit Ihnen.“

„Sie weiſen meine Anbetung zurück“, ſtammelte Suwalow. Der Schrecken, die Enttäuſchung, welche ſich auf ſeinem ſchönen Antlitz malten, erheiterten die Gräfin Beſtuseff ungemein. „Nein, nein“, beeilte ſie ſich zu ſagen, „im Gegentheil, Sie müſſen mich lieben, es wird mir ein wenig die Zeit vertreiben, aber rechnen Sie nie auf Gegenliebe.“

„Nur auf Gnade.“

„Noch weniger.“

„Sie könnten ſo grauſam ſein?“

„Ich bin nicht grauſam“, ſprach die ſchöne Frau mit ihren aufgelöſten Flechten ſpielend, „und um Ihnen dies zu beweiſen, erlaube ich Ihnen morgen Mittag, wenn ich meine gewöhnliche Spazierfahrt längs der Admiralität mache, mich —“

„Zu begleiten“, unterbrach ſie Suwalow überglücklich.

„Nein, nur zu ſehen“, ſagte ſie mit koketter Strenge; ſie wußte, daß er ihr ſo am ſicherſten war „Jetzt aber müſſen Sie mich verlaſſen.“

Suwalow verſuchte ſie zu umſchlingen, aber ihr großer deſpotiſcher Blick wies ihn zurück.

„Erlauben Sie mir mindeſtens, ihre Hand zu küſſen“, flehte er.

„Das wäre zu viel.“

„Den Fuß alſo —“

„Noch immer zu viel.“

Er ſtand rathlos. Sie begann laut zu lachen. „Ich erlaube Ihnen den Boden zu küſſen, dort, wo mein Fuß ihn jetzt berührt,“ ſprach ſie dann, denſelben zurückziehend und der verwöhnte Günſtling der Frauen, der Geliebte der ſchönſten Monarchin, warf ſich vor

ihr nieder und preßte seine Lippen auf den Teppich, dort, wo sie noch vor Kurzem auf denselben getreten war. Dann erhob er sich, neigte sich tief vor der koketten Schönen und entfernte sich rasch.

Der verdeckte Schlitten der Gräfin Bestuseff brachte ihn nach Hause.

Am folgenden Tage erwartete Suwalow die schöne Frau mit klopfendem Herzen in der Nähe der Admiralität. Sie konnte mit dem Triumphe, den sie über ihn gefeiert hatte, zufrieden sein; es war ihm noch nie geschehen, daß eine Frau ihm gegenüber kalt geblieben war, er hatte jede bei dem ersten tête a tête erobert und ebenso schnell vergessen. Die erste, welche ihn zurückgewiesen, ja verlacht hatte, mußte einen nie empfundenen Zauber auf ihn üben und so war sein Gefühl für die schöne Gemahlin des Vicekanzlers eher das eines schüchternen Cadeten oder Studenten, als das eines Löwen der Gesellschaft, des gefeierten Suwalow. Wie glücklich war er, die Gräfin in ihrem phantastischen Schlitten, in kostbares Pelzwerk eingehüllt, nur vorüber fliegen zu sehen, sie beachtete ihn kaum, nur mit einem leichten, hochmüthigen Kopfnicken erwiderte sie seinen demüthigen Gruß und doch fühlte er in diesem Augenblick eine Befriedigung, wie er sie nie in den Armen seiner schönen Herrin empfunden hatte. Die stolze Kälte der Gräfin

reizte ihn in einer Weiſe, wie ihn noch nie ein Weib gereizt hatte. Er beeilte ſich, ihr noch an demſelben Tage ſeinen Beſuch zu machen, wurde jedoch von der übermüthigen Frau nicht empfangen. Es hieß, ſie ſei müde. Ein anderes Mal ſchützte ſie vor, daß ſie noch nicht Toilette gemacht habe und endlich wies ſie ihn einfach ab.

Seine Aufregung war auf das Höchſte geſtiegen, als er die Grauſame bei einem Concert traf; während die Czaarin eine italieniſche Arie vortrug und Alles athemlos lauſchte, beugte er ſich plötzlich über die Stuhllehne der Gräfin Beſtuseff und flüſterte ihr die unſinnigſten Liebesſchwüre zu.

„Sie ſagen, Sie lieben mich“, erwiderte endlich die ſchöne Frau lächelnd, „ich bin aber ſehr mißtrauiſch, wollen Sie mich alſo von der Wahrheit Ihrer Empfindungen überzeugen?“

„Ich bin bereit, Alles zu thun, was Sie von mir verlangen“, murmelte Suwalow.

„Und wenn ich Sie nun wirklich auf eine Probe ſtellen wollte?“ entgegnete die Gräfin leiſe.

„Ich bitte Sie darum.“

„Gut, ich nehme Sie alſo beim Wort“, fuhr die Gräfin fort, „man ſagt, daß die Kaiſerin ſich mit Preußen alliiren und den Herzog Peter von Holſtein zu

ihrem Erben ernennen will. Beides beleidigt mein Gefühl, denn Sie müſſen wiſſen, Graf, daß ich vor Allem eine gute Ruſſin bin. Sie werden heute noch Ihren ganzen Einfluß bei der Czaarin aufbieten, um ſie umzuſtimmen. Werden Sie das?“

„Sie befehlen, mir bleibt nur zu gehorchen übrig“, entgegnete Suwalow.

„Ich erwarte Sie morgen Abend“, ſagte zuletzt die ſchöne Frau mit einem gnädigen Blick, „kommen Sie, mir den Erfolg Ihres Schrittes zu melden.“

„Sie machen mich zum glücklichſten Menſchen auf dieſer Erde —“

„O! noch lange nicht“, lachte die ſchöne Diplomatin.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Weiberverfolgung.

„Eiferſüchtig kann dieſer Beſtuseff nicht ſein", dachte Suwalow, als er am folgenden Abend die ſchöne Gemahlin des Miniſters allein fand. Er eilte vor ihr niederzuknieen und ihre Hand, welche ſie ihm willig überließ, an ſeine von Leidenſchaft glühenden, trockenen Lippen zu führen.

„Nun, was haben Sie ausgerichtet?" fragte der weibliche Diplomat.

„Nichts", erwiderte Suwalow mit einem Ton, der ſo lächerlich furchtſam klang, wie der eines unartigen Knaben, der in's Verhör genommen wird, „die Kaiſerin hat mich ausgelacht. Ja, noch mehr."

„Noch mehr?"

„Sie hat mich gefragt, wie viel mir die Seemächte

dafür gezahlt hätten, damit ich gegen den Prinzen von Holstein und für Oesterreich spreche."

„Das macht ja nichts", sprach die Gräfin Bestuseff, „Sie dürfen nur deshalb diese Angelegenheit nicht gleich wieder fallen lassen, sprechen Sie täglich mit Elisabeth davon, endlich wird es doch Eindruck machen. Versprechen Sie mir das?"

„Alles in der Welt, Gräfin", flüsterte Suwalow, „aber was werden Sie dagegen thun, um mich am Leben zu erhalten, denn ich schwöre Ihnen, daß ich sterben werde, wenn Sie fortfahren, so unnahbar kalt gegen mich zu sein."

„Sie werden mich täglich sehen", sagte die schöne Frau.

„O! mein Gott", jubelte Suwalow.

„Schon damit ich Sie täglich an Ihre Aufgabe erinnern kann", fuhr die kokette Frau fort, „aber hier wäre das unmöglich, mein Gemahl ist bei aller seiner staatsmännischen Ruhe doch kein Holzblock, Sie verstehen."

„Vollkommen."

„Nun also", sagte sie, „in Jamskoi wohnt eine gute alte Frau, welche wie ich hörte, so freundlich ist, ihr Haus der vornehmen Welt Petersburgs zu galan-

ten Abenteuern zu überlaſſen. Verſichern Sie ſich dieſer Perſon, ſie dürfte Ihnen kaum unbekannt ſein.“

„Sie meinen das ſogenannte gelbe Haus der Wittwe Pskow?“

„Allerdings.“

„Und wann darf ich hoffen Sie dort zu ſehen?“

„Morgen.“

„Die Stunde?“

„Um ſieben Uhr Abends. Ich werde einen hellblauen Mantel mit dunklem Pelz und eine Kapuze von gleichem Stoff haben, die ich ſonſt nie trage“, ſagte die ſchöne Frau.

Als der Graf ſie verlaſſen hatte, kam Beſtuſeff. „Nun, was haſt Du erreicht?“ fragte er haſtig.

„Alles und nichts.“

„Spanne mich nicht auf die Folter.“

„Ich habe Suwalow vollkommen gefeſſelt“, erwiderte die reizende Frau, die Spitze ihres graziöſen Fußes betrachtend, „ich kann in jeder Beziehung über ihn verfügen. Er nimmt Deine Partei gegen Peter von Holſtein und gegen Preußen, aber bis jetzt ohne Erfolg. Die Czaarin läßt ſich nicht umſtimmen.“

„Eigenſinn, Weiberlaune —“

„Sie hat ihn geradezu ausgelacht.“

„Das erſte Mal, das zweite Mal wird ſie ihn

anhören, das dritte Mal mit ihm darüber discutiren und endlich thun, was er verlangt", lächelte Bestuseff, „ich bin Dir jedenfalls zu sehr großem Danke verpflichtet, mein Schatz."

„Danke mir nicht —"

„Weshalb nicht?"

Die Gräfin zuckte die Achseln.

Den nächsten Abend verließ sie in einem einfachen Kleide von grauer Seide und dem Suwalow beschriebenen Pelz, den schönen Kopf von der Kapuze und einem dichten Schleier eingehüllt, zu Fuße ihr Palais, stieg unterwegs in einen einfachen Iswoscikschlitten und fuhr in demselben nach Jamskoi. Vor dem kleinen gelben Hause stieg sie aus, schickte den Kutscher fort und schlug mit dem schweren hölzernen Thürklopfer an die kleine Pforte. Im Augenblick wurde von einem einäugigen Burschen in schmierigem Kosakencostüme geöffnet und hinter der Eintretenden wieder geschlossen. Am Fuße der Treppe erwartete sie eine dickleibige Frau in der Tracht einer russischen Kaufmannsfrau und geleitete sie rasch, ohne ein Wort zu sprechen oder sie nur irgendwie zu mustern, in das erste Stockwerk, wies mit der Hand auf eine niedere Thüre, vor der unter dem Bilde des heiligen Nicolaus eine rothe Lampe trübselig flackerte und war zugleich verschwun-

den. Die Wittwe Pskow verstand offenbar ihr Handwerk, bei dem Schweigen und so wenig als möglich sehen Hauptsachen sind.

Die Gräfin drückte an der Klinke und sah sich zu ihrer Ueberraschung in einem mit vornehmen Geschmack und höchstem Luxus möblirten Gemach, in welchem Suwalow sie erwartete. Während er dienstfertig ihr Kapuze und Pelz abnahm, sah sie sich lächelnd in diesem prachtvoll behaglichen Asyl der Liebe um, und setzte sich dann in einen Fauteuil, der am Kamin stand.

„Legen Sie Holz an", gebot sie ihrem Sklaven.

„Aber es ist ja hier heiß zum Ersticken", erwiderte Suwalow.

„Ihnen Graf, weil Sie verliebt sind", sagte sie, „Sie vergessen aber, daß ich nicht verliebt bin."

„Sie haben kein Herz."

„Für Sie nicht."

„Und Sie kommen doch?"

„Um mich an Ihren Qualen zu belustigen."

„Sie werden mich also nicht erhören?"

„Gewiß werde ich Sie erhören, um Sie dann erst recht verschmachten zu lassen", lachte die schöne Frau.

„Ich glaube, es gibt keine zweite Frau Ihrer Art auf der Welt", murmelte Suwalow.

„Ich hoffe", sagte die Gräfin Bestuseff, „und

eben deshalb werden Sie mich anbeten wie keine zweite."

„Sie wiſſen das?"

Sie nickte lächelnd und breitete dann mit einem Male beide Arme nach ihm aus. „Nun?"

Er warf ſich mit aller Leidenſchaft eines jungen Menſchen, der zum erſten Male liebt und zum erſten Male geliebt wird, vor ihr nieder und ſie zog ihn ſtumm an ihre Bruſt. — —

Suwalow ſprach ein zweites, ein drittes Mal mit der Kaiſerin von der Thronfolge, aber ſie blieb wider Erwarten feſt. Ein eigenhändiges Schreiben, das den erſt vierzehnjährigen Herzog Karl Peter Ulrich von Holſtein-Gottorp nach Rußland und an ihren Hof berief, war bereits ohne Wiſſen Beſtuseff's und Suwalow's vor einiger Zeit abgegangen. Anfangs Februar 1743 traf er in Petersburg ein und wurde von der Czaarin auf das Herzlichſte empfangen. Diesmal hatten Leſtocq und de la Chetardie geſiegt, nicht weil es ihnen etwa gelang, Eliſabeth durch Gründe zu beſtimmen, ſondern weil ſie den jungen Herzog nach ſich ſelbſt im Beſitze der beſten Rechte auf den ruſſiſchen Thron wußte, und ihr Rechtsgefühl und ihre Sympathie diesmal ſtärker waren, als alle Intriguen und ſogar der Einfluß, die Vorſtellungen und Bitten ihres

Günſtlings. Dem letzteren indeß war der franzöſiſche Botſchafter durchaus nicht geſonnen, ſeine Fahnenflucht ſo leicht zu vergeben, er umgab ihn mit Spionen, welche jeden ſeiner Schritte bewachten, und ſchon nach kurzer Zeit war er in der Lage, Leſtocq die Mittheilung zu machen, daß Suwalow in dem kleinen gelben Hauſe von Jamskoi Rendezvous mit einer Dame habe. Dieſe ſelbſt zu entdecken, war den Spähern de la Chetardie's bis jetzt trotz den eifrigſten Bemühungen nicht gelungen.

Den Glanz des Triumphes auf der Stirne, erſchien Leſtocq bei dem nächſten Lever der Czaarin.

„Was haben Sie", ſagte Eliſabeth zu ihm, als ſie allein waren, „man ſieht Ihnen an, daß Sie etwas ſehr Angenehmes entweder erfahren oder mitzutheilen haben."

„Ich zweifle, Majeſtät", erwiderte der intriguante kleine Leibarzt, „daß Sie das, was ich Ihnen anzuvertrauen habe, ſehr freudig überraſchen wird, Sie müßten denn das Vergnügen theilen, welches ich empfinde, wenn es gelingt, einen Heuchler zu entlarven, einen Verbrecher der verdienten Strafe zu überliefern."

„O! Sie haben die Abſicht, einen meiner Freunde zu verläumden", rief Eliſabeth.

„Ich klage nur dann an, wenn ich Beweiſe habe."

„Beweiſe? Laſſen Sie hören."

„Wenn Majestät mir vorher versprechen sich zu mäßigen, und vor Allem mich nicht zu verrathen.“

„Zugestanden“, sprach die Czaarin, „welchem Ihrer Gegner gilt also Ihre Siegermiene, Bestuseff?“

„Nein, Suwalow.“

„Suwalow wäre ein Heuchler, ein Verbrecher?“

„Darüber werden Eure Majestät am besten selbst urtheilen“, entgegnete Lestocq. „Ich begnüge mich, die Thatsachen mitzutheilen, welche mir über den Grafen bekannt geworden sind.“

„Sie glauben doch nicht im Ernste, daß Suwalow die Treue gegen mich verletzt hat?“

„Nicht gegen die Monarchin, aber gegen die Frau —“

„Wie?“ Die Augen des schönen eifersüchtigen Weibes flammten zornig auf.

„Suwalow hat seit einiger Zeit geheimnißvolle nächtliche Zusammenkünfte mit einer Dame.“

„Wer ist diese Dame.“

„Das konnte ich nicht entdecken.“

„Aber Sie kennen den Ort, wo sie ihn empfängt.“

„Allerdings. Es ist ein seit langer Zeit anrüchiges Haus in Jamskoi.“

„Und meine Minister dulden solche Häuser? Ist die Polizei blind, wacht man so über die Moral in meiner

Hauptſtadt?“ rief die Kaiſerin auf das Höchſte erregt, ſie hatte ſich erhoben und eilte jetzt zornig auf und ab, ihr Athem flog, endlich ſtampfte ſie mit dem Fuße und befahl auf der Stelle, den Chef der Polizei in ihr Cabinet zu berufen. —

Nicht lange, nachdem derſelbe mit einer Armenſündermiene die Monarchin verlaſſen hatte, wurde die Wittwe Pskow verhaftet und in ſein Bureau gebracht, wo ſich außer ihm noch eine hochgewachſene, in Pelzwerk und Schleier gehüllte Dame befand.

Der Polizeichef begann das Verhör. „Du wirſt wohl wiſſen, alte Sünderin, weshalb Du hier biſt?“

„Nein, Väterchen Excellenz, ich habe keine Ahnung davon.“

„Läugne nicht, ſpiele nicht die Heilige. Die Polizei weiß Alles. Man weiß, daß Du Dein Haus zu verbotenen Zuſammenkünften hergiebſt, daß bei Dir die Unzufriedenen ſich verſchwören. Es kann Dir Deinen Kopf koſten, Alte.“

„Heilige Mutter von Kaſan“, rief die kleine dicke Wittwe erſchreckt, „bei mir iſt noch nie Jemand anders geweſen, als etwa hier und da ein Liebespärchen.“

„Du giebſt dies zu“, lächelte der Polizeichef, „eben dies iſt es, was wir wiſſen wollten. Liebespärchen kommen alſo zu Dir, und Du leihſt ihnen Deine Hand

und Dein Haus und hilfst entarteten Töchtern i
Eltern, sittenlosen Frauen ihre Gatten hintergeh
So, so, warte nur, wir wollen Dir Dein Handw
schon legen."

Die Wittwe Pskow begann am ganzen Leibe
zittern und erbärmlich zu heulen.

„Eine strenge Strafe erwartet Dich, Alte", mis
sich jetzt die verschleierte Dame ein, „Eines nur ka
Dich retten, ein offenes Geständniß."

„Ich werde Alles sagen", jammerte die Witt

„Kennst Du den Grafen Iwan Suwalow?" se
die Verschleierte das Verhör fort.

„Ja, Mütterchen."

„Hat er Dein Haus besucht?"

„Ja."

„Seit wann?"

„Seit einigen Wochen erst."

„Er ist in Deinem Hause mit einer Dame zusa
mengekommen."

„Allerdings, Mütterchen."

„Kennst Du diese Dame?"

„Nein, Mütterchen. Sie war immer vollkomme
vermummt und dicht verschleiert so wie Du, ich kenn
sie ebenso wenig, wie ich Dich kenne."

„Hast Du auch keine Vermuthung?"

„Mein Gott, es giebt der leichtfertigen Mädchen so viele bei uns in Petersburg“, seufzte die Alte, „wer soll sie Alle kennen. Eine vornehme Dame war es gewiß nicht, sie war nicht darnach angezogen, und hat Niemandem nur eine Kopeke gegeben. Auch kam sie immer in einem einfachen Isvosciksschlitten angefahren.“

„Behalten Sie die Person vorläufig in Haft“, sagte jetzt die verschleierte Dame zu dem Polizeichef, „ich werde zur Zeit über ihr Schicksal entscheiden. Ihre Aufgabe ist es, heute noch alle verdächtigen Frauen einzuziehen. Ich muß der Sache auf den Grund kommen, verstehen Sie.“

Der Polizeichef verneigte sich demüthig und die Verschleierte schritt stolz und rasch aus dem Gemach.

Auf den Befehl der Monarchin, der jede Verletzung ihrer Eitelkeit als ein Hochverrath erschien, fand nun in Petersburg eine förmliche Weiberverfolgung statt. Jedes hübsche Weib oder Mädchen, das Männern gegenüber als gefällig galt, wurde verhaftet und scharf in's Verhör genommen; man drohte ihnen mit den grausamsten Strafen, um sie zum Geständniß ihrer galanten Abenteuer zu bringen, und die Protocolle, welche man mit ihnen aufnahm, mußten täglich der Kaiserin vorgelegt werden. Allen, die nur halbwegs

ſchuldig gefunden wurden, ließ die Czaarin die Haare abſchneiden und ſie dann in Zuchthäuſer ſtecken. Die Mehrzahl dieſer unglücklichen Prieſterinnen der Venus kam in das Spinnhaus, welches in Petersburg ſelbſt am Ende der Fontanka lag.

Die Wittwe Pskow wurde nach Orel verwieſen.

Ueber Suwalow beſchloß Eliſabeth ſelbſt Gericht zu halten. Sie wäre, ehe er vor ihr erſchien, fähig geweſen, ihn unter ihren Augen todtpeitſchen zu laſſen, in dem Augenblicke aber, wo er vor ihr ſtand, brach ſie in Weinen aus und warf ſich ſchluchzend in einen Stuhl.

„Man hat mich bei Dir verläumdet, Eliſabeth", begann der Hochverräther an ihrer Schönheit.

„Ich weiß Alles — im — im gelben Haus" — ſtammelte die Czaarin unter Thränen.

„Was weißt Du? Daß ich dort eine Frau geſprochen habe?" ſagte Suwalow.

„Ja, Alles, Alles."

„Nicht Alles. Du weißt nicht, wer dieſe Frau war."

„Wer war es alſo?"

„Es war ein Mann —"

„Ein Mann?"

„Ja wohl. Ein ſchwediſcher Officier, den die

ruſſiſche Partei in Stockholm zu mir geſendet hat, um mir die Intriguen Frankreichs und Preußens zu enthüllen und der mit mir als Frau verkleidet zuſammenkommen mußte, um den Späherblicken de la Chetardie's und Leſtocq's zu entgehen."

„Suwalow, Du lügſt", ſagte Eliſabeth, welche ihre Augen trocknete, um den Verräther dann mit zürnender Zärtlichkeit anzublicken.

„Ich lüge nie, und am wenigſten, wenn ich Dir ſage, daß Du das ſchönſte Weib der Welt biſt", rief der Graf, „und daß ich Dich anbete und Dir gehöre bis zum letzten Blutstropfen."

„Ich will den Schweden ſprechen", ſprach die Czaarin, während ihre Finger mit dem Haare des Geliebten ſpielten.

„Das iſt unmöglich, denn er hat Petersburg bereits verlaſſen!"

„Ach! ich muß Dir wohl glauben", ſeufzte die arme verliebte Deſpotin, „denn ich liebe Dich zu ſehr?"

Ende des erſten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane
aus dem Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

Standes-Vorurtheile.

Roman

von

Alfred Steffens.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

Die Rheiderburg.

Erzählung

von

Levin Schücking.

2 Bände. 16. Geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Non possumus.

Roman

von

Fr. Hilarius.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein weiblicher Sultan.

Zweiter Band.

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern:

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. 1 Band. 16 Bgn. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthaltend: Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstädt. — Die Keuschheitskommission. Preis pro Bd 2 M. 50.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustspiel. Preis 1 M. 50.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. 4 Bde. Pr. 12 M.

Sacher-Masoch, Kaunitz. Historischer Roman. Neue Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Neue Ausgabe. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9 M.

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. 1 Bd Pr. 4 M. 50.

Sacher-Masoch, Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.

Frei, Dr. **Jakob,** Neue Schweizerbilder. 1 Bd.

Klapp, Michael, Die Bankgrafen. Roman a. d. Schwindelzeit. 2 Bde.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. 1 Bd., illustrirt.

Reymond, M., Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. 1 Bd., illustrirt.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kain's. Zweiter Theil: Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Ein weiblicher Sultan.

Hiſtoriſcher Roman

von

Sacher-Maſoch.

Zweiter Band.

Neue Ausgabe.

Bern,
Georg Frobeen & Cie.
1877.

17 FEB. 1943

Geheimniſſe des Hermelins.

Erſtes Kapitel.

Im Kreml.

Trotzdem die Verſöhnung der Kaiſerin mit ihrem Günſtling eine vollſtändige war und derſelbe fortan offen als Gegner Leſtocq's auftrat, behauptete der letztere doch ſeinen Einfluß auf Eliſabeth, und war, wie er ſelbſt bei jeder Gelegenheit äußerte, deſſelben vollkommen ſicher; nicht etwa, weil die ſchöne Frau, welche er auf den Thron erhoben hatte, es ihm täglich ſchwor, ſondern weil er ſehr gut wußte, daß ſie, ſo lange er lebe, ſich niemals entſchließen werde, ſich einem anderen Arzte anzuvertrauen und vor Allem, ſich von einem anderen zur Ader zu laſſen.

Bisher hatte der kleine energiſche Franzoſe noch Alles bei ihr durchgeſetzt und es ſeinen Gegnern unmöglich gemacht, nur das geringſte Terrain zu erobern,

Vergebens suchte Bestuseff, welcher den König vo Preußen haßte und nur in der Allianz mit England, Ho land und Oesterreich Rußlands Vortheil sah, die Kaiseri für seine Anschauung zu gewinnen. Lestocq, welch im französischen Solde stand, durchkreuzte jede seine politischen Intriguen, sowohl in Bezug auf den schwe dischen, wie auf den schlesischen Krieg, welcher ebe zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia entbrannt war. Während die Minister nicht selte eine Woche warten mußten, um dann eine Viertelstund bei der Czaarin Gehör zu erlangen, war sie täglich durch mehrere Stunden mit Lestocq beisammen und machte es ihm auf diese Weise leicht, die Pläne der ersteren zu durchkreuzen.

Der Kampf der Parteien wurde noch um Vieles heftiger, als die Czaarin im März 1742, von dem Prinzen von Holstein und ihrem ganzen Hof begleitet nach Moskau übersiedelte, wo ihre feierliche Krönung stattfinden sollte. Die Art, wie politische Intriguen an dem Hofe des schönen weiblichen Sultans in Scene gesetzt wurden, hatte oft etwas drastisch Komisches. Während der Reise war es Bestuseff und Suwalow gelungen, die Kaiserin gegen Preußen zu stimmen. Zu ihrem Unglück wurde dieselbe aber bald nach ihrer Ankunft in der Sloboda, in welcher sie ihre Residenz nahm, von einer heftigen

Kolik befallen. Nun war wieder Lestocq, der „liebe gute Lestocq" obenan und wirklich konnte er schon wenige Tage später den Marquis de la Chetardie zu einer geheimen Audienz in das Schlafgemach der Monarchin führen. Als nun die Minister das erste Mal bei ihr erschienen, und Bestuseff voll Siegesbewußtsein gegen Schweden und Preußen, und folglich gegen Frankreich zu sprechen begann, mußte er zu seinem Erstaunen erfahren, daß ihn Elisabeth mit der Erklärung unterbrach, sie halte die Freundschaft Frankreichs für ebenso aufrichtig als nützlich, und habe insbesondere von der Anhänglichkeit des Marquis de la Chetardie so viel Beweise empfangen, daß sie an denselben niemals zweifeln werde.

Bestuseff wußte zu gut, daß der französische Gesandte die Sympathie der Czaarin den sechstausend Ducaten dankte, welche er ihr in dem Augenblicke vorgestreckt hatte, als sie sich entschloß, die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen, und daß ihre Hinneigung zu Frankreich das Werk Lestocq's war, der sich unermüdlich zeigte, ihr sowie ihrer Umgebung die Vortheile dieser Verbindung klar zu machen. Dennoch wagte es der Vicekanzler nicht, offen gegen den kleinen Franzosen aufzutreten, sondern benützte zu diesem Zwecke den heißblütigen und daher unvorsichtigen Großkanzler Cer-

kaski. Er ſetzte ihm ſo lange auseinander, daß ſeine Würde unter den Intriguen des Leibarztes leide, bis der Großkanzler endlich Audienz bei der Kaiſerin verlangte und Leſtocq ohne Rückſicht auf ihn oder ſich ſelbſt angriff. Er bewies, daß derſelbe die Ducaten, welche er zu Tauſenden verſpielte, von dem Marquis de la Chetardie bezog, nannte ihn einen von Frankreich bezahlten Spion und Staatsverräther, und bat Eliſabeth, Leſtocq entweder jede Einmiſchung in die Staatsgeſchäfte, insbeſondere in die äußere Politik zu verbieten, oder wenn ſie ihn durch ihr Vertrauen den Miniſtern gleichſtelle oder ſogar noch vor denſelben auszeichne, ihn lieber gleich in den Staatsrath zu berufen, als die Arbeiten des Miniſteriums täglich durch ſeine Winkelzüge in Frage zu ſtellen. Beſtuseff war ſo klug, ſich vorläufig neutral zu verhalten, denn er war ſich vollkommen klar darüber, daß die Stellung Leſtocq's bei der allgemeinen Erbitterung, die gegen ihn herrſchte, für die Dauer unhaltbar war.

Eliſabeth ſtellte Leſtocq bei nächſter Gelegenheit zur Rede, aber er verſtand ſich ſehr geſchickt zu vertheidigen. Seine Feinde, ſagte er, wüßten nichts anderes gegen ihn vorzubringen, als ſeinen Umgang mit dem Marquis de la Chetardie. Er läugne durchaus nicht, daß er gute Geſellſchaft liebe, welche man an keinem Orte beſſer finde, als bei dem franzöſiſchen Botſchafter,

wo man ſich auf die angenehmſte Art unterhalten, eſſen, trinken und ſpielen könne; auch bekenne er offen, daß er ſich demſelben für die Dienſte und Geldvorſchüſſe, welche er ſeiner Gebieterin geleiſtet, zu Dank verpflichtet halte. Endlich ſei er aber überzeugt, daß nur Blindheit und Eigennutz gegen die Freundſchaft Rußlands mit Frankreich eifern könnten. Der Vortheil derſelben ſei ganz nur auf der Seite der Czaarin. Was die Rechtſchaffenheit des Großkanzlers betreffe, würde wohl ein Beiſpiel genügen, dieſelbe in das richtige Licht zu ſetzen.

Um die beſtehenden Verträge mit Rußland zu erneuern, ſei eine Geſandtſchaft der Baskiren an den kaiſerlichen Hof gekommen. Es liege auf der Hand, daß die politiſche Klugheit gebiete, dieſe reichen und mächtigen Horden zuvorkommend zu behandeln. Trotzdem habe Cerkaski ihre Abgeſandten mehr als zwei Monate hingehalten, ohne ſie bei der Czaarin zur Audienz zu melden, bis ſie ſich endlich an ihn wendeten und ihm ihre Noth klagten. Jetzt ſei es ihm gelungen, die Urſache des ſonderbaren Verhaltens des Großkanzlers zu erfahren. Der geheime Rath Tatiseff in Aſtrachan habe, weil die Geſandten der Baskiren eine Reihe ſehr gerechter Beſchwerden gegen ihn bei Hofe vorzubringen hatten, dem Großkanzler dreißigtauſend Rubel

geſchickt. Der Großkanzler betreibe überhaupt die Geſchäfte ſehr läſſig, während der Vicekanzler einerſeits zu ſchüchtern ſei, ſich derſelben zu bemächtigen, anderſeits durchaus nicht jener geſchickte Kopf, für den er ihn anfangs gehalten habe. Auch ſei er von dem öſterreichiſchen Geſandten Grafen Botta für deſſen Regierung gewonnen und habe zwanzigtauſend Rubel von der Königin von Ungarn erhalten, um Rußland in ihr Lager zu führen. Die Zeit werde es wohl beweiſen, ob er beſtochen ſei oder Beſtuseff, und weſſen Rath der beſſere geweſen. Gerade vom öſterreichiſchen Hofe ſei der Rath ausgegangen, Eliſabeth für ein unechtes Kind Peter des Großen zu erklären, und in ein Kloſter zu ſtecken.

Die Kaiſerin zeigte ſich von der Auseinanderſetzung des kecken Franzoſen befriedigt, und die Sache war für diesmal damit beendet. Während die beiden Parteien fortfuhren, ſich zu befehden und Rußland darüber zu keinem entſchiedenen Auftreten in dem öſterreichiſch-preußiſchen Streite kam, lebte die Czaarin Eliſabeth in Moskau ganz nur ihrem Vergnügen, ihrer Eitelkeit und der Liebe. Sie hatte Suwalow vergeben, aber ihre Neigung für den Treuloſen war ſtark in der Abnahme begriffen, doch ließ die feſtliche Atmoſphäre der Krönungswochen ſie nicht ſo ſchnell zum Bewußtſein dieſer Veränderung kommen. Prachtvolle Aufzüge,

militärische Paraden wechselten mit Schauspielen und Festen; Elisabeth war dabei so recht in ihrem Elemente, sie machte täglich fünf- bis sechsmal Toilette, die kostbarste stets nach dem Mittagsmahl, und warf sich in den Strudel lärmender Vergnügungen, aus einer Aufregung in die andere.

Das glänzendste Fest war jenes, welches ihre Krönung am 6. Mai 1742 verherrlichte und welchem auch der zum Erben ihres Thrones auserseheue Prinz Peter von Holstein beiwohnte. Alle europäischen Mächte hatten Vertreter nach Moskau gesendet; am meisten erregte der persische Gesandte, der mit niegesehener Pracht auftrat, die Schaulust der Menge. Die Gastfreundschaft der Kaiserin ihm gegenüber trug einen echt orientalischen, verschwenderischen Charakter. Bis zum 1. Juli, wo er seine Abschiedsaudienz hatte, wurden für ihn und sein zahlreiches Gefolge 300,000 Rubel ausgegeben

Ein in seiner Art einziges Schauspiel bot die Illumination von Moskau an dem Tage, wo die Kaiserin aus dem Kreml in die Sloboda, wo sie residirte, zurückgekehrt war.

Der Muthwille gab der schönen lebenslustigen Frau den Gedanken ein, an diesem Abende Männerkleider anzulegen und so durch die ihr zu Ehren in

ein Flammenmeer verwandelte, alterthümliche, orientaliſch prächtige Stadt zu reiten. Sie theilte ihr Vorhaben Leſtocq mit, und kündigte ihm zugleich an, daß ſie ihn bei dieſer Gelegenheit beſuchen werde.

Der kleine intriguante Franzoſe beſchloß auf der Stelle die günſtige Gelegenheit, welche ihm die Laune der Monarchin bot, zu ſeinen Zwecken auszubeuten, und ſeinen Gegnern ſowie dem Volke zu zeigen, welcher hohen Gunſt er und der franzöſiſche Botſchafter ſich bei der galanten Eliſabeth zu erfreuen hatten.

Die Czaarin hatte ſich eigens zu dieſem Zwecke ein ſehr kleidſames Koſtüm machen laſſen, in welchem ſie ſich, als der Abend hereinbrach, mit großer Befriedigung im Spiegel betrachtete. Sie trug hohe ſchwarze Stiefeln mit Sporen, ein weites faltiges Beinkleid und einen langen Rock von grünem Sammet, welcher ſich knapp an ihre ſchönen Formen ſchmiegte. Der letztere war reich mit Gold verſchnürt und durch einen ſchwarzen Ledergurt zuſammengehalten, auf dem weißen Toupée ſaß eine Koſakenmütze. So ſtieg ſie, die Reitpeitſche in der Hand, zu Pferde und überraſchte ihren Leibarzt in ſeinem Hauſe. Leſtocq glänzte vor Vergnügen; er warf ſich vor ſeiner gnädigen Herrin auf die Kniee und küßte ihre Stiefeln, was ſie lächelnd hinnahm als etwas, was ſich von ſelbſt verſtehe; dann

führte er den Marquis de la Chetardie herein, und als die Czaarin weiter ritt, ſtanden bereits zwei Pferde für ihn und Leſtocq bereit und ſie ließen es ſich nicht nehmen, die ſchöne Amazone bei ihrem Ritt durch die Straßen von Moskau zu begleiten.

Eliſabeth dachte nichts Uebles dabei; aber der Vorfall erregte ungeheures Aufſehen und erbitterte die Gegner Leſtocq's auf's Neue.

Als die Czaarin in die Sloboda zurückgekehrt war, ſagte ſie zu ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow: „Weißt Du, Lidwina, daß ich mir in dieſen Kleidern ſehr gefalle?“

„Und mit vollem Rechte“, erwiderte die kleine Gräfin, „Sie ſehen wunderbar aus, ganz geeignet, den Neid und die Eiferſucht aller unſerer Cavaliere zu erregen.“

„Du findeſt mich alſo hübſch“, ſagte die Czaarin geſchmeichelt.

„Ach! warum giebt es keinen Mann auf der Welt, der ſo ſchön wäre, wie Sie es jetzt ſind“, ſeufzte die Gräfin Suwalow, „ich würde alles darum geben, von ihm geliebt zu werden.“

„Denke alſo, ich ſei dieſer Mann“, ſcherzte Eliſabeth, „ich werde jetzt oft in dieſem Anzug erſcheinen

und mir noch andere Männerkleider machen laſſen, nur um Dich ganz zu bezaubern und Dir dann auf Tod und Leben den Hof zu machen. Suwalow ſoll vor Eiferſucht raſend werden.“ Sie ſetzte ſich neben ihre reizende Hofdame, umſchlang ſie und begann ſie zu küſſen. Wer in dieſem Augenblicke eingetreten wäre, hätte ohne Zweifel geglaubt, ein zärtliches Pärchen zu überraſchen, ſo gut verſtand es Eliſabeth, die Modephraſen der galanten Männer ihrer Zeit und die Huldigungen derſelben nachzuahmen.

Sie lag vor der Gräfin auf den Knieen, ſchwor ihr Liebe und benahm ſich, wie es nur der leidenſchaftlichſte, jugendlichſte Page vermag. Woronzoff ſtand vor der Thüre und hörte das ſüße Liebesgeplauder der beiden muthwilligen Frauen, wagte es aber nicht, einzutreten. Nach einiger Zeit geſellte ſich Suwalow zu ihm. Sie blickten abwechſelnd durch das Schlüſſelloch und beriethen, was zu thun ſei, bis endlich die Kaiſerin, welche ihnen bisher den Rücken gekehrt, ſich erhob und der Thüre näherte. Jetzt löſte ſich die eiferſüchtige Spannung der beiden in ein lautes Lachen. Sie klopften, und als man ſie eintreten hieß, beeilten ſie ſich, die heitere Täuſchung, unter der ſie eine qualvolle Viertelſtunde lang gelitten hatten, zum Beſten zu geben.

„Ja, Iwan", rief Elisabeth, „ich mache Deiner Frau von heute an den Hof und ich dulde keinen Nebenbuhler, also richte Dich darnach ein." Sie schwatzten noch einige Zeit. Zuletzt ging der schöne Kosak im grünen Sammt mit Suwalow Arm in Arm davon und Woronzoff blieb bei der reizenden Gemahlin des Grafen zurück. Man genirte sich durchaus nicht an dem Hofe des weiblichen Sultans.

Wenige Wochen nach dem Krönungsfeste wurde der Marquis de la Chetardie unerwartet von seinem Hofe abberufen. Lestocq war davon sehr unangenehm überrascht, während seine Gegner triumphirten; der Marquis wurde bei seiner Abreise von der Czaarin mit Geschenken förmlich überschüttet. Er erhielt außer dem für Minister seines Ranges festgesetzten Abschiedspräsent von 12,000 Rubeln, den Andreasorden, dessen mit Brillanten von seltener Größe besetztes Kreuz mit dem Stern zusammen einen Werth von 35,000 Rubeln repräsentirte, durch Lestocq eine Tabatiere mit dem Portrait Elisabeth's und einen Ring mit einem Brillanten von einundzwanzig Karat, beides auf 30,000 Rubel geschätzt, und einen prachtvollen Reisewagen; endlich kaufte ihm die Czaarin sein Silberservice und seine Stallequipage für 20,000 Rubel ab. In allem nahm er über 150,000 Rubel, aber dafür auch unge-

zählte Verwünſchungen des Volkes nach Frankreich mit. Die altruſſiſche Partei, zu der Cerkaſki und Trubetzkoi gehörten, ſah die Vorgänge am Hofe mit ſteigendem Unwillen und gab ſich alle Mühe, um die Czaarin dem Einfluße Leſtocq's und ähnlicher Creaturen zu entziehen, und dieſelbe in Moskau feſtzuhalten, wo der größte Theil des ruſſiſchen Adels ſeinen Wohnſitz hatte. Leſtocq dagegen ſtellte der Monarchin ununterbrochen vor, wie ſie in Moskau nur von Mißvergnügten umgeben ſei, wie ſie hier viel leichter als in Petersburg das Opfer einer Verſchwörung werden könne und beſtimmte ſie endlich, ihre Abreiſe für die Zeit der beginnenden Schlittenbahn feſtzuſetzen.

Indeß begannen die Garden in Moskau und Petersburg, von der ruſſiſchen Partei aufgehetzt, arge Exceſſe zu verüben. Als unter ihnen der Verdacht entſtand, daß der Prinz von Homburg und andere deutſche Officiere ſie bei der Kaiſerin heimlich denuncirten, rotteten ſie ſich zuſammen und drohten, wenn die Ränke der Fremden nicht aufhören würden, alle Deutſchen in Stücke zu hauen.

So war bereits im erſten Jahre der Regierung Eliſabeths der Boden, auf dem ihr Thron ſich erhob, nach allen Seiten hin zerklüftet. Sie ſelbſt fühlte dies

nur zu gut, aber ſie fand noch nicht jene Kraft, deren ſie bedurfte, um alle Gefühle der Sympathie und Dankbarkeit, welche ihr gütiges Herz beherrſchten, bei Seite zu ſetzen und unerbittlich nur der Stimme der Staatsweisheit zu gehorchen.

Zweites Kapitel.

Der Sklave der Gräfin Suwalow.

Das Geräusch der Feste war verstummt, das Leben am Hofe bekam wieder seinen gewöhnlichen Charakter Ein heiterer Zufall wollte, daß die Czaarin Elisabeth und ihre reizende Favorite sich zu gleicher Zeit zu langweilen begannen; die letztere mit ihrem Anbeter dem Kammerherrn Woronzoff, die erstere mit dem schönen Gatten ihrer Freundin. Die Gräfin Suwalow war die erste der beiden Frauen, welche den Muth fand, ihren Ritter zu verabschieden; um dies ungenirter thun zu können und der fortwährenden unvermeidlichen Begegnung mit ihm am Hofe auszuweichen, verließ sie in den ersten Tagen des Septembers die Sloboda und zog in den weitläufigen mit asiatischer Pracht einge-

richteten Holzpalaſt in Kitaigorod, den ſie von ihrem Vater geerbt hatte.

Nachdem ſie ſich hier eingerichtet hatte, verſammelte ſie das ganze Hausgeſinde in dem großen mit Ahnenbildern geſchmückten Saale, um daſſelbe mit ihrer Lebensweiſe und ihren Anordnungen bekannt zu machen. Der Haushofmeiſter ſtellte die einzelnen leibeigenen Diener vor, nannte ihr Amt und ſchilderte ihre Eigenſchaften und Talente. Seitwärts von dem Schwarm, der demüthig und neugierig zugleich vor der Herrin ſtand, erblickte dieſe einen noch jungen Mann von ſeltener Schönheit, welcher ſofort ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Schlank und kräftig gebaut, mit fein geſchnittenen an den Orient mahnenden Zügen, das wettergebräunte Antlitz von langem dunklen Haare und einem runden ſchwarzen Vollbart eingerahmt, ſchien er trotz ſeinen einfachen Kleidern nicht zu den Dienern zu gehören, und doch widerſprach ſein beſcheidenes, beinahe furchtſames Weſen der Annahme, daß er den Freien beizuzählen ſei.

„Wer iſt der Jüngling dort?“ fragte die Gräfin halblaut den Haushofmeiſter, „er ſcheint kein Leibeigener und doch erſcheint er mit den Anderen, mich zu begrüßen?“

„Wie es ſeine Pflicht iſt, Herrin“, erwiderte der

Alte, „denn, wenn er gleich ohne Zweifel etwas Beſſeres iſt als wie alle die Diener, ſo iſt er doch auch nur Dein Sklave, Deinem Willen unterthan.“

„Wie nennt er ſich und wie kommt er zu dieſem Anzug, dieſer vornehmen Haltung, dieſem verſtändigen Weſen?“ forſchte die Gräfin weiter.

„Sein Name iſt Alexis Raſumowski“, gab der Haushofmeiſter zur Antwort, „ein Bauernſohn aus der Ukraine, wurde er von unſerem gnädigen Herrn, Deinem ſeligen Vater nach Moskau genommen, weil derſelbe ſeltene Geiſtesgaben und eine herrliche Stimme an ihm entdeckt hatte. Er wurde von ihm gleich einem Sohne gehalten, von guten Lehrern in der Wiſſenſchaft unterrichtet und im Geſange ausgebildet; der gnädige Herr hat ihn ſehr geliebt.“

„Wie kommt es dann, daß er ihm keinen Freibrief ausgeſtellt hat?“

„Daß es ſein Wille war, iſt Jedem im Hauſe bekannt geweſen, aber wie es ſchon mit ſolchen Dingen geht, der Herr kam nie dazu und endlich überraſchte ihn der Tod.“

„Alexis iſt alſo mein Sklave?“

„Ja, das iſt er, nach Fug und Recht.“

„Gut.“

Die Gräfin fuhr fort, den Leuten ihre Befehle

zu ertheilen. Als sie dieselben endlich entließ, hielt ein Wink von ihr Rasumowski zurück.

„Tritt näher", gebot sie ihm.

Er gehorchte und blieb zwei Schritte von ihr entfernt stehen.

„Du machst den Eindruck eines gebildeten Mannes", sagte sie, „wie ich höre, hast Du Dir Manches angeeignet, was kaum unsere Grafen und Fürsten lernen."

„Ja, Herrin, Dein seliger Vater war sehr gnädig gegen mich."

„Weshalb hat er Dir also nicht die Freiheit geschenkt?"

„Er hat mich ohnehin genug mit Wohlthaten überhäuft."

„In wie fern?"

„Er hat mir das Wort Gottes erschlossen und die Menschenwelt, er hat mich in die Vergangenheit blicken lassen, mich mit den alten Geschichten unseres Reiches, fremden Ländern und Völkern bekannt gemacht."

„Und das erscheint Dir als ein Glück?"

„Gewiß."

„Ich halte es für ein großes Unglück in Deinem Stande", rief die Gräfin Suwalow; „wenn ich nun nicht so gnädig gegen Dich wäre, wie mein Vater,

und Dich ohne Rücksicht auf Deine Bildung ein
zu meinem Dienste verwenden würde, wie die And
was dann?"

„Dann würde die Wahrheit doch Wahrheit
ben", sprach Alexis Rasumowski mit einem Er
der etwas Feierliches an sich hatte, „und das W
doch Wissen und würde mir mein Schicksal erleichte

„Meinst Du?" sagte die Gräfin. „Dein Wi
spruch reizt mich, den Versuch zu machen, denn
weißt wohl, Alexis, daß Du mein Sklave bist."

„Ich weiß es."

Die Gräfin klingelte. Der greise Haushofme
erschien. „Stecke diesen Sklaven hier augenblic
in eine Livrée", befahl sie, „er gefällt mir besser
alle anderen und so will ich, daß er mich bedi
verstehst Du?"

Der Alte verneigte sich. „Nun, was denkst
jetzt?" wendete sich die schöne Gebieterin zu ih
Sklaven.

„Was darf ein Sklave denken?" erwiderte Re
mowski anspruchslos.

„Gewiß soll er es nicht", sagte die Gräfin, „
aber thust es doch und ich will Deine Gedanken
nen. Hörst Du?"

„Ich denke, daß Du recht daran thust, Herri

entgegnete Rasumowski, „jenen unter Deinen Sklaven zu Deinem Dienst zu erwählen, dem Dein seliger Vater die meisten Wohlthaten erwiesen hat.“

Auf diese Antwort war die schöne Frau, welche aus Langeweile mit ihrem Sklaven ein grausames und leichtfertiges Spiel begonnen hatte, nicht gefaßt; sie sah ihn groß an und kehrte ihm dann den Rücken. Rasumowski verließ mit dem Haushofmeister den Saal.

„Armer Freund“, murmelte der Alte, „die Zeiten haben sich sehr verändert, es scheint, wir alle sind unter eine ordentliche Zuchtruthe gerathen.“

„Es heißt also, noch mehr als sonst unseren guten Willen zeigen“, sagte Rasumowski, „und unsere Treue beweisen.“

„Du hast für Alles eine gute Deutung“, meinte der Greis, „weil Du viel zu edel von den Menschen denkst.“

„Vielleicht“, murmelte Rasumowski, „aber glaube mir, ich wäre minder glücklich, wenn ich schlecht von ihnen denken sollte.“

Am folgenden Morgen begann Rasumowski seinen Dienst damit, daß er der Gräfin, welche noch in ihren üppigen Kissen lag, die Chocolade auf einer silbernen Platte brachte. Er ließ sich auf ein Knie nieder und sie nahm ihr Frühstück, wie es schien ohne ihn zu be-

achten. „Du ſiehſt gut aus in der Livrée“, ſagte ſie endlich. Raſumowski trug nämlich nicht die franzöſiſche Lakaientracht, ſondern das kleidſame Koſakencoſtüm. „Kannſt Du reiten?“

„Ja, Herrin.“

„Gut, mache Dich alſo bereit, mich zu begleiten, wenn ich ausreite.“

Raſumowski eilte dem Befehl ſeiner ſchönen Gebieterin Folge zu leiſten. Als dieſelbe die Treppe hinabkam, ſtand er mit den geſattelten Pferden im Hofe, half ihr in den Sattel und folgte ihr dann in einer Entfernung von mehreren Schritten, gleich einem Reitknechte. Die Gräfin, welche die Abſicht gehabt hatte, ihn zu peinigen und, falls er es ſich beifallen ließe, Widerſtand zu leiſten, gleich einem niederen Leibeigenen zu züchtigen, war jetzt erſtaunt, wie ſchnell, wie geſchickt und geduldig ſich ihr fein gebildeter Sklave in ſeine neue Lage fand. Sein Benehmen ſteigerte nur das Intereſſe, das ſie von allem Anfange an ihm nahm und ſie war, als ſie von ihrem Spazierritte zurückkehrte, entſchloſſen, ihm ein beſſeres Loos zu bereiten, aber ihn vorher noch auf manche harte Probe zu ſtellen.

Ihr Gemahl und ihr Anbeter Woronzoff, welcher, je ſchnöder ſie ihn behandelte, um ſo mehr in Leiden-

ſchaft gerieth, ſpeiſten mit ihr, während Raſumowsk ſie bedienen mußte. Der alte Haushofmeiſter, welcher dem Liebling ſeines einſtigen Herrn ſehr zugethan war, hatte ihn in Allem auf das Genaueſte unterrichtet, ſo daß er mit ſeltener Gewandtheit und Eleganz ſervirte.

Suwalow wurde bald aufmerkſam auf ihn. „Was haſt Du da für einen Menſchen?“ fragte er ſeine Frau, „die Kaiſerin beſitzt unter ihren Hofbedienten nicht einen, der ihm an die Seite zu ſtellen wäre, es iſt ſicher ein Franzoſe, mindeſtens in keinem Falle ein Ruſſe.“

„Doch, mein Lieber“, erwiderte die Gräfin, „und noch dazu ein Bauernſohn, ein Leibeigener.“

„Nicht zu glauben“, rief Suwalow, „und einen ſolchen Schatz begräbſt Du hier in Moskau, fern der Reſidenz? Schenke ihn mir, ich könnte ihn vortrefflich brauchen.“

„Es fällt mir nicht ein —“

„Nun, ſo verkaufe ihn mir —“

„Noch weniger“, ſagte die Gräfin, „ich weiß Beſſeres mit ihm anzufangen.“

„Nun, was willſt Du aus ihm machen?“ fragte Suwalow.

„Meinen Secretär“, entgegnete die kleine intriguante Frau, welche ſich beeilte, ihren Gemahl und

ihren Anbeter mit demſelben Pfeile zu verwunden. „Vielleicht ſogar meinen Günſtling.“

Beide Männer blickten ſie ſtarr und ſprachlos an.

„Sehen Sie ihn doch an“, flüſterte die Gräfin Woronzoff zu, indem ſie auf den mit einem neuen Gerichte eintretenden Raſumowski wies.

„Giebt es an unſerem Hofe einen Mann, der mit ihm in die Schranken treten kann? Welche edlen ſchönen Züge, welche adelige Geſtalt!“

„Ich kann einen Bedienten unter keinen Umſtänden ſchön finden“, ſagte Woronzoff tief verletzt.

„Warum? Hat die Czaarin Anna nicht ihren Stallknecht zu ihrem Liebling, zum Herzog von Kurland erhoben?“ antwortete die Gräfin Suwalow; „er iſt nur ſo lange Bedienter, als ich es für gut finde; wenn es mir einfällt, kann er morgen Capitän, übermorgen Graf ſein; Sie wiſſen, daß ich bei der Kaiſerin ſehr in Gunſt ſtehe.“

Woronzoff entfärbte ſich und ſchwieg.

„Du ſagſt mir dies Alles ſo offen in's Geſicht“, brach jetzt Suwalow los, „ich bitte, nicht ganz zu vergeſſen, daß ich Dein Mann bin und welche heiligen Rechte —“

„Du täglich mit Füßen trittſt“, fiel die Gräfin

ein. „Wenn die Czaarin Dich, ihren Unterthan liebt, weshalb ſoll ich nicht meinen Sklaven beglücken?“

Raſumowski machte dem Geſpräche dadurch, daß er an den Tiſch trat und die Gläſer von Neuem vollſchenkte, ein Ende. Nach dem Diner fuhr die Gräfin von ihrem Gemahl begleitet nach der Sloboda, der kaiſerlichen Freundin ihre Aufwartung zu machen. Raſumowski ſaß auf dem Kutſchbock, öffnete ihr den Schlag und half ihr aus der Carroſſe, als ſie zurückkehrte.

Die Gräfin vertauſchte für den Abend ihre koſtbare Palaſttoilette mit einem bequemen Schlafrock; als ſie ſich umgekleidet hatte, rief die Klingel Raſumowski in ihre Garderobe. „Zieh mir die Schuhe aus“, gebot ſie mit einem ſeltſamen Blick, aber ſie entdeckte zu ihrer Ueberraſchung, daß ihr Sklave in dieſem Befehl keine Erniedrigung, ſondern eine Gunſt ſah; er kniete nieder und als der kleine Fuß ſeiner jungen reizenden Herrin in ſeiner Hand ruhte, glitt ein leiſes Lächeln über ſein Geſicht.

„Reich' mir die Pantoffeln dort“, fuhr ſie fort.

Er zog ihr die kleinen blauſammtenen, ſilbergeſtickten Pantoffeln an und blieb, weiterer Befehle harrend, vor ihr knieen.

„Geh!“ ſagte ſie, „ich bedarf Deiner nicht mehr.“

Er verließ das Zimmer. Die Gräfin ſetzte ſich an das Clavier und verſuchte zu ſpielen, aber ſie hörte nur zu bald wieder auf; ſie war aufgeregt, ſie mußte immer wieder an ihren Sklaven, den ſchönen, gebildeten und edlen Mann denken, der auf Gnade und Ungnade ihrer Willkür preisgegeben war. Dies ſchien ſie zu ärgern, ſie ſtampfte mit dem kleinen Fuße auf, aber es gelang ihr deshalb doch nicht, ſein Bild zu verſcheuchen. So nahm ſie denn ein neues franzöſiſches Buch, das ihr Suwalow, ein begeiſterter Verehrer der franzöſiſchen Literatur, gebracht hatte, und begann zu leſen.

Plötzlich ertönte Geſang, eine wunderbare ſchwermüthig ſüße Melodie und eine herrliche Männerſtimme, welche das Herz der ſelbſtſüchtigen, durchaus nicht gefühlvollen Frau in nie empfundener Weiſe ergriff. Eine Weile horchte ſie, indem ſie den Athem anhielt, dann ſprang ſie auf und zog die Glocke. Eine Kammerfrau erſchien. „Wer ſingt da?“ fragte die Gräfin.

„Alexis Raſumowski“, ſagte die Kammerfrau, nachdem ſie wenige Augenblicke zugehört, „kein anderer in Moskau beſitzt dieſe Stimme, die einem das Herz aus dem Leibe zu reißen ſcheint, bei der man weinen muß und doch wieder ſo ſelig iſt.“

„Rufe ihn zu mir.“

Rasumowski trat wenige Augenblicke später ein und blieb bescheiden an der Thüre stehen.

„Du hast gesungen", begann die Gräfin, ohne ihn anzusehen.

„Ja, Herrin."

„Was war das für ein Lied?"

„Ein kleinrussisches Bauernlied, wie man sie bei uns in der Ukraine singt."

„Dann singt man bei Euch Lieder, die um Vieles schöner sind als die Arien der Italiener.

„Dies hat mein Maestro auch gesagt."

„Und er hat Dich singen gelehrt."

„Er hat mich nur ausgebildet", erwiderte Rasumowski, „aber gelehrt hat es mich der liebe Gott in seiner unendlichen Güte."

„Singe mir das Lied noch einmal."

Rasumowski begann, die Töne strömten voll und markig aus seiner Brust, und jeder schien aus der Tiefe der Seele zu kommen und ergriff daher auch jede noch so verschlossene oder unempfindliche Menschenseele mit zugleich holder und unheimlicher Gewalt. Als er zu Ende war, kehrte ihm die sonst so frivole Frau mit einem Male ihr Gesicht zu, ihre Augen schwammen in Thränen. „Kannst Du mir vergeben?" sprach sie und streckte ihm zugleich die schöne, zitternde Hand entgegen.

„Was, Herrin, was ſoll ich Dir vergeben?“ fragte der Sklave leiſe, ohne ihre Hand zu ergreifen.

„Die grauſame Art, wie ich Dich behandelt habe.“

„Du warſt im Recht.“

„Nein, nein“, rief die Gräfin, „es war recht häßlich von mir einen Mann wie Dich, einen Mann mit Deiner Bildung, Deiner Empfindung, in Bedientenkleider zu ſtecken und zwei alberne Gecken, wie mein Mann und mein Gaſt Woronzoff es ſind, bedienen zu laſſen. Vergieb mir, ich bitte Dich darum.“

Raſumowski ſtürzte vor der ſchönen Frau, welche ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte, auf die Kniee und preßte ihre Hand an die Lippen.

„Ich werde Dir den Freibrief ausſtellen, den mein Vater Dir auszufertigen vergeſſen hat.“

„Wie ſoll ich dieſe Gnade verdienen?“ murmelte Raſumowski.

„Indem Du verſuchſt, den heutigen Tag aus Deinem Gedächtniß auszulöſchen“, ſprach die Gräfin ihn aufhebend, „und um Dir dies zu erleichtern, will ich Dir geſtehen, daß ich Dich nur deshalb ſo gequält habe, um die Stimme zum Schweigen zu bringen, welche vom erſten Augenblicke an zu Deinen Gunſten in mir ſprach, daß ich Dir deshalb nur einen ſo niederen Platz angewieſen habe, weil mein Herz Dir

früher als es mein Stolz zuließ eine ganz andere Stelle, die höchste, die ein Weib zu vergeben hat, anwies."

„Um Gotteswillen", rief der schöne Sklave erregt, „spiele nicht mit mir, Gebieterin, entfache nicht Gefühle in meiner Brust, welche ich nur mit allem Aufwande meiner Kraft zu unterdrücken im Stande war! Du bist so schön, daß es jedem Manne schwer wird, in Deiner Nähe seiner Sinne Meister zu bleiben."

Die Gräfin zog Rasumowski zu sich auf den Divan und blickte ihm forschend in das feuchte Auge, in dem mit einem Male eine mächtige Leidenschaft aufgeflammt war.

„Wärst Du im Stande mich zu lieben?" fragte sie rasch, „so tief, so innig wie Du singst?"

Rasumowski schwieg.

„Noch bist Du mein Sklave", rief die Gräfin, „ich befehle Dir, mir Antwort zu geben."

„Wer wäre im Stande in Deiner Nähe zu sein und Dich nicht zu lieben", murmelte Rasumowski, sich immer mehr vergessend. „Ich weiß, daß ich mich um meinen Kopf rede, aber ich werde mit einem Male frei von dem wahnsinnigen Gefühl, das auf mir liegt wie eine Centnerlast, das mich zu tödten droht, und

um dieſen Preis opfere ich Freiheit und Leben. Ja, Herrin, Dich liebe ich und mein Herz macht mich noch viel mehr zu Deinem Sklaven als das Geſetz.“

„Du liebſt mich“, flüſterte die Gräfin, „wiederhole dies ſüße Geſtändniß, ich bin bis jetzt immer nur begehrt, nie geliebt worden; ahnſt Du, welches Glück Du mir in dieſem Augenblicke giebſt?“

Der ſchöne Sklave warf ſich zu ihren Füßen nieder in ſtummer grenzenloſer Hingebung, und ſie, von der Naturgewalt ſeiner Empfindung fortgeriſſen, ſchlang die Arme um ihn. Lange hielt ſie ſein Haupt an ihrer Bruſt, ohne Worte zu finden. Endlich ſagte ſie: „Jetzt, Raſumowski, gebe ich Dir Deinen Freibrief erſt recht nicht. Ich liebe Dich zu ſehr, ich zittere, Dir die Freiheit zu ſchenken. Du biſt mein, ganz mein und keine Gewalt der Erde ſoll Dich mir entreißen!“

„Ja, laß mich Dein Sklave bleiben“, rief Raſumowski in der Trunkenheit des höchſten Entzückens, „laß mich Dir dienen, für Dich leiden, für Dich ſterben!“

„Nicht ſterben, leben ſollſt Du für mich“, erwiderte die Gräfin, „ich habe Dich ja lieb, ſo lieb wie noch keinen Mann.“ Ihre Lippen berührten die ſeinen,

während ihre weißen Finger in seinen dunklen Locken wühlten.

So fand sie ihr Mann, welcher unerwartet in ihr Boudoir trat.

Suwalow's erste Regung war auf den frechen Sklaven seiner Frau loszustürzen und ihn unter seine Füße zu treten, aber sie ging ihm mit einer Würde, welche er in diesem Augenblicke am wenigsten erwartete, entgegen und stellte ihn zur Rede.

„Wie kann es Graf Suwalow, der Günstling der Kaiserin, wagen, unangemeldet meine Zimmer zu betreten?" begann sie kalt und gebieterisch.

„Ich dachte — ich wußte nicht", stotterte der galante Gatte verwirrt.

„Um so besser", sagte sie mit feinem Spott, „dann weißt Du jetzt, daß ich nicht die Frau bin, mich ungestraft beleidigen zu lassen, und daß ich dem hohen Vorbilde Elisabeth's nachfolgend, auch einmal den Versuch machen wollte, wie es sich in den Armen eines Sklaven ruht, denn Du weißt wohl, daß Du auch nur der Sklave Deiner kaiserlichen Geliebten bist, wie dieser schöne Jüngling hier der meine."

„Du wagst es, Treulose, mich noch zu verhöhnen?" schrie Suwalow, der sich indeß gefaßt hatte. „Gut, gut, Du sollst mich kennen lernen."

Die Gräfin trat noch einen Schritt auf ihn zu und begann dann laut zu lachen. Dieſes Lachen brachte den Entrüſteten noch mehr um ſeine Geiſtesgegenwart als vorher ihre ruhige Hoheit. Er ſtammelte einige unverſtändliche Worte, während ihm ſeine Frau die Thüre wies.

„Verlaſſen Sie mich auf der Stelle, Herr Graf“, gebot ſie mit lächelnder Ruhe, „oder ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich die Kaiſerin morgen mit dieſer Scene unterhalten werde.“

„Du wärſt im Stande —“

„Ich bin im Stande Eliſabeth die Flammen Ihrer Eiferſucht ſo lebhaft zu ſchildern, mein Herr, daß ſie Sie zur Abkühlung nach Sibirien ſchickt.“

Suwalow ſtampfte zornig mit dem Fuße, aber es blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen; wenn Eliſabeth nur einen Funken von Empfindung für eine Andere, und wäre dieſe Andere auch ſeine angetraute Frau, bei ihm entdeckte, war er verloren. Er wollte gehen, ohne ſeine Gemahlin nur noch eines Blickes zu würdigen, aber ſo leichten Kaufes ſollte er nicht loskommen.

„Wie unartig, danken Sie mir doch noch für die Lection, welche ich Ihnen ertheilt habe“, ſpottete die

Gräfin ihn zurückhaltend, „küſſen Sie mir die Hand, dies bleibt Ihnen immer geſtattet.“

Suwalow führte ihre Fingerſpitzen galant an die Lippen und eilte dann, von dem Hohngelächter ſeiner boshaften kleinen Frau verfolgt, aus dem Boudoir derſelben.

Drittes Kapitel.

Tausend und eine Nacht in Moskau.

Ein langweiliger Regentag im Spätherbste, ei bleierner Himmel lastet auf den Dächern, unaufhörlic klatscht es auf die Erde nieder, Ströme gelben lehmige Wassers rinnen durch die Straßen von Moskau, un von Zeit zu Zeit schüttelt und biegt der Sturm di riesigen Pappeln vor der Sloboda gleich Birkenreisern im Dampfbade. Im warmen behaglichen Gemach sitz die Kaiserin Elisabeth vor dem Clavier und läßt ihre Finger auf den Tasten hin und hergleiten während sie selbst sich entsetzlich langweilt. Sie hat zum sechsten Male Toilette gemacht, zum zehnten Male ihren Hund geprügelt und läßt sich jetzt mit der größten Gleichgiltigkeit von der Gräfin Suwalow die neuesten Ereignisse uno Geheimnisse der eleganten Welt

vorplaudern. Die reizende kleine Hofdame ſitzt bei dieſem undankbaren Geſchäfte auf einem geſtickten Schemmel zu den Füßen ihrer allmächtigen Freundin und ſieht ſo herausfordernd fröhlich aus, daß die Czaarin ſich endlich darüber zu ärgern beginnt.

„Du mußt ſehr zufrieden ſein, Lidwina", begann ſie, mit einer gräulichen Diſſonanz ihr Spiel beendend.

„Wie ſollte ich es nicht ſein, Majeſtät", erwiderte die kleine kluge Schlange, „ſo lange Sie mir ſo gnädig ſind."

„Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin", ſeufzte Eliſabeth. Jetzt verſtand die Gräfin mit einem Male die böſe Laune der Monarchin, welche ſie dem trüben häßlichen Wetter zugeſchrieben hatte. Es war endlich einmal ein Tag gekommen, wo die ſchöne Deſpotin nicht verliebt war, wo ſie ſich trotz aller Allmacht kaiſerlicher Gewalt und weiblicher Reize, welche in ihr vereint waren, unglücklich fühlte. Den Worten der Kaiſerin war eine kleine Pauſe gefolgt, während der ſich die beiden Frauen forſchend anſahen; dann legte Eliſabeth beide Hände auf die Schultern ihrer Favorite und ſagte: „Iſt es wahr, daß Du verliebt biſt, Lidwina, verliebt in einen Deiner Sklaven?"

Die kleine Gräfin wurde über und über roth.

„Nun, was ist da, dessen Du Dich zu schämen hättest“, fuhr die Czaarin fort, „wenn er nur schön ist. Ist er schön?“

„Ja, Majestät, aber dies ist das Geringste“, — stammelte die Hofdame in unbeschreiblicher Verwirrung.

„Wirklich? Das Geringste! Dieser Sklave ist also eine Art Weltwunder!“ rief Elisabeth, deren Neugierde immer mehr erregt wurde.

„Er ist nicht allein der schönste Mann, den ich gesehen habe“, erwiderte die Gräfin, „sondern auch fein gebildet. Er singt in einer Weise, welche etwas von wunderthätiger Zauberkraft an sich hat.“

„Du Beneidenswerthe!“

„O, dies Alles ist noch das Geringste.“

„Wie?“

„Aber ich habe etwas bei ihm gefunden, was ich bis jetzt nicht gekannt habe.“

„Und das wäre?“ fragte die Czaarin.

„Liebe!“

„Liebe!“ wiederholte Elisabeth.

„Es giebt kein Glück, das jenem gleich käme, geliebt zu werden“, rief die kleine Gräfin begeistert.

„Seltsam“, murmelte Elisabeth in Gedanken verloren, „daran habe ich noch nie gedacht, aber eine

Stimme in meiner Bruſt ſagt mir, daß Du Recht haſt, die Männer in unſern Kreiſen lieben nicht und es iſt recht traurig, immer nur zu geben und nie und niemals zu empfangen. Und Dein Sklave liebt Dich alſo?“

„Bis zum Wahnſinn!“

„Und Du?“

„Ich?“ — Die Gräfin ſchien ſich zu beſinnen.

„Du? Liebſt Du ihn auch?“

„Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß mich noch nichts in dieſer Welt ſo unterhalten hat, wie die Leidenſchaft dieſes Naturſohnes, welche an den Sturm der Steppe mahnt. Aber ich fürchte, daß eine Zeit kommen wird, wo der Arme mich ſammt ſeinen ſchönen und edlen Empfindungen langweilen wird.“

„Undankbare“, rief die Czaarin.

„Ich kann nicht heucheln“, lachte die Hofdame, „ich erſtaune ſelbſt, daß ich dieſem Manne gegenüber, der gewiß werth wäre das Herz eines Weibes ganz zu beſitzen, nur eine Art Neugierde fühle. Ja, es giebt Augenblicke, wo er mich bis zu Thränen rührt, aber vielleicht nur deshalb, weil ich ſo lebhaft empfinde, daß er ſeine Gefühle an eine Frau verſchwendet, welche ſie wohl zu ſchätzen weiß, aber nicht zu erwidern im Stande iſt.“

Die Czaarin ſchüttelte das ſchöne Haupt, erhob ſich,

trat an das Fenster und blickte lange hinaus in d strömenden Regen und die grauen Nebel, welche s zu Gestalten zusammenballten. „Ich will diesen D nen Sklaven kennen lernen“, sagte sie plötzlich.

„Soll ich ihn kommen lassen?“ fragte die Gräfi erfreut etwas entdeckt zu haben, was die Theilnahr ihrer hohen Freundin zu fesseln versprach.

„Nein, nein, heute nicht“, antwortete die Czaari

Wieder entstand eine Pause. „Dieser abscheulic Regen“, sagte Elisabeth, „man kann nicht einmal au reiten.“

„Warum nicht“, rief die Hofdame, „wenn Maje stät Männerkleider anlegen wollten, die Ihnen so gu passen. Mir ist der Abend der Illumination noch imme unvergeßlich.“

„Wirklich?“ Die eitle Frau schlang den Arm um den Hals ihrer Favorite und küßte sie zärtlich, „abe Du hast Recht, wir wollen uns als Kosaken anziehen und ausreiten.“

„Ich soll auch Männerkleider nehmen, Majestät?“ wendete die Gräfin ein, „das darf man nur wagen, wenn man so hoch und schlank gewachsen ist wie Sie, ich würde mich abscheulich ausnehmen!“

„Wenn ich es aber wünsche, Lidwina“, sagte Eli- sabeth. Die Gräfin seufzte und gehorchte. Die beiden

Frauen vollzogen raſch ihre Metamorphoſe und ſtiegen dann, nur von einem Reitknechte begleitet, zu Pferde. Der Himmel war ſo galant in demſelben Augenblicke ſeine Schleußen zu ſchließen; es tropfte nur noch von den Dächern und Bäumen, als die beiden reizenden Amazonen durch die alte ehrwürdige Stadt ritten. Auf dem Rückwege kamen ſie an dem Palaſte des Fürſten Kurakin vorbei und fanden zu ihrer Ueberraſchung die Straße durch eine aufgeregte tobende Volksmenge geſperrt.

„Was giebt es hier?“ fragte die Czaarin eine große kräftig gebaute Frau, welche in einem Kreiſe von Arbeitern lebhaft das Wort führte.

„Der Haushofmeiſter des Fürſten Kurakin hat einen Leibeigenen todtpeitſchen laſſen“, rief das Weib aus dem Volke, „darauf hat ſich die ganze Dienerſchaft zuſammengerottet und belagert mit Hilfe anderer braven Leute den Fürſten und den Haushofmeiſter, dieſen Bluthund, dieſen elenden Tyrannen, in dem Zimmer des Fürſten, im welchem ſich die beiden Schufte eingeſchloſſen haben.“

„Und was haben ſie vor?“ fragte Eliſabeth raſch.

„Sie werden die Thüre ſprengen und die Welt von dieſen beiden Ungeheuern befreien, unter deren Herrſchaft ſie ſo lange die unglaublichſten Mißhandlungen erduldet haben.“

Zum Glück erſchien zu rechter Zeit der Generalmajor Buturlin, welcher eben beim Fürſten zu Beſuche geweſen und nach Hilfe geeilt war, mit Grenadieren und rettete die Bedrohten. Er hatte eben die Menge zurückgedrängt und die Anführer der Empörer verhaftet, als die Czaarin vor dem Palaſte erſchien. Der Pöbel erkannte ſie und rief: „Hilf, Mütterchen Eliſabeth, hilf, man will uns alle ermorden.“

Die Czaarin winkte dem Generalmajor, welcher ſich beeilte an ihr Pferd heranzutreten, und befahl ihm, die Gefangenen auf der Stelle frei zu laſſen. „Nicht dieſe ſind die Schuldigen“, ſagte ſie, „ſondern der Fürſt und ſein Haushofmeiſter. Ich will nicht, daß man mein gutes Volk ſo unmenſchlich bedrückt und mißhandelt. Ich ſelbſt werde den ganzen Vorfall unterſuchen und diejenigen, welche ihn hervorgerufen, ſtrenge beſtrafen.“

Lauter Jubel folgte den Worten der Monarchin und ſie verließ von Segenswünſchen begleitet die Stätte der im Keim erſtickten Empörung.

„Ich habe heute entdeckt, was mir nicht lieb iſt und ernſte Sorgen bereitet,“ ſagte ſie unterwegs zu der Gräfin; „während ich die Todesſtrafe aufgehoben und die Leibeigenen menſchlich zu behandeln befohlen habe, wird mit meinem Volke in einer Weiſe verfahren,

welche mit der Zeit Unzufriedenheit, ja Rebellion erregen muß. Wen trifft am Ende doch die Verantwortung für solche Ausschreitungen meines Adels? Mich. Es ist also ein Gebot der Klugheit, daß ich bei Zeiten vorsehe, sonst bin ich keinen Tag vor Tumulten oder Verschwörungen sicher. Wie soll ich es aber anfangen, die Leiden, die Bedürfnisse, die Wünsche meines Volkes kennen zu lernen?" — Die Monarchin versank in Nachdenken.

Ein Zufall spielte ihr noch an demselben Abend eine französische Ausgabe der Märchen von Tausend und einer Nacht in die Hände, welche ihr Lestocq vor einiger Zeit gebracht hatte. Sie blätterte in dem Buche und begann endlich, von einer der reizenden Geschichten gefesselt, in demselben zu lesen. Plötzlich wendete sie sich zu der Gräfin. Ich hab es," rief sie erfreut, „ich werde es machen wie der Kalif Harun al Raschid, ich werde unter dem Schutze der Dunkelheit in Männerkleidern Moskau durchstreifen und so alles das erfahren, was mir meine Minister nicht sagen."

„Ein herrlicher Gedanke", stimmte die Gräfin lebhaft bei, „und ich darf Sie wohl begleiten?"

„Nein, meine Kleine", erwiderte Elisabeth, „man würde erkennen, daß Du ein Weib bist. Ich muß Jemand anderen wählen."

Als die Czaarin am folgenden Morgen in den Wagen ſtieg, um zur Kirche zu fahren, fiel ihr unter den Soldaten, welche in der Sloboda die Wache hatten, ein alter Grenadier mit einem rieſigen weißen Schnurbart auf. Sie ließ ihn, als es zu dämmern begann, in ihr Cabinet kommen.

„Wie nennſt Du Dich?“ begann ſie.

„Kyrill Petrowitſch Karzoff.“

Wie lange dienſt Du?“

„Es können bei vierzig Jahre ſein, Mütterchen.“

„Du haſt alſo Feldzüge mitgemacht?“

Allerdings, Mütterchen, gegen die Perſer unter dem ſeligen Czaar Peter und gegen die Türken unter dem General Münnich.“

„Haſt Du von dem geſtrigen Vorfall bei dem Fürſten Kurakin gehört?“

„Zu Befehl.“

„Was denkſt Du davon?“

„Daß Manches bei uns in Rußland nicht ſo iſt, wie es ſein ſollte.“

„So denk ich auch,“ ſagte die Czaarin, „und möchte gerne abhelfen; wie ſoll ich dies aber, wenn ich nicht erfahre, wo es fehlt. Die Miniſter, die Großen ſagen es mir nicht.“

Der alte Grenadier zuckte ſehr bezeichnend die Achſeln.

„Höre alſo, Kyrill Petrowitſch, was ich beſchloſſen habe, ich will verkleidet jene Orte beſuchen, wo man das Volk ſich ungeſtört ausſprechen hört und Du ſollſt mich dabei begleiten und beſchützen. Willſt Du?"

„Gewiß will ich das", ſagte der alte Soldat, „und ſo lange ich an Deiner Seite bin, ſoll Dir Niemand zu nahe treten, Mütterchen."

Eliſabeth nahm hierauf die Kleider eines gemeinen Koſaken, ordnete ihr Haar in der Weiſe, wie es die Ruſſen der niederen Stände tragen und verließ in einen dunklen Mantel gehüllt an dem Arme des treuen Grenadiers die Sloboda. Der Alte verſprach ihr, ſie dorthin zu führen, wo ſie am ſchnellſten zu ihrem Ziele gelangen könne. Sie durchſchritten die Straßen der Stadt und traten in der Vorſtadt in eine Schenke, in der es ſehr lebhaft zuging. An langen Tiſchen von rohem Holze ſaßen kleine Handelsleute, Handwerker, Arbeiter, Diener adeliger Häuſer, gemeine Soldaten, tranken Thee und Branntwein und ſpielten oder beſprachen das Ereigniß des Tages, die Rebellion gegen den Fürſten Kurakin.

Die Czaarin ſetzte ſich mit ihrem Begleiter zu zwei Soldaten der Garde und einem jungen Kaufmann,

welcher ſeine Mütze aus der Stirn geſchoben und ſeine weiten Aermeln hoch aufgeſchürzt hatte.

„Nun wie geht es, Iwan Alexowitſch“, begann der alte Grenadier, den Kaufmann auf die Schulter ſchlagend, „iſt der Beutel wieder voll?“

„Was fällt Dir ein, unſer Freund da hat eben ganz abgewirthſchaftet“, rief einer der Gardiſten, „heute hat er ſeine letzten Rubel verloren, dank den Würfeln und den Weibern.“

„Ja, das Vergnügen koſtet Geld“, lachte der liederliche Kaufmann, „aber es ſoll bald alles anders werden.“

„Wie? Wie das? Denkſt Du einen Schatz zu heben“ lachten die Soldaten durcheinander.

„Freilich, etwas dergleichen“, ſagte der Kaufmann ſelbſtbewußt, „glaubt Ihr, der geſtrige Vorfall beim Fürſten Kurakin hat nichts weiter zu bedeuten?“

„Nun, was iſt denn damit?“ fragte Eliſabeth.

„So kann nur ein junger unerfahrener Menſch fragen“, ſagte der Kaufmann mit Selbſtgefühl, „das Volk beginnt eben die Tyrannei der Großen ſatt zu bekommen und kluge Köpfe werden dieſe Sachlage zu benützen wiſſen.“

„Du ſprichſt beinahe wie ein Verſchworener“, rief der eine der Soldaten.

„Es wäre in der That kein Wunder, wenn man ſich unter dieſen Umſtänden vereinigen würde, nur um dieſe Regierung zu ſtürzen und eine andere einzuſetzen“, ſagte der junge Kaufmann.

Ihr wollt alſo die Kaiſerin um den Thron bringen?“ fragte der alte Grenadier bedächtig.

„Ihr — wer ſpricht von mir —“, erwiderte der Kaufmann, „aber es giebt welche, die klüger ſind als wir alle da, von denen rede ich.“

„Kennſt Du ſie?“ fragte die Czaarin mit der gleichgiltigſten Miene von der Welt, „und glaubſt Du, daß etwas für uns zu gewinnen wäre, wenn wir uns ihnen anſchließen?“

„Junger Menſch, Du biſt doch nicht ſo einfältig als ich anfangs dachte“, ſagte der Kaufmann, „wie nennſt Du dich.“

„Sergius Petrowitſch! ein Verwandter von mir“, ſagte der Grenadier, „ein kluger Kopf trotz ſeinen jungen Jahren.“

Ob etwas zu gewinnen wäre, wenn wir uns den Unzufriedenen anſchließen“, ſagte der Kaufmann, „gewiß mein Freund.“

„Und was haben dieſe Menſchen für Abſichten?“ forſchte der Grenadier.

„Darnach fragt man nicht“, entgegnete der Kauf=

mann mit spöttiſcher Ueberlegenheit, „es wird einem auch nicht geſagt. Man hält einfach zu ihnen und der Lohn bleibt nicht aus.“

„Und wenn es Leute gäbe, welche Luſt hätten ſich einem ſolchen Unternehmen anzuſchließen“, ſprach die Czaarin, „an wen müßten ſie ſich wenden?“

„Ich weiß ſelbſt nur wenig von der Sache“, gab der Kaufmann zur Antwort, „wollt Ihr aber mehr erfahren, ſo kommt morgen um dieſe Zeit, da werdet Ihr den und jenen finden, der vielleicht Auskunft ertheilen kann.“

„Was meinſt du Kamerad“, ſagte der eine der Gardiſten zu dem anderen, „kommen wir morgen?“

„Mir iſt mein Kopf lieber als alle Schätze Perſiens,“ entgegnete der zweite, „ich halte nicht mit.“

„Aber ich“, flüſterte Eliſabeth dem Kaufmann zu.

„Und Dein Alter, was ſagt der dazu?“ fragte der Kaufmann.

„Ich bringe ihn mit, verlaß Dich auf mich.“

„Gut, mein Freund, ſehr gut“, murmelte der Kaufmann. „Branntwein, Alte, Du läßt uns ja verdurſten“, rief er dann der Schenkwirthin zu.

„Du haſt mir ſchon zu viel auf dem Kerbholz, Iwan Alexowitſch“, gab die Alte zur Antwort.

„Ich zahle“, ſagte die Czaarin und warf einen Silberrubel mit ihrem Bildniß auf den Tiſch.

„Der junge Menſch hat Geld“, ſagte der Kaufmann mit komiſchem Pathos, „Achtung vor dem jungen Menſchen.“

Es kam Branntwein und zugleich näherte ſich ein Mann in guten beinahe reichen Kleidern nach ruſſiſchem Schnitt dem Tiſche. „Da ſeid Ihr ja, Väterchen“, begann der Kanfmann, „hier ſind zwei gute Freunde, die zu uns halten.“

Der Fremde faßte den Grenadier und die Kaiſerin ſcharf in's Auge.

Woher kenne ich Dich“, ſagte er dann zu der letzteren, „ich habe Dich ſchon irgendwo geſehen.“

„Sehr möglich“, ſagte die Czaarin, ohne nur eine Miene zu verändern, „auch Du kommſt mir bekannt vor.“

„Ich habe jetzt eine Zuſammenkunft mit zwei Gardeofficieren“, flüſterte der Fremde dem jungen Kaufmann zu. „Beſtelle die Beiden auf Morgen.“

„Iſt bereits geſchehen“, erwiderte der Kaufmann.

„Wer iſt das?“ fragte die Czaarin, als der Fremde die Schenke verlaſſen hatte.

„Ein ehemaliger Officier, dem man ſehr unrech gethan hat“, ſagte der Kaufmann.

„Wer? Die Czaarin?“

„Was weiß die Czaarin von alledem“, lachte der Kaufmann, „die unterhält ſich und läßt ihre Miniſter ſchalten wie es ihnen beliebt. Der General Apraxin hat ihn entſetzt, weil er einige Mißbräuche anzeigen wollte, die in ſeinem Regimente herrſchen, ſo belohnt man bei uns in Rußland die Patrioten.“

„Und ſo bringen ſchlechte Diener der Monarchen dieſe ſelbſt um das Vertrauen und die Liebe ihres Volkes“, ſagte Eliſabeth.

„Sehr weiſe geſprochen, junger Menſch“, gab der Kaufmann zur Antwort, „aber die Monarchen ſollen ſich eben etwas weniger um ſchöne Kleider und Liebeshändel und etwas mehr um die Regierung bekümmern.“

„Diesmal haſt Du Recht“, rief die Czaarin mit einem reizenden Lächeln.

„Weißt Du Alter, daß man Deinen Jungen da für ein verkleidetes Frauenzimmer halten könnte“, rief der Kaufmann „ſo hübſch iſt er.“

Der alte Grenadier und die beiden Gardiſten brachen in ein ſchallendes Gelächter aus, in das die Kaiſerin unbefangen einſtimmte.

„Gieb mir einen Kuß, Junge. Du gefällſt mir“, ſagte der Kaufmann zärtlich.

„Ich küſſe nur Mädchen“, gab Eliſabeth zur Ant-

wort, „und auch dieſe nur, wenn ſie hübſch ſind.“

Wieder lachten Alle, die am Tiſch ſaßen. In dieſem Augenblick kam die Tochter der Wirthin, eine hübſche blonde rothwangige Dirne vorbei. Die Czaarin ſprang auf, nahm ſie beim Kopf und küßte ſie, das hübſche Mädchen ſchrie, die Wirthin ſchalt, die Gäſte jubelten.

„Ein Teufelskerl, Dein Junge“, lachte der Kaufmann, „er ſoll leben!“

Viertes Kapitel.

Unter den Verschworenen.

Noch nie war der Leibarzt Graf Lestocq von der Kaiserin bei seiner gewöhnlichen medicinischen Morgenvisite so übel empfangen worden als am folgenden Tage. Elisabeth zeigte sich auf das Höchste erregt gegen ihre Minister, ihre Generale, am meisten jedoch gegen ihre eigentlichen Freunde und Anhänger. „Man hintergeht mich auf eine Weise, die sich durch nichts rechtfertigen läßt", rief sie, „täglich muß ich hören, wie zufrieden mein Volk ist, wie alle Acte der Regierung nur den Zweck haben, das Glück desselben zu erhöhen, während mir meine Unterthanen die Flüche zusenden, welche eigentlich meinen Dienern bestimmt sind. Wie soll ich in meinem Palaste, in den die Stimme des Volkes nicht zu dringen vermag, erkennen, was ihm

Noth thut, wenn man mich, ſtatt mich in redlicher Weiſe zu unterrichten und aufzuklären, abſichtlich irre führt. Meine Freunde nennt Ihr Euch, meine ärgſten Feinde ſeid Ihr und verblendete Thoren dazu, denn Ihr bedenkt nicht, daß Ihr mit mir ſteht und fallt!“

„Ich begreife nicht Majeſtät, was Sie ſo montirt hat“ — wendete Leſtocq ein, „aber wenn Sie an meiner Treue zweifeln, ſind Sie einfach undankbar.“

„Sie ſind undankbar wie alle Anderen“, unterbrach ihn Eliſabeth. „Habe ich Euch nicht alle reichlich genug mit Titeln, Stellen, Reichthümern beſchenkt? Aber Ihr ſeid unerſättlich in Eurer erbärmlichen Habſucht und verkauft mich, Eure Wohlthäterin, verkauft den Staat der Euch alle nährt! Sie nehmen franzöſiſches Geld, Beſtuseff engliſches, wem ſoll ich jetzt glauben? O! wenn mir nur Gott einen Menſchen ſenden wollte, der es ehrlich meint mit mir und Rußland, dann ſolltet Ihr mich alle kennen lernen. Was wollen Sie einwenden gegen die Thatſachen, welche vorliegen, gegen den Volkstumult, deſſen Zeuge ich vorgeſtern war —“

„Ein vereinzelter Fall, der nichts beweiſt“, ſagte der ſtets gerüſtete kecke Franzoſe.

„Vereinzelt, in Bezug auf die Empörung der armen Leute“, rief Eliſabeth, „aber was die Behandlung der Leibeigenen durch ihre Herren betrifft, die Regel. Wo-

zu gebe ich Geſetze, wenn man ſie nicht befolgt? Ein Jeder gehorcht nur den Eingebungen ſeiner Leidenſchaft, ſeiner Selbſtſucht, ſeiner Willkür, man entläßt patriotiſche Officiere, welche die Mißſtände in der Armee aufzudecken ſuchen und treibt ſie zur Verſchwörung —"

„Märchen —", ſpottete Leſtocq.

„Ja, Märchen aus Tauſend und einer Nacht", antwortete die Czaarin, „die ich, eine zweite Sehezarade, nächſtens meinen Miniſtern erzählen werde, wobei ſie ſich aber weniger unterhalten dürften als bei jenen. Ich bin entſchloſſen, dieſem ganzen Getriebe von Intriguen ein Ende zu machen und ſelbſt die Zügel der Regierung zu ergreifen. Ich wage ja keinesfalls etwas dabei, denn ſchlechter als Ihr den Staat bisher geleitet habt, kann ich es bei aller Ungeſchicklichkeit nicht machen. Mindeſtens wird man meinen guten Willen erkennen und dies iſt auch ſchon etwas werth."

Leſtocq machte noch einen Verſuch die Czaarin zu beſänftigen, aber ſie ſchnitt ihm das Wort ab und hieß ihn gehen. Im Laufe des Vormittags baten die Miniſter um Audienz, ſie wurden nicht vorgelaſſen. Nicht einmal Suwalow wurde empfangen.

Mit Anbruch der Dunkelheit verließ die Czaarin, von ihrem alten Freunde, dem Grenadier begleitet, die Sloboda. Vor der Schenke ſtand ein Mann in einen

Mantel gehüllt, welcher sie erwartete. „Ist alles in Ordnung?“ fragte Elisabeth.

„Zu Befehl“, sagte der Mann. Dann erst traten die Beiden in die Schenke, während er rasch davon eilte. In einer nur matt erleuchteten Ecke des niederen rauchigen Raumes saßen um einen langen Tisch fünf Männer, welche, als sie die Czaarin und ihren Begleiter erblickten, dieselben zu sich heranwinkten. Elisabeth näherte sich lebhaft und bot dem Kaufmann die Hand, welche er zuerst derb schüttelte und dann lächelnd betrachtete. „Welche feinen Pfoten der Junge hat“, murmelte er.

„Nun macht uns mit Euren Freunden bekannt“, sagte die Czaarin, indem sie sich zu den Verschworenen setzte, so aber, daß sie jeden Augenblick aufspringen konnte. Neben ihr ließ sich der alte Grenadier mit militärischer Würde nieder.

„Den Herrn hier kennt Ihr wohl von gestern“, sagte der Kaufmann auf den entlassenen Officier deutend, „dann nannte er die Namen der anderen, eines jungen Gutsbesitzers aus der Umgegend von Moskau und zweier Gardeofficiere.“ Wo bleibt nur Agosowitsch, schloß er.

„Agosowitsch? Was für ein Mensch ist das?“ fragte die Czaarin, „doch nicht der kaiserliche Kammerlakai?“

„Eben dieser“, fiel der verabschiedete Lieutena
ein, „er ist eine der wichtigsten Stützen unseres Unt
nehmens, insofern er immer um die Person der T
rannin ist und uns ohne besondere Schwierigkeit
jeder Stunde in den Palast führen kann.“

„Ihr wollt also die Czaarin ermorden?“ flüster
Elisabeth.

Der verabschiedete Officier zog es vor, die Fra
des Neuangeworbenen nicht zu beantworten.

„Ist sie denn wirklich eine solche Tyrannin?
fuhr Elisabeth fort.

„Sie schenkt eben Menschen ihr Vertrauen, welch
uns die Haut vom Leibe ziehen“, erwiderte der Guts
besitzer.

„Wenn wir an Eurem Anschlag theilnehmen sollen
meine Herren“, sprach jetzt der Grenadier, „werdet Ihr
uns wohl Näheres mittheilen. Die Sache kann uns
den Kopf kosten, da muß man doch wissen wie und
warum?“

„Es sei Euch genug“, sagte der entlassene Officier,
„daß es zum Heile des Vaterlandes gereicht, was wir
beabsichtigen und daß Euch, gleich allen Anderen, ein
großer Lohn gewiß ist. Die näheren Umstände wird
ein Jeder erst dann erfahren, wenn die Sache so weit
reif ist, daß an ein Mißlingen nicht mehr zu denken ist.“

„Dies Eine aber ſagt uns“, bat die Czaarin, „gilt Euer Vorhaben der Perſon der Monarchin oder nur der Regierung derſelben?“

„Bei uns in Rußland, wo der Regent Selbſtherrſcher iſt, alſo Deſpot“, gab der verabſchiedete Officier zur Antwort, „laſſen ſich dieſe Dinge nicht trennen. Wenn man ſich von einem verhaßten Regiment befreien will, muß man diejenigen, in denen es ſich verkörpert hat, aus dem Wege räumen.“

„Mehr brauchen wir nicht zu wiſſen“, ſagte Eliſabeth, „Ihr könnt jetzt auf uns zählen.“

„Und Ihr, Herr Lieutenant, ſeid ſo das Haupt der ganzen Verſchwörung“, ſagte der Grenadier.

„Inſofern mir alle Theilnehmer ihr Vertrauen ſchenken“, entgegnete der verabſchiedete Officier.

„Iſt unſere Zahl jedoch nicht zu gering, um uns der Kaiſerin und ihrer Anhänger zu bemächtigen?“ fragte Eliſabeth.

„Je größer die Zahl der Eingeweihten, um ſo leichter der Verrath“, ſagte der Gutsbeſitzer.

„Es ſind noch Mehrere in Moskau die zu uns halten“, fiel der Kaufmann ein, „durchaus verläßliche Leute wie wir, Menſchen, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben.“

„Bei einem Unternehmen dieſer Art kömmt es

nur auf Kühnheit und List an", setzte der verabschiedete Lieutenant hinzu, „an beiden fehlt es uns nicht. Wie leicht ist es Münnich geworden, Biron zu stürzen, mit welchen geringen Mitteln hat sich Elisabeth der Krone bemächtigt. Auch wir werden triumphiren, wenn wir treu zu einander stehen und im entscheidenden Augenblicke uns weder durch Furcht noch irgend welche Rücksicht lähmen lassen. Man behandelt uns unmenschlich, auch wir dürfen kein Erbarmen haben."

„Aber die Czaarin, eine so schöne und liebenswürdige Frau, sollten wir doch schonen", sagte der Grenadier.

„Diese am wenigsten, sie hat noch immer einen großen Anhang in der Armee und im Volke", rief der eine Gardeofficier, „so lange sie lebt, sind wir des Erfolges nicht sicher."

„Meint Ihr", sagte Elisabeth mit einem seltsamen Blick.

„Sie muß unter unseren Händen fallen, wie Cäsar unter den Dolchen der Republikaner", sagte der verabschiedete Officier.

„Cäsar? Wer war das?" fragte der Kaufmann.

„Ein ehemaliger Großfürst von Moskau", erklärte der Gutsbesitzer.

„Es war ein römischer Feldherr, der gegen alles

Recht die oberſte Gewalt an ſich riß und die Freiheit mit Füßen trat", ſprach der verabſchiedete Lieutenant

„Ja, ganz richtig, ein Feldherr in Rom", ſtimmte der Gutsbeſitzer bei, „aber da kommt Agosowitſch."

Der kaiſerliche Kammerlakai, durch eine ſchwarze Lammfellmütze, die er über die Ohren herabgezogen hatte und einen zottigen Mantel bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, kam herein, ſah ſich vorſichtig um, und ſetzte ſich dann zu den Unzufriedenen, der Czaarin gegenüber. „Wie weit ſeid Ihr meine Herren", begann er, „die Zeit drängt!"

„In wie fern?" fragte der Kaufmann.

„In ſo fern, als der Franzoſe, der Leibarzt, alles aufbietet, die Kaiſerin nach Petersburg zurück zu bringen", ſagte der Kammerlakai mit einer Bewegung, die er irgend einem Miniſter abgelauſcht hatte. „Sie hat ihm endlich zugeſagt, mit dem Beginn der Schlittenbahn Moskau zu verlaſſen, und wie es heute ausſieht, dürfte der erſte Schnee nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. Die Raben fliegen von allen Seiten herbei, als gälte es in Moskau ein großes Aas zu verzehren."

„Nun ſie ſollen bald Nahrung finden", rief der Gutsbeſitzer.

„Wenn unſer Anſchlag gelingen ſoll, muß er näch-

ster Tage in's Werk gesetzt werden", fuhr der Kammer lakai fort.

„Ich bin bereit", sprach der verabschiedete Officier

„Und ich desto früher", antwortete der Kammer lakai, „ich habe von allen Schlüsseln, die wir brauchen Abdrücke genommen und dieselben nachmachen lassen Einer der Leibkosaken hat auch zu unserer Sache ge schworen. Wenn die Czaarin zu Bett ist, führe ic Euch durch die geheime Thür, durch welche der Gra Suwalow zu ihr kommt, in ihr Schlafgemach. Kein Mensch vermag sie dann zu retten."

„Setzen wir also den Tag fest", meinte der Guts besitzer, „ich stelle Euch alle meine Leute, bei zwanzig gut gewaffnet und zu Allem entschlossen."

„Uebermorgen also", sagte der verabschiedete Of ficier.

„Warum nicht morgen?" fiel der Kammerlakai ein, „schiebt es nicht zu lange auf. Wir haben bereits zu viele eingeweiht, wie leicht kann ein Unglück ge schehen."

„Du hast Recht", sagte die Czaarin.

Der Kammerlakai stutzte bei dem Klang ihrer Stimme und sah sie überrascht an. „Wer ist das, mir ist als müßte ich ihn kennen", flüsterte er dem Kauf mann zu.

„Ein junger Menſch, der Verwandte des alten Grenadiers, welcher neben ihm ſitzt, wie er heißt, weiß ich nicht“, ſagte dieſer.

„Und ſolche Leute, die Niemand kennt, zieht Ihr in unſer Vertrauen“, murmelte der Kammerlakai; „Ihr geht recht leichtfertig mit einer höchſt gefährlichen Angelegenheit um.“

„Morgen alſo“, ſagte der eine Gardeofficier.

„Warum nicht heute“, fiel ſein Kamerad ein.

„Vielleicht iſt es morgen ſchon zu ſpät“, ſprach der Grenadier.

„Alſo heute“, ſagte das Haupt der Verſchworenen.

„Und wenn es heute zu ſpät iſt“, ſagte Eliſabeth, zugleich zog ſie ihre reich mit Diamanten von unſchätzbarem Werthe beſetzte Uhr, welche ein Ei darſtellte, hervor und blickte auf dieſelbe.

„Heute“, rief der Kaufmann, „was fällt Dir ein!“

„Es iſt zu ſpät“, ſprach die Czaarin in einem Tone, der alle gleich betroffen machte, „ich ſage es Euch.“ Zugleich erhob ſie ſich.

„Was bedeutet das?“ murmelte der Gutsbeſitzer.

„Das bedeutet, daß Ihr nicht die Czaarin g
fangen nehmen werdet", rief Elisabeth, „sondern i
diesem Augenblick selbst in den Händen Eurer Gebi
terin seid, die Ihr verrathet, die Ihr morden woll
Ihr Elenden!"

Der Kammerlakai war zuerst aufgesprungen un
hatte Elisabeth scharf in's Auge gefaßt, die anderen
Verschworenen wechselten rasch und leise ein paa
Worte und folgten dann seinem Beispiel.

„Ein Verräther!" murmelte der verabschiedet
Officier, „er darf die Schenke nicht lebendig verlassen."

„Die Czaarin", schrie der Kammerlakai auf und
wich entsetzt zwei Schritte zurück.

„Die Czaarin! Wie?" riefen die Andern durchein-
ander.

„Da — da", rief der Kammerlakai, „stoßt sie
nieder." Er drang auf Elisabeth ein, aber die ent-
schlossene muthige Tochter Peter des Großen faßte ihn
an der Brust und schlug ihn mit der Faust in das
Genick, so daß er auf die Kniee vor ihr niederstürzte,
während der alte Grenadier den Dolchstoß auffing, den
der verabschiedete Officier von rückwärts gegen sie führte.
Zugleich klirrten alle Scheiben und aus allen Thüren
und Fenstern starrten Flintenläufe den Verschworenen
entgegen.

Grenadiere, von dem General Soltikoff geführt, hatten die Schenke umstellt und drangen mit gefälltem Bajonnet herein.

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß es zu spät ist", rief die Czaarin mit einer Würde, welche auf die Verschworenen geradezu niederschmetternd wirkte, „Ihr seid in meiner Hand!"

„Wir sind verloren", murmelte der Kaufmann. Mit einem Male lagen die Rebellen alle vor der kühnen schönen Frau auf den Knieen.

„Gnade!" flehte der verabschiedete Officier.

„Wie könnt Ihr Gnade erwarten, wo Ihr selbst keine üben wolltet?" entgegnete Elisabeth mit voller Majestät. „Wenn man Euch Unrecht gethan hat, der Weg zu mir steht Jedem offen. Ihr hättet zu mir kommen, Euch beklagen sollen und ich hätte untersucht und Abhilfe getroffen. Ihr aber habt es vorgezogen, Verräther und Hochverräther zu werden und ebenso wenig wie Ihr mich geschont hättet, wenn Euer schändliches Complott geglückt wäre, ebenso wenig erwartet von mir Milde oder Erbarmen. Fort mit ihnen."

Die gefangenen Verschwörer wurden gefesselt und dann in die Citadelle abgeführt, während die Czaarin das Pferd des Generals Soltikoff bestieg und an der

Spitze ihrer treuen Soldaten, von einer jubelnden Volksmenge begleitet, in den Palast zurückkehrte.

Der alte, treue Grenadier wurde von ihr noch in derselben Stunde zum Officier befördert und mit einer bedeutenden Summe beschenkt.

Fünftes Kapitel.

Gesang der Sphären.

Die Gräfin Suwalow hatte kaum ihr Lager verlassen und begonnen ihr Haar ordnen zu lassen, als die Czaarin unerwartet in ihr Toilettezimmer trat.

„Majestät, Sie setzen mich in Verzweiflung", rief die kleine muntere Hofdame, „ich bin weder angekleidet noch frisirt —"

„Nur keine Umstände, meine Liebe", sagte die Czaarin und ließ sich auf einem Tabouret nieder, „Ihr Vorwurf, wenn es einer sein soll, trifft mich allein. So früh macht man bei Damen Ihres Standes keine Besuche, außer man ist der beglückte Anbeter und genießt das Vorrecht, die Göttin im Negligée bewundern zu dürfen. Es ist wirklich noch sehr zeitig, aber es drängte mich heute ganz besonders Sie zu sehen. Sie sind ja die einzige Person, welche noch mein

volles Vertrauen genießt. Wissen Sie, welcher großen Gefahr wir alle gestern entronnen sind?“

„Ich habe keine Ahnung —“

„Wir waren alle verloren, wenn ich nicht selbst die Augen offen hätte, wo meine Minister mit meiner Polizei blind sind“, erzählte die Kaiserin, „ich habe eine abscheuliche Verschwörung entdeckt und die Schuldigen selbst verhaftet.“

„Wie war das möglich?“

Elisabeth schilderte ihrer Vertrauten den ganzen Vorfall, dann sagte sie: „Ich fühle das Bedürfniß Gott zu danken, daß er mich so auffallend beschützt und vor einem so großen Unglück bewahrt hat, und dies will und kann ich nicht in einer unserer Kirchen unter Tausenden von Neugierigen, die alle nicht die Andacht in das Haus Gottes führt, sondern die Absicht mich und meinen Hof zu sehen. Ich will einmal aus ganzer Seele beten, allein mit Ihnen, in Ihrer Kapelle. Haben Sie einen Priester?“

„Allerdings.“

„Gut. Er soll uns also eine heilige Messe lesen, uns allein, hören Sie Gräfin.“

Die Hofdame zog die Glocke, der Haushofmeister erschien und die Gebieterin ertheilte ihm leise die bezüglichen Befehle. Während sie nun rasch Toilette

machte, erklärte ihr die Monarchin, wie unzufrieden sie mit den Staatsmännern sei, denen sie bisher ihr Vertrauen geschenkt hatte. „Ich weiß jetzt, daß sie alle, Lestocq so gut wie Bestuseff und Cerkaski nur ihre selbstsüchtigen persönlichen Zwecke, nicht aber das Wohl des Reiches und meinen Vortheil im Auge haben", sagte sie zuletzt, „ich hätte sie alle auf der Stelle entlassen, wenn ich nur irgend Jemand wüßte, dem ich vertrauen könnte, aber ich habe Niemand, Niemand!" Sie blickte traurig zu Boden. „Dein Mann zum Beispiel", fuhr sie plötzlich auf, „auch er ist von England bestochen und hält deshalb jetzt zu Bestuseff, wie er vordem, als er seinen Jahrgehalt aus der Chatouille des Marquis de la Chetardie bezog, zu Lestocq hielt; überall wohin ich nur blicke, Eigennutz, Habgier, Verrath. Aber Sie sollen mich Alle kennen lernen, Alle sobald mir nur die Vorsehung den einen Menschen sendet, den Einzigen, den ich brauche. Eine treue, reine ehrliche Seele, einen Menschen, der mich liebt und dem sein Vaterland mehr werth ist als ein paar tausend Rubel. Ja, ich will Gott danken und ihn zugleich bitten, daß er mich aus den Händen dieser Judas'e befreie!"

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, Majestät", sagte die Hofdame jetzt.

„Gehen wir alſo.“

Die beiden Frauen ſtiegen zuſammen die Treppe hinab und traten in die Hauskapelle der Gräfin, in der ſich außer ihnen Niemand befand als der Prieſter, welcher ſie im prunkvollen Ornate der ruſſiſchen Kirche erwartete. Nachdem Eliſabeth in dem mit rothen Sammet ausgeſchlagenen Betſtuhl niedergekniet war und die Gräfin einige Schritte hinter ihr, begann die Meſſe nach orientaliſchem Ritus nur von Geſang begleitet.

Die Czaarin, welche ihr Antlitz in den Händen verborgen hatte, betete mit einer Inbrunſt, deren nur eine ſtarke leidenſchaftliche Seele fähig iſt, ſie dankte Gott für die Gnade, welche er ihr erwieſen, als er ſie auf den Thron geführt und eben jetzt wieder, als er ſie aus den Händen zum Aeußerſten entſchloſſener Verſchworener errettet; dann begann ſie ihn anzuflehen um Rettung, um Befreiung von all' den Creaturen, welche ſie zum Unglück ihres Volkes umgaben, um Erlöſung ihres eigenen Selbſt durch eine reine große, opferbereite Menſchenſeele. Und wie ſie betete und große Thränen ihre Augen füllten und ihre Wangen herabliefen, da begann auf dem Chore oben der Geſang, und mit einem Male war es ihr, als erhalte ſie Antwort von dort. Eine herrliche Stimme erklang, leiſe erſt und beſänftigend, dann immer voller und

hinreißender, sie schien ihr schimmernde Flügel der Cherubine zu leihen und sie über alles Irdische in höhere, kaum geahnte Regionen zu erheben; der Ton dieser Stimme weckte in der Brust der Despotin mit einem Male alles Gute, was in derselben schlummerte, den Glauben an die Menschheit, die Hoffnung und die Liebe. Sie betete mit gesteigerter Andacht, bald fand sie jedoch keine Worte mehr, um zu Gott zu sprechen, sie blieb in stummer Seligkeit auf den Knieen liegen, und lauschte der neuen wunderbaren Offenbarung. Endlich wendete sie, in einer Art Verzückung, halb unbewußt das Haupt und blickte zum Chor empor, dorthin, woher die heißersehnte erlösende Stimme ihr Antwort zu geben schien.

Sie konnte jedoch Niemand entdecken. Jetzt verstummte der Gesang.

Die Messe war zu Ende. Rasch erhob sich die Czaarin und näherte sich der Gräfin, mit fieberhafter Hast den Arm derselben fassend.

„Das war die Stimme eines Engels", sprach sie, „Gesang der Sphären, wer war der Sänger?"

„Mein Sklave, Majestät", erwiderte die Gräfin, „Alexis Rasumowski."

So tief ergriffen Elisabeth von seinem Gesange war, so war sie doch anderseits zu wenig Schwärmerin,

um nicht den Wunsch zu hegen, den Engel näher kennen zu lernen, den ihr, wie sie in diesem Augenblick fest überzeugt war, Gott selbst gesandt hatte.

„Ich will ihn sehen", sagte sie rasch.

Die Gräfin machte eine Bewegung gegen den Ausgang zu.

„Nein, Nein", rief die Kaiserin, „nicht so. Ich sehne mich ihn kennen zu lernen und doch fehlt mir der Muth dazu ihm unter die Augen zu treten. Eine Ahnung sagt mir, daß diese Stimme nicht vergebens in dieser großen heiligen Stunde, gleich einem Lichtstrahl des Himmels, in meine Seele gefallen ist, es faßt mich etwas wie Angst vor dem Menschen, dessen sich Gott bedient hat, um auf meine arme Frage, meine demüthige Bitte Antwort zu geben. Ich will ihn sehen, ohne daß er mich sieht, verstehst Du."

Die Kaiserin trat hinter das dichte Metallgitter, welche den Altar umgab, hier konnte sie Niemand erblicken, während sie selbst alles ungestört beobachten durfte.

Einige Augenblicke später stand Alexis Rasumowski vor der Gräfin.

„Du hast besonders schön gesungen heute", sagte sie lächelnd.

„Ich muß es glauben", erwiderte Rasumowski,

„als ich auf dem Chor ſtand unter den Sängern, da kam es mit einem Male über mich wie himmliſche Begeiſterung, als hätte ich eine große Aufgabe zu erfüllen und es war mir, als ſei der Himmel offen und als begleiteten die Heerſchaaren der Engel meinen Geſang.“

„Seltſamer Menſch“, murmelte die Gräfin, ihn mit tiefer Theilnahme betrachtend.

Raſumowski lächelte. „Nicht ich bin ſo ſeltſam“, ſagte er leiſe, „aber es kommen zu Zeiten Empfindungen über mich, die einem Wunder gleichen.“

„Du kannſt Recht haben“, erwiderte ſeine Gebieterin. Sie ſchien einen Augenblick nachzuſinnen, dann entließ ſie ihn mit einer huldvollen Handbewegung, um auf der Stelle zur Kaiſerin zu eilen.

„Ein Mann wie ich noch keinen geſehen habe“, ſagte Eliſabeth wie verloren.

„Schön alſo?“

„Das iſt das Geringſte.“

„Alſo habe ich doch Recht behalten.“

„Ich glaube, er iſt fähig, was wir alle nicht ſind, fähig zu lieben“, ſagte die Czaarin.

„Gewiß.“

„Und er liebt Dich?“

„Wer weiß das?“

„Ich könnte Dich beneiden um ihn“, murmelte die Czaarin nach einer Pauſe.

„Er gehört Ihnen, ſobald Sie es befehlen“, rief die Gräfin.

Die Kaiſerin ſah ihre Favorite ſprachlos an.

„Ich kann ihn verſchenken, er iſt ja mein Sklave —“

„Und Du wärſt im Stande —?“

„Warum nicht.“

Eliſabeth blickte einen Augenblick vor ſich hin, dann ſagte ſie: „Gehen wir. Ich muß an die Luft. Mir iſt es, als müßte ich hier erſticken.“

Eines Abends, als Raſumowski wie gewöhnlich in dem Boudoir ſeiner ſchönen Herrin erſchien, um mit ihr zu ſingen und ihr vorzuleſen, fand er einen jungen Mann von außerordentlicher Schönheit in vertraulichem tête-à-tête mit derſelben. Er wollte zurück, aber es war zu ſpät, die Gräfin hatte ihn geſehen und hieß ihn näher treten.

Der ſchöne Fremde heftete ein paar Augen auf ihn, welche Raſumowski bis in das Innerſte ſeiner Seele erbeben machten, alle Qualen der Eiferſucht kamen mit einem Male über ihn, aber zugleich mit denſelben ein Gefühl, das er ſich nicht erklären konnte, er empfand etwas wie Haß gegen ſeinen Nebenbuhler, denn

dafür hielt er den jungen Mann, welcher ſich mit vornehmer Nachläſſigkeit in die Polſter der Ottomane zurücklehnte; aber nicht Haß allein, er fühlte ſich zugleich gegen ſeinen Willen zu ſeinem Gegner hingezogen, ja von dem Blicke deſſelben entwaffnet, gebändigt und unterworfen. Er wäre am liebſten gleich vor ihm in die Kniee geſunken, hätte ihn gebeten: Du biſt ſo ſchön, ich habe deinesgleichen noch nie geſehen. Jedes Weib, das dein gebieteriſcher Blick trifft, gehört Dir, laß mir dieſes eine, dieſes Einzige, das mein iſt, mein Alles, meine Welt. Beraube mich nicht ſo grauſam, Du Reicher, mich, den Armen.

„Ich höre, Du ſingſt ſo ſchön, Alexis Raſumowski", begann der Fremde mit einer Stimme voll ſüßen Wohllauts, „wo haſt Du es gelernt?"

„Ich habe immer geſungen, ſo lange ich nur denke", ſagte Raſumowski.

„Du gefällſt mir", fuhr der ſchöne Jüngling fort und traf ihn von Neuem mit einem Blick, vor dem der Sklave der Gräfin Suwalow den ſeinen niederſchlagen mußte.

„Singe uns eines Deiner kleinruſſiſchen Lieder", befahl die Gräfin.

Raſumowski holte tief Athem, es lag wie ein Felſen auf ſeiner Bruſt und da ſollte er ſingen, aber

er war ja nur ein Sklave, er durfte nicht fühlen wie andere Menschen, er mußte gehorchen und er sang. Er schien all' seine Liebe und Schmerz in sein Lied zu gießen, so wehmüthig klang es, so herzzerreißend. Die Gräfin starrte ihn sprachlos an, sie hatte ihn noch nie so singen gehört, während der Fremde sich abwendete, um die Thränen zu verbergen, welche seine Augen füllten. Als Rasumowski mit einem hohen schluchzenden Tone, welcher dem letzten verzweifelten Aufschrei einer kranken todtgeweihten Seele glich, schloß, sprang der schöne Jüngling auf, umschlang die Gräfin, preßte einen heißen Kuß auf ihre Lippen und stürzte aus dem Zimmer.

„Wer ist dieser Mann?" fragte Rasumowski jetzt erregt.

„Graf Besborodko, ein Vetter von mir", entgegnete die Gräfin kalt.

„Dein Anbeter", stieß der Sklave mühsam hervor.

„Warum nicht", spottete die Gräfin, „ist es nicht ein schöner, selten schöner Mann?"

„Du liebst ihn!"

„Vielleicht."

„O! ich weiß es, Du liebst ihn", schrie Rasumowski auf.

„Was soll das", fiel die Gräfin streng ein,

„willſt Du mir gegenüber den Eiferſüchtigen ſpielen? Vergißt Du, wer Du biſt und wer ich bin — Sklave!“

„In der That — ich vergaß“, murmelte Raſumowski bitter, und wie zum Hohne ließ er ſich vor der Geliebten auf ein Knie nieder. Sie aber ſchien es ſo zu wünſchen, denn ſie nickte beifällig mit dem Kopfe und ſprach: „So gefällſt Du mir, Raſumowski, dies iſt der Platz, der Dir gebührt, jeden anderen dankſt Du nur meiner Gnade. Meine Laune hat Dich erhoben, ſie kann Dich aber jeden Augenblick in die Niedrigkeit zurückſtoßen, aus der ſie Dich an mein Herz gezogen hat. Sei auf Deiner Huth und erzürne mich nicht.“

Sechstes Kapitel.

Verſchenkt.

Der Winter hatte Moskau in ſeinen diamantenen Schneeſchleier gehüllt. In dem Kamin der Gräfin Suwalow brannte das erſte Feuer, das kleine trauliche Gemach mit behaglicher Wärme füllend. Auf ſammtenen Polſtern einer Ottomane lag die reizende Gebieterin dieſes vornehmen Raumes und zu ihren Füßen ihr ſchöner Sklave Raſumowski; ſein Auge hing mit Begeiſterung an dem ihren, denn ſie war heute gnädig gegen ihn geweſen wie ſchon lange nicht. Sie hatte alle die höchſten Wonnen der Liebe mit lächelnder Miene an ihn verſchwendet und unterhielt ſich jetzt damit, die Verzückung, welche ſeine Antlitz gleichſam von Innen zu erleuchten ſchien, zu beobachten.

„Biſt Du heute glücklich, Raſumowski?“ ſagte ſie endlich.

Er nickte.

„Vollkommen?“

„Vollkommen.“

„Was würdeſt Du dazu ſagen, wenn dieſes Glück, das in deinen Augen keiner Steigerung mehr fähig iſt, das letzte wäre, welches wir zuſammen genießen?“ fragte die Gräfin lauernd.

„Das letzte, wie ſoll ich das verſtehen?“ murmelte Raſumowski, den ein jäher Schreck erfaßt hatte. „Liebſt Du mich nicht mehr? O! ich ahne, Du gehörſt nicht mehr mir, Du gehörſt einem Anderen.“

„Nein, Alexis, ich war Dir treu bis heute,“ erwiderte die Gräfin mit dem einfachen Ton der Wahrheit.

„Aber Du willſt einen Anderen beglücken —“ rief der Sklave, deſſen Pulſe pochten.

„Wen etwa?“ fragte die Gräfin, welche die eigenthümliche Situation amuſirte.

„Jenen ſchönen jungen Mann, den Grafen, Deinen Vetter.“

„Ich denke nicht daran.“

„Du liebſt ihn nicht?“

„Nein.“

„Du haſt mich nicht an ihn verrathen?“ jubelte der ſchöne Sklave.

„Nein, Raſumowski,“ ſagte die Gräfin mit einem böſen Lächeln, „aber ich habe Dich an ihn verſchenkt.“

„Verſchenkt!“ ſchrie Raſumowski entſetzt auf. Verſchenkt!“ wiederholte er am ganzen Leibe bebend.

„Nun, was erſtaunſt Du,“ fuhr die Gräfin fort, „Du gefällſt ihm, er wünſcht Dich zu beſitzen, und Du biſt mein Eigenthum. Ich habe alſo das Recht, Dich ihm zu geben. Nicht?“

„Gewiß, ich bin Dein Sklave —“ murmelte Raſumowski vernichtet.

„Und jetzt wirſt Du der ſeine,“ ſagte die Gräfin, „deine Lage ändert ſich alſo in keiner Weiſe, nur daß Du Dich ein wenig zuſammen nehmen mußt, denn einen ſo guten Herrn wie ich es Dir war, wirſt Du an ihm nicht haben. Bis jetzt haſt Du Dich gleich einem freien Manne gefühlt, nun wirſt Du erſt wiſſen, was es heißt, einem andern Menſchen unterthan ſein, und noch dazu einem Manne, der Gehorſam und Unterwürfigkeit verlangen und nöthigenfalls erzwingen wird, verſtehſt Du?“

„O! ich verſtehe, daß Du mich nie geliebt haſt“, eufzte Raſumowski, „wenn Du im Stande biſt mich zu verſchenken gleich einem Thier.“

„Du irrſt Dich, ich habe Dich geliebt“, ſagte die Gräfin, ein leichtes Gähnen unterdrückend, „aber jetzt bin ich Deiner müde.“

„Und ſo verſchenkſt Du mich aus keinem anderen Antriebe, denn aus Grauſamkeit.“

„Nein Alexis, aus Langeweile.“

Der Unglückliche preßte die Hände vor das Geſicht und begann zu weinen. Leiſe theilte ſich zu gleicher Zeit der Vorhang und Schritte näherten ſich der Ottomane, auf der die Gräfin Suwalow mit einem muthwilligen Lächeln um die Lippen und vor ihr auf der Erde ihr Sklave in Schmerz aufgelöſt, lag. Eine kleine Hand berührte energiſch die Schulter des letzteren, er richtete ſich auf und ſah den ſchönen jungen Mann, deſſen Eigenthum er nun war, vor ſich ſtehen.

„Weißt Du, daß Deine Herrin Dich mir geſchenkt hat?“ begann dieſer mit hochmüthiger Herablaſſung, „daß Du nun mein Sklave biſt?“

Raſumowski fand keine Antwort, er ſtand auf und trat zwei Schritte zurück.

„Er hat geweint,“ ſagte ſein neuer Herr mit einem ſeltſamen Blick auf die Gräfin, „die Trennung von Dir wird ihm alſo ſchwer.“

„Es ſcheint“, erwiderte die Gräfin und begann zu lachen.

„Nun es wird meine Sorge sein, ihn von diesen Gefühlen, die für einen Leibeigenen durchaus nicht passen, zu kuriren", sprach der Jüngling mit einer Festigkeit, welche Rasumowski nichts Gutes verhieß.

„Er hält sich für etwas Besseres", bemerkte die Gräfin, „weil er lesen und schreiben und singen kann. Ich zweifle, daß er sich so leicht fügen wird, mein Lieber, Du wirst alle Mühe haben ihn in Dein Joch zu gewöhnen."

„Er muß sich unterwerfen; ob er es auch will, darnach frage ich keinen Augenblick", entgegnete der schöne junge Mann, seinen Sklaven mit einem verächtlichen Blick messend, „es giebt Mittel, Widerspenstige zahm zu machen."

„Hörst Du Rasumowski," wendete sich die Gräfin spöttisch zu ihrem verschenkten Geliebten.

„Wie willst Du den Willen eines Menschen beugen?" fragte dieser, rasch auf seinen neuen Herrn zutretend. „Gott hat uns Alle gleich und frei erschaffen. Wenn ich mich Dir nicht fügen will, werden sich alle Deine Mittel machtlos erweisen, und ich werde niemals wollen, sondern Deine Drohungen und Deine ohnmächtige Wuth verlachen."

„Wir wollen sehen, Du Held," schnitt ihm sein Herr mit einem kalten grausamen Lächeln das Wort

ab, „ob du auch über mich lachen wirſt, wenn ich zur Peitſche greife!“

Raſumowski begann vor Wuth und Schmerz am ganzen Leibe zu zittern und in Thränen ausbrechend, warf er ſich der Geliebten zu Füßen und flehte: „Tödte mich lieber gleich auf der Stelle aber gieb mich nicht dieſem Unmenſchen preis!“

Die Gräfin antwortete mit einem hellen Lachen. Der ſchöne Despot klatſchte zugleich in die Hände, vier Koſaken traten ein, ergriffen den widerſpenſtigen Sklaven, ehe er ſich deſſen verſah, und banden ihm die Hände auf den Rücken. Noch einen letzten Blick voll Schmerz und Vorwurf warf er auf die grauſame geliebte Frau, dann ſchleppten ſie ihn fort. — —

In ſchweigender Ergebung ließ Raſumowski nun alles mit ſich geſchehen. Nachdem ihm die Augen mit einem Tuch verbunden worden waren, fühlte er, daß er in einen Schlitten gehoben wurde, er hörte die Peitſche knallen, die Pferde ſchnauben, die Koſaken, welche ihn bewachten, während der Fahrt leiſe zuſammen ſprechen. Es währte nicht zu lange und der Schlitten hielt. Er war offenbar am Ziele, ganz in der Gewalt ſeines Peinigers, den er noch ſo unklug herausgefordert und beleidigt hatte. Man führte ihn eine Treppe empor, einen Corridor entlang, dann ging eine Thüre auf, eine warme

duftige Temperatur zeigte ihm an, daß er sich jetzt in einem Zimmer befand.

Die Fesseln, welche seine Hände zusammenschnürten, wurden gelöst, die Binde fiel, die Kosaken ließen ihn allein.

Rasumowski sah sich in einem mit verschwenderischer Pracht eingerichteten und von vielen Kerzen erhellten kleinen Saal, der Boden war mit persischen Teppichen belegt, im Marmorkamin loderte ein helles Feuer. An der Wand hing das lebensgroße Bildniß eines schönen Weibes, das die Züge seines neuen Herrn trug, offenbar war es seine Schwester. Rasumowski trat näher, um es zu betrachten. Dasselbe Antlitz, welches ihm bei dem jungen Manne Haß und Eifersucht erregt hatte, fesselte ihn bei der Frau mit sanfter unwiderstehlicher Gewalt, er mußte sich gestehen, daß er noch nie ein Weib von dieser herrlichen majestätischen Art gesehen hatte. Durfte er hoffen, sie kennen zu lernen? Warum nicht? Aber am Ende war es die Mutter des schönen unbarmherzigen Tyrannen, der im Begriffe war, ihn lächelnd unter seine Füße zu treten, vielleicht deckte sie längst die kalte Steinplatte einer Gruft, oder schimmerte auf ihrem reichen Haar der Schnee des Alters? Während er so dachte, war sein Gebieter eingetreten und stand unerwartet neben ihm.

„Gefällt Dir das Bild?“ fragte er mit einem sonderbaren Lächeln.

„Eine wunderbare Frau“, entgegnete Rasumowski bescheiden.

„Könntest Du sie lieben?“

„Gewiß, ebenso sehr als ich Dich hasse“, sagte der Sklave mit einer Würde, um die ihn jeder Fürst beneiden konnte.

Sein Herr begann zu lachen. „Es steht Dir frei“, sagte er dann, „aber gehorchen wirst Du mir, das versichere ich Dich, trotz Deinem Haß; ich bin der Mann, Dich todt peitschen zu lassen bei dem geringsten Zeichen von Widerstand oder Widerspruch. Du kennst mich jetzt; willst Du Dich unterwerfen?“

„Ich werde es versuchen —,“ entgegnete Rasumowski ruhig.

„Du bist also bereits auf dem richtigen Wege“, rief der schöne junge Mann, indem er sich in einen Fauteuil setzte, der am Kamin stand. „Um so besser, Du kannst sogleich beginnen mich, wie es Deine Pflicht ist, zu bedienen. Vor allem will ich es mir bequem machen. Zieh an der Glockenschnur.“

Rasumowski gehorchte.

Ein Lakai erschien. „Meinen Schlafpelz und meine Pantoffeln und dann den Thee,“ befahl der Gebieter.

In wenig Minuten kehrte der Lakai damit zurück und übergab es, auf einen Wink seines Herrn, Rasumowski.

Der schöne Despot erhob sich und warf den grünen Sammetrock, den er trug, ab, dann schlüpfte er mit einer Grazie, welche etwas sinnlich Bezauberndes an sich hatte, in den Schlafpelz, den sein neuer Sklave bereit hielt. Als Rasumowski seinen Peiniger in dem langen weiten, an den Kaftan der Osmanen erinnernden Gewande von rothem Sammet mit schwellendem Hermelin gefüttert und verschwenderisch ausgeschlagen, vor sich stehen sah, wurde ihm ganz seltsam zu Muthe; der schöne Jüngling bekam durch die hellen Farben des zarten duftigen Pelzwerkes etwas weibliches, wollüstig weiches, das ihn verwirrte und ihm das Herz höher schlagen machte. Sein Gebieter schien dies zu fühlen und die Wirkung, die er auf seinen Sklaven machte, zu errathen, denn er lächelte ihn gleich einem eitlen kokketten, an Huldigungen gewöhnten Weibe an, und betrachtete ihn noch eine Weile mit neugieriger Aufmerksamkeit, nachdem er sich wieder an dem Kamin niedergelassen hatte.

„Du findest mich schön", sagte er endlich.

Rasumowski blickte zu Boden und schwieg.

„Du bebst ja als wenn du vor einem schönen Weibe stündest", fuhr er lächelnd fort. „Es wird Dir

also leicht werden mir zu dienen.“ Mit übermüthiger Nachlässigkeit streckte er ihm hierauf den einen Fuß hin und Rasumowski von seinem Blick unterworfen, ließ sich auf ein Knie nieder, zog ihm die hohen Stiefeln aus und die rothsammtenen mit Hermelin verbrämten Pantoffeln an.

„So — ich bin mit Dir zufrieden“, sagte sein Gebieter dann, „jetzt reiche mir den Thee.“

Rasumowski wollte den Saal verlassen, aber schon trat der Lakai mit dem Theebrett herein, er eilte einen Tisch vor seinen Herrn zu stellen und bediente ihn dann mit dem Thee.

„Es war doch grausam von der Gräfin, Dich zu verschenken“, begann der schöne Despot, „ich verbiete Dir hiermit sie noch ferner zu lieben.“

„Das läßt sich nicht verbieten“, erwiderte der Sklave stolz.

„Wir wollen sehen“‘ rief sein Herr beinahe zornig, „Du gehörst jetzt mir, folglich auch Deine Gefühle und Deine Gedanken. Ich befehle Dir also an eine andere Frau zu denken, allenfalls an die dort an der Wand sie gefällt Dir doch.“

Rasumowski schwieg.

„Nun, ja oder nein?“

„Ja.“

„Du sollst sie heute noch kennen lernen.“

Rasumowski sah den Jüngling erstaunt an.

„Ja, ja, heute noch“, fuhr dieser fort, „und darfst sie sogar lieben.“

„Mein Gott“, murmelte Rasumowski halb erschr

„Wird Dir das vielleicht schwer werden?“

„Doch.“

„Ist dieses Weib nicht schön, nicht begehrenswert

„O! gewiß und ich könnte es bis zum Wahn lieben!“

„Also.“

„Aber kann man Gefühle so schnell aus sein Herzen reißen und andere an die Stelle setzen?“

„Du mußt es können, sobald ich es will.“

„Das kann ich nicht.“

„Du liebst also die Gräfin?“

„Ja, ich liebe sie.“

„Und Du wirst sie immer lieben?“

„Ich fürchte.“

Der schöne Despot sprang auf, er war mit ein Male ganz verändert, sein Athem flog und seine Aug funkelten zornig. „Dann werde ich Dir diese Li herauspeitschen“, rief er, „hörst Du, Sklave?“

„Verlange nicht das Unmögliche“, bat Rasumows

Sein Peiniger schlug ein lautes höhnisches Lach

an und ergriff eine große Peitſche, welche offenbar für ſeinen neuen widerſpenſtigen Sklaven auf dem Rande des Kamins, unter dicken Porzellan-Chineſen und franzöſiſchen Schäfern aus der Fabrik von Sevres, bereit lag.

„Schwöre mir, die Gräfin nicht mehr zu lieben.“

„Wie ſoll ich das.“

Der ſchöne Despot ging raſch auf ihn zu und ſchwang die Peitſche.

„Berühre mich nicht“, ſchrie Raſumowski auf, „ich dulde es nicht, mich hat noch Niemand geſchlagen!“

„Um ſo beſſer“, rief ſein Herr.

„Tödte mich lieber“, bat Raſumowski.

Jene aber hob mit einem grauſamen Lachen die Peitſche, Raſumowski ſprang auf ihn los, um ſie ihm zu entreißen, da geſchah das Unglaubliche: ein Blick traf ihn aus den Augen des ſchönen Despoten und dieſer Blick ſchmetterte ihn nieder; im nächſten Augenblicke lag er wie der Löwe, den das Auge des Thierbändigers gezähmt hat, zu ſeinen Füßen, und ſein Gebieter begann ihn zu peitſchen.

Im Gefühle unerhörter Schmach, die er, ohne nur den geringſten Widerſtand zu leiſten, erduldete, brach Raſumowski in lautes Schluchzen aus und blieb, als ſein Beſieger die Peitſche wegwarf, das Antlitz zur

Erde geneigt, weinend liegen, bis ihn das laute glückverheißende Rauſchen eines Frauengewandes zu ſich brachte.

Er richtete ſich auf und ſah, noch immer auf den Knieen liegend, ein Weib von berückender Schönheit, das bezaubernde Weib aus dem Bilde, vor ſich ſtehen und ihm zulächeln.

„Erkennſt Du mich?“ ſagte eine wohlbekannte Stimme.

„Wer biſt Du?“ fragte Raſumowski in ihren Anblick verloren, „dieſe Züge, dieſe Stimme, bin ich wahnſinnig?“

„Nein, mein Freund, Du biſt vorläufig noch ganz bei Sinnen“, ſprach die ſchöne Frau, welche über einer weißen Atlasſchleppe denſelben rothen Hermelinpelz trug, den vor kurzem noch ſein Peiniger gehabt hatte.

„Mein Herr“, ſtammelte Raſumowski.

„Ja, Dein Herr und Du biſt mein Sklave“, ſagte die ſchöne Frau, „der Sklave eines Weibes, biſt Du mit dem Tauſch zufrieden?“

„Und Du haſt mich gepeitſcht?“

„Ja ich“, ſagte die Grauſame lächelnd, „ich wollte Dich auf die Probe ſtellen, und ſo groß und unbarmherzig ſie auch war, Du haſt ſie doch beſtanden, Du haſt mich geliebt in dem Augenblicke, wo ich Dich mißhandelte, jetzt aber ſoll Dich das Weib aus dem Bilde

dort für die Qualen entſchädigen, die Dich Dein grauſamer Gebieter erleiden ließ. Steh auf.“

Die ſchöne Frau ging zu dem Kamin und ſetzte ſich jetzt auf denſelben Fauteuil, auf dem vor wenig Minuten noch ſein ſchöner Peiniger geſeſſen hatte.

„Du wirſt mich aber nicht lieben können“, ſagte ſie ſchalkhaft.

„Wäre es möglich Dich nicht zu lieben?“ entgegnete Raſumowski mit aufrichtiger Begeiſterung. „Wäre ich nicht ſchon Dein Sklave, ich möchte es freiwillig werden!“

„Wirklich?“ ſprach die ſchöne Frau, ihn mit offenbarem Vergnügen betrachtend, „wenn ich Dir aber die Freiheit ſchenke?“ Sie übergab Raſumowski ein Document. Er entfaltete es, es war ſein Freibrief.

„Nun, biſt Du jetzt mit mir zufrieden?“ fragte ſie.

„Nein, jetzt am wenigſten“, rief Raſumowski.

„Wie?“

„Ich will Dein Sklave bleiben.“ Er zerriß ſeinen Freibrief und warf ihn in die Flammen des Kamins. „Und ſo bin ich es wieder!

„Raſumowski!“

„Nenne mich Deinen Sklaven!“ Er warf ſich vor ihr nieder und ſein Auge hing voll Entzücken an dem ihren.

„Ja denn, mein Sklave", sagte sie von einem se-
ligen Lächeln noch um Vieles verschönert, und streckte
ihre herrlichen Arme aus dem weichen schimmernden
Pelze aus, um sie um seinen Nacken zu schlingen und
ihn an ihre wogende Brust zu ziehen. Es war ein
Augenblick, wie sie ihn Beide noch nicht genossen, ihre
Herzen flammten in süßer Leidenschaft auf, die Sinne
drohten ihnen zu schwinden, so groß war die Seligkeit,
die sie gaben, die sie empfingen.

Keines fand ein Wort, die heilige Stille des Glückes
herrschte zum ersten Male in dem prunkschimmernden
Gemach, nur das Feuer sang eintönig fort im Kamine
und der Schnee pochte von Zeit zu Zeit neckend an
die Fenster.

Siebentes Kapitel.

Duett.

Tag auf Tag verrann den Glücklichen gleich we=nigen seligen Stunden in süßem Geplauder und der unsterblichen Wonne einer Liebe, die ohne Grenzen ist, weil sie sich schrankenlos hingiebt und ungemessen em=pfängt. Die Liebenden blieben bei einander vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen. Sie schienen unersättlich gegenseitig ihre Schönheit zu schauen, die Melodie ihrer Stimmen zu hören, zu küssen und eines an der Brust des Anderen zu ruhen.

„Jetzt weiß ich erst, was Liebe, was Glück ist," sagte das stolze schöne Weib zu dem theuren Manne, der sein Haupt in ihren Schooß gebettet hatte und sie mit seinen Blicken anlachte in trunkener Entzückung, „Du hast es mich gelehrt, indem Du mich liebst, mir

Dein ganzes Herz ſchenkſt, ohne zu fragen, was ich damit anfange! Du wärſt noch beglückt, ſo glaube ich, wenn ich es zu meinem Spielzeug machen, ja wenn ich darauf treten würde, und daß ich dies glauben darf, macht es mir unmöglich Dir noch etwas vorzuenthalten, was mein iſt. Mein ganzes Selbſt iſt Dein, ganz Dein und für immer!“

Und Raſumowski küßte dankbar ihre ſchönen Hände und kniete dann vor ihr nieder, um mit gleicher Zärtlichkeit ihre Füße zu küſſen. Er fragte nicht, wer ſie ſei, ja er kannte nicht einmal ihren Namen, er benahm ſich wie einer jener griechiſchen Helden oder Schäfer, zu denen Göttinnen herabgeſtiegen waren, er fühlte ſich in ihren Armen zu dem Himmel erhoben, dem ſie zu entſtammen ſchien, was bedurfte er noch?

„Willſt Du nicht einmal mit mir zuſammen ſingen?“ begann die ſchöne Frau.

„Sobald Du es befiehlſt“, ſagte er.

„Alſo jetzt gleich —“

„Ja.“

Sie erhoben ſich und nachdem die reizende Göttin ſich an dem Clavier niedergelaſſen, ſangen ſie zuſammen ein italieniſches Duett; es war nun wunderbar zu hören, wie ihre herrlichen Stimmen ebenſo harmoniſch und innig zuſammenklangen wie ihre Seelen. Sie

wiegten ſich gleich einem Paar farbenſchimmernder muthwilliger Falter, das ſich von der lauen Luft ſchaukeln läßt, auf den ſanften Wellen der zauberiſchen Melodie, bis eine gellende freche Menſchenſtimme ſie aus ihrem holden Traume riß.

„Schöne Geſchichten, Madame“, ſchrie der kleine mit überladener Pracht gekleidete Mann, der plötzlich vor ihnen ſtand und heftig geſtikulirte, „ein vollkommenes Schäferſpiel, wie ich ſehe, uns und die Geſchäfte vergißt man dabei ſo ganz, als wenn die Sonne von neuem ſtille ſtände, wie an dem Schlachttag Joſua's. Zum Glück habe ich Ihren Schlupfwinkel entdeckt, Venus Anadiomene, und ſo wurde es mir möglich, gleich einem Raubthiere in ihre Solitude einzubrechen und ihren ſchönen Adonis von ihrer Seite zu nehmen.“

„Wie können Sie es wagen, gegen meinen Willen“, ſagte die Dame, die kühn geſchwungenen Brauen finſter zuſammenziehend.

„Was ich wage, wage ich ſtets für Sie“, unterbrach ſie die ſchmetternde Stimme des unerſchrockenen Störefriedes, „es iſt Gefahr im Verzug; ſeit der letzten Verſchwörung greift die Gährung in dieſem vermaledeiten Moskau bedenklich um ſich, es iſt Zeit nach Petersburg zurückzukehren und vor Allem ein Exempel

zu ſtatuiren. Sie müſſen die Verſchworenen hinrichten laſſen —"

„Ich habe geſchworen, kein Todesurtheil zu unterzeichnen", rief die ſchöne Frau.

„Auch nicht wenn es Ihre Sicherheit unbedingt verlangt?" entgegnete der kleine Mann. „Sie haben es den Unzufriedenen viel zu leicht gemacht mit Ihren humanen Ordonnanzen, dieſes Volk muß wieder einmal Ernſt, muß wieder einmal Blut fließen ſehen."

„Sie glauben alſo in der That, daß ich die Verſchworenen nicht ſchonen darf?"

„Alle Welt iſt dagegen."

„Gut", ſagte die ſchöne Frau, in deren Auge es mit einem Male unheimlich aufblitzte, „man ſoll ſie alſo knuten und ihnen dann die Zungen ausreißen."

„Das iſt nicht genug, ſie müſſen ſterben."

Die Göttin ſtieß ein kurzes helles Lachen aus, bei dem Raſumowski von einem tiefen Schauer erfaßt wurde. „Ach! wie Ihr Männer ſchwerfällig ſeid. Wie viel Knutenhiebe kann ein Menſch aushalten?"

„Wenn er ſehr kräftig iſt, zweihundert", ſagte der Mann mit der gellenden Stimme.

„Man gebe ihnen alſo dreihundert", entſchied die Göttin.

„Ich verſtehe", murmelte er.

„Sie kennen jetzt meinen Willen, gehen Sie“, schloß die Dame.

Der kleine Mann neigte sich stumm vor ihr und ging.

„Wer bist Du?“ fragte Rasumowski, als er wieder mit der Geliebten allein war, „daß Du über Tod und Leben zu entscheiden hast; mir graut vor Dir, wie vor einem entsetzlichen Geheimniß.“

Die Göttin zog lächelnd einen Silberrubel hervor und reichte ihm denselben.

„Kennst Du dies Bild?“

„Es ist die Czaarin.“

„Nun, entdeckst Du keine Aehnlichkeit?

„Mein Gott!“ schrie der schöne Sklave beinahe erschreckt auf, „Du bist doch nicht —“

„Ich bin die Kaiserin Elisabeth.“

In demselben Augenblicke stürzte Rasumowski vor ihr auf die Kniee.

„Nun? Liebst du mich jetzt nicht mehr?“ fragte die Czaarin mit einem Lächeln, das ihm seinen Muth zurückgab. „Du bist jetzt dreifach verpflichtet mich zu lieben, als Anbeter die Geliebte, als Sklave die Gebieterin und als Unterthan Deine Kaiserin.“

„Mein Gott, ist denn dies Alles wahr? Kann dies auch wahr sein? Du, meine Herrin, meine Kaiserin, die an Gottes Statt auf Erden ist und entscheidet über Tod

und Leben, Du läßt Dich herab, mich den letzten Deiner Knechte“ — die Stimme ſtockte dem Armen.

„Dich zu lieben, ja Raſumowski“, fiel Eliſabeth ein, „und ſo befehle ich Dir, mich Deine Czaarin zu lieben, wie Du vorher, ehe Du meinen Namen, meine hohe Würde kannteſt, das Weib in mir geliebt haſt, denn ich kann Dich und Deine Treue, Deine Liebe ebenſo wenig mehr entbehren wie die Luft, wie das Sonnenlicht. Wirſt Du mich alſo lieben?“

„Ja, meine Kaiſerin“, ſchwor Raſumowski mit bebender Stimme.

„Treu?“

„Treu.“

„Bis in den Tod?“

„Bis in den Tod.“

Die Kaiſerin ſah mild zu ihm herab, ihre vor Kurzem noch ſo ſtrengen Züge verklärte ein heiteres Lächeln und ſich langſam zu ihm niederneigend, küßte ſie ihren Sklaven, den letzten ihrer Unterthanen, mit ſanfter Zärtlichkeit auf die Stirne. Er aber umfaßte ihre Kniee und ſenkte ſein Antlitz thränenden Auges auf ihre Füße nieder, in ſtummer Ergebenheit wie vor ſeinem Herrn, ſeinem Gott.

Noch an demſelben Tage erklärte die Monarchin Alexis Raſumowski, ihren Leibeigenen, den kleinruſ-

ſiſchen Bauernſohn, offen für ihren Günſtling. Die unerwartete Wendung traf den Hof, die Miniſter, die Parteien wie ein Blitzſtrahl. Vor Allen zitterte Leſtocq für ſein Anſehen und ließ daher vom erſten Augenblicke an Raſumowski ſeinen Haß fühlen, indem er ihn mit beiſpielloſer Geringſchätzung behandelte.

Als Leſtocq in den nächſten Tagen bei der Kaiſerin erſchien, um die Ernennung des Prinzen von Holſtein zu ihrem Erben, welche im Intereſſe der preußiſch-franzöſiſchen Partei lag, zu betreiben, warf er ſeinen koſtbaren Pelz auf einen Stuhl, um bequemer mit der Monarchin plaudern zu können. Nachdem er die noch immer unter ſeinem Einfluſſe ſtehende ſchwache Frau dahin gebracht hatte, den Tag der feierlichen Proclamirung des Großfürſten feſtzuſetzen und im Begriffe ſtand ſie zu verlaſſen, erſchien Raſumowski und blieb mit jener Anſpruchsloſigkeit, welche ihm ſo gut ließ, an der Thüre ſtehen.

„Komm her!“ rief Leſtocq, „hilf mir in meinen Pelz, Burſche.“

Raſumowski blickte auf die Czaarin, er war bis in die Lippen bleich geworden über die Anmaßung des Leibarztes, aber wenn ſie, die er anbetete wie eine Gottheit, es ihm befohlen hätte, würde er auch dem Verhaßteſten Sklavendienſte geleiſtet haben.

„Du haſt Niemand zu gehorchen als mir", ſagte Eliſabeth und ſo mußte Leſtocq beſchämt davon gehen.

Der Krieg zwiſchen ihm und dem neuen Günſtling war fortan erklärt. Da der Nachfolger des Marquis de la Chetardie, der neue franzöſiſche Botſchafter d'Aillon, nicht den geringſten Einfluß auf die Kaiſerin zu erlangen im Stande war, neigte ſich durch die Parteinahme Raſumowski's gegen Leſtocq die Schale des Erfolges immer mehr der öſterreichiſchen Partei zu, umſomehr, als nach dem, am 15. November 1742 erfolgten Tode des Großkanzlers Cerkaski, Beſtuseff in deſſen Amt trat. Dieſer, welcher viele Jahre im Auslande zugebracht und ſich dort eine nicht geringe ſtaatsmänniſche Bildung angeeignet hatte, war jetzt der eigentliche Führer der altruſſiſchen Partei und ſtellte den beſchränkten und unfähigen Generalprocurator Trubetzkoi immer tiefer in Schatten. Nur in Bezug auf die Thronfolge ſcheiterten alle Gegenbemühungen dieſer Partei an dem Eigenſinn Eliſabeths.

Der Herzog Peter von Holſtein hatte gleich bei ſeinem erſten Auftreten in Petersburg die Sympathieen der Nation verwirkt. Er war nicht ohne Anlagen, aber roh und unwiſſend, gleich den meiſten deutſchen Prinzen jener Zeit. Vergebens gab man ihm in dem Profeſſor Stählin einen trefflichen Lehrer, er hatte nur

den Sinn für Soldatenspielerei, den er von seinem Vater geerbt. Sein Umgang bestand in holsteinischen Officieren, welche, da sie meist Junker in preußischen Diensten gewesen waren, ihm jene krankhafte Vorliebe für Alles, was preußisch war, einflößten, die ihm später so verderblich werden, ihn um Thron und Leben bringen sollte. Alles Russische widerte ihn an und er zeigte eine ebenso unkluge, als unbegründete Geringschätzung gegen die Sitten und die Kirche seines neuen Vaterlandes. Nicht einmal die Sprache desselben suchte er zu erlernen. Zu seinem Religionslehrer hatte man den späteren Erzbischof von Plaskow, den Mönch Theodorski gewählt, welcher vier Jahre in Halle studirt hatte und zu den geistvollsten Theologen seiner Zeit gehörte. Als dieser ihn soweit mit den Satzungen der griechischen Kirche vertraut gemacht hatte, erfolgte in der Schloßkapelle des Kreml sein feierlicher Uebertritt und an demselben Tage noch verkündete die Kaiserin Elisabeth die Ernennung ihres Neffen Peter Feodorowitsch zum Großfürsten und Thronfolger des russischen Reiches.

Am Jahrestage ihrer Thronbesteigung, den 6. December 1742, verlieh die Czaarin den Soldaten der Leibcompagnie die ihnen versprochenen Häuser und Bauern und speiste dann inmitten derselben in dem großen Saale des Kreml. An zwei langen, an

der Seite stehenden Tafeln saßen die Preobrasenskischen Garden, dreihundertundsechzig Mann stark, an einem Tische, in der Mitte die Kaiserin mit den Officieren und Unterofficieren.

Am 13. December wurde den Verschworenen, welche Elisabeth selbst so kühn gefangen genommen hatte, das Urtheil verlesen und sofort vollstreckt. Der entlassene Lieutenant, das Haupt der Conspiration und der bankerotte junge Kaufmann, so wie zwei andere starben unter der Knute. Der Kammerlakai und die beiden Gardeofficiere wurden auf dem Platze hinter dem Kreml gepeitscht, und dann dem ersteren die Zunge abgeschnitten, der letzteren die Nase aufgerissen. Nach überstandener Strafe wurden sie nach Sibirien abgeführt.

Elisabeth sah aus einem Fenster des Kreml der Execution zu. In dem Augenblicke, wo das jammervolle Geschrei der Gepeinigten verstummt war, sah sie plötzlich Rasumowski an ihrer Seite. Er war bis in die Lippen bleich geworden und sein Auge ruhte mit einem seltsam fieberhaften Ausdruck auf der geliebten Monarchin.

„Was ist Dir?“ fragte diese rasch, „Du bist ja ganz entstellt.“

„Es war zu entsetzlich, was ich eben gesehen und gehört habe“, sprach der Günstling. „Mir graut bei

dem Gedanken, daß Du es warst, die diese Menschen so grausam quälen und tödten ließ und daß Du Dich noch an ihrer Pein belustigt hast."

„Warum nicht", erwiderte die Czaarin, „Verräther verdienen kein Mitleid. Und es ist die höchste Gunst des Himmels, die uns Monarchen das Recht und die Gewalt giebt, zu belohnen und zu strafen. Vergiß das niemals mein Geliebter! Wehe Dir, wenn Du mir die Treue brichst, ich würde Dir bei kaltem Blute die Zunge ausreißen lassen, welche einem anderen Weibe von Liebe gesprochen. Du kennst mich noch nicht. Ich will Alleinherrscherin sein in Allem, und so bleibt mir nur übrig, ebenso in der Liebe Despotin zu sein, wie auf dem Throne. Aber laß Dich von dem, was Du gesehen, nicht so niederdrücken, Rasumowski. Ein Mann, von dessen Treue ich so überzeugt bin, wie von der Deinen hat bei mir nichts zu fürchten. Als ich diese Verschwörung entdeckt hatte, da sah ich erst, wie unverläßlich und verrätherisch alle meine Diener, meine Freunde sind, da betete ich in demüthiger Inbrunst zu meinem Schöpfer und schrie in tiefer Seelenangst zu ihm um eine Menschenseele, die mich liebt, der ich vertrauen, der ich glauben darf, ich habe sie gefunden, in Dir mein Freund, und deshalb mußt Du mir furchtlos gegenüber treten, denn ich verlange nicht allein Liebe und Treue von

Dir, ſondern auch Wahrheit, volle ungeſchminkte Wahrheit in Allem, hörſt Du, Wahrheit!“

„Du ſollſt ſie jederzeit bei mir finden“, entgegnete Raſumowski mit edler Würde, „denn ich kann nicht lügen.“

Achtes Kapitel.

Pultawa.

Ein Theil der unheilvollen Erbschaft, welche Elisabeth von ihren Vorgängern in der Regierung übernommen hatte, war der Krieg mit Schweden, welcher unter der Regentschaft der Herzogin von Braunschweig entbrannt war. Seit dem Frieden von Nystädt schien kein Zeitpunkt so günstig für den nordischen Rivalen Rußlands, das an Peter den Großen Verlorene zurück zu erobern, als jener, wo Friedrich II. in Schlesien eingefallen war und es in seinem wie in dem Interesse Frankreichs lag, Rußland durch einen Kampf mit Schweden an der Parteinahme für Maria Theresia abzuhalten. Der Krieg begann unter der Losung: Frankreichs Freundschaft, Polens Heil, Rußlands Erniedrigung. So sicher war man in Stockholm des

Erfolges, daß man ſich nur im ſchlimmſten Falle mit Petersburg, Kronſtadt, Schlüſſelburg und dem Verbote für Rußland, in der Zukunft eine Flotte zu halten, begnügen wollte, und wie ganz anders endete dieſes Ringen der beiden Mächte. Die Ruſſen erfochten bei Willmanſtrand einen glänzenden Sieg und ſchloſſen dann die ſchwediſche Armee bei Helſingfors ein, wo dieſelbe zuletzt die Waffen ſtrecken mußte. Eliſabeth dictirte die Bedingungen des Friedens von Abo, nach welchem Rußland eine Reihe von Feſtungen und im Ganzen einhundertundneun Quadratmeilen Land erhielt. Zum zweiten Male lag der einſt ſo gefährliche Gegner vollſtändig niedergeworfen zu den Füßen Rußlands. Die Freude über den Sieg war eine allgemeine und nachhaltige, ſie weckte die großen Erinnerungen an Czaar Peter, den Bezwinger Karl XII., an Pultawa.

Um jene Zeit kehrte ein Mann nach Rußland zurück, welchen die Neuzeit mit vollem Recht den „ruſſiſchen Leſſing“ getauft hat, der Schöpfer der neueren ruſſiſchen Schriftſprache, der Vater der modernen ruſſiſchen Literatur, Michael Waſiljewitſch Lomonoſſoff.

Im Jahre 1711 in dem Dorfe Denniſowskaja im Gouvernement Archangel geboren, der Sohn eines Kronbauern, half er im Sommer ſeinem Vater beim Fiſchfang, während er in den langen Win-

tertagen von einem alten Diak (Kirchensänger) lesen lernte.

Das Lesen der Bibel und der Gesang der Psalmen in der Kirche weckten in ihm den dichterischen Geist. Er hörte einmal daß in Moskau eine Unterrichtsanstalt sei, in welcher man griechisch und lateinisch, deutsch und französisch lehre. Dies fiel wie ein zündender Funke in seine nach Erkenntniß und Wissenschaft dürstende Seele. Er verließ heimlich sein Vaterhaus ging nach Moskau und forderte dort in seiner naiven aber genialen Weise Unterricht. Man schickte ihn nach Kiew, und nachdem er dort die nöthige Vorbildung gewonnen, nach Petersburg in die Akademie der schönen Wissenschaften. Im Jahre 1736 ging er nach Deutschland, studirte in Marburg Mathematik, in Freiberg den Bergbau und die deutschen Dichter. Auf der Reise durch Braunschweig fiel er in die Hände preußischer Werber und wurde gleich so vielen Anderen gezwungen, den preußischen Grenadierrock und die Muskete zu tragen, aber es gelang ihm bald zu desertiren und im Jahre 1741 kehrte er über Holland zu Schiffe in seine Heimat zurück, wo er zuerst in Petersburg vollkommen unbeachtet blieb.

Jetzt ergriff auch ihn die Begeisterung und er dichtete seine berühmte Ode auf den Sieg von Pultawa.

Alexis Rasumowski war indeß zum Oberjägermeister ernannt und auch sein Bruder Kiryll an den Hof gezogen worden. An diesen Mächtigen, der gleich ihm ein Bauernsohn war, und für einen ebenso treuen Sohn seines Volkes wie bevorzugten Liebling der Czaarin galt, wendete sich jetzt Lomonossoff und fand bei dem ehemaligen Leibeigenen, was er vielleicht bei keinem Manne der damaligen feinen und gebildeten Gesellschaft Rußlands gefunden hätte: ein Herz, das warm und edel fühlte und den lebhaftesten Sinn für Poesie.

Rasumowski schloß den Dichter, nachdem dieser ihm sein Poem vorgelesen hatte, begeistert in seine Arme und führte ihn auf der Stelle zur Kaiserin.

Elisabeth war eben mit der Anordnung einer neuen Balltoilette beschäftigt und schien über die Zumuthung Rasumowski's, sich in diesem wichtigsten aller Geschäfte durch eine Ode stören zu lassen, zuerst nicht sonderlich erbaut, aber schon war der Einfluß des treuen redlichen Mannes auf die sinnliche launenhafte Frau so groß, daß sie sich endlich bereit erklärte Lomonossoff anzuhören und nicht ohne Spannung in einem Fauteuil Platz nahm, während der Dichter bescheiden vor ihr stand.

Auf einen freundlichen Wink Rasumowski's begann

er die Ode Pultawa mit markiger Stimme und edler patriotiſcher Begeiſterung vorzutragen.

Die herrlichen Verſe floſſen wie Muſik von ſeinen Lippen, und wie Muſik klang zugleich zum erſten Male die ruſſiſche Sprache, die verachtete Redeweiſe der Bauern und des Pöbels in das Ohr der Monarchin. Eliſabeth hing mit ſteigender Theilnahme an dem Geſichte des begabten Mannes, während ihr Günſtling mit edlem Frohlocken die tiefe Wirkung beobachtete, welche die ruſſiſche Dichtung auf ſie übte.

Als Lomonoſſoff zu Ende war, entſtand eine kleine Pauſe; alle Anweſenden waren viel zu tief bewegt, als daß ſie gleich Worte gefunden hätten. Raſumowski gewann zuerſt ſeine Ruhe wieder. „Nun Majeſtät, was ſagen Sie zu dieſem Poem, iſt es nicht herrlich, nicht eines Lorbeers werth?“

„Gewiß, ſo weit ich urtheilen kann“, erwiderte die Czaarin, und ich geſtehe, daß es mir viel beſſer gefällt, als die geſpreizten franzöſiſchen Gedichte. Ich glaube, wir ſtehen an dem Anfange einer ruſſiſchen Dichtung, einer heimatlichen Literatur; Gott gebe, daß wir uns nicht täuſchen. Du haſt mir einen großen, einen heiligen Augenblick bereitet, Lomonoſſoff. Ich kann Dir dies nicht lohnen, Gott allein; aber was in meiner Macht ſteht, werde ich thun, um Dir und den Muſen

ein ſicheres und freundliches Aſyl in Petersburg zu ſchaffen.“

Zugleich ſtreckte ſie dem Dichter ihre Hand hin, welche dieſer, auf ein Knie niedergeſunken, ehrerbietig und dankbar küßte.

Als Lomonoſſoff gegangen war, wendete ſich Eliſabeth zu Raſumowski und ſagte lächelnd: „Dein Schützling hat Dir Ehre gemacht, mein Freund.“

„Nicht mir allein, er wird bald Dir und ſeinem Vaterlande Ehre machen, ſo Gott will, und keine geringe“, ſagte der Günſtling.

„Ich würde gern mehr für die Künſte, für die Wiſſenſchaften thun“, ſprach die Czaarin, „wenn es nur nicht ſo ſehr an dem nöthigen Gelde fehlte.“

„Zu einem ſo heiligen Zwecke darf es nie an Geld fehlen“, entgegnete Raſumowski lebhaft, „nicht Bellona und Mars, ſondern Apollo und die Muſen machen ein Volk groß, und nur jener Herrſcher wird ſich ein unſterbliches Angedenken ſichern, welcher ſeinem Reiche nützliche Kenntniſſe und Werke der Kunſt giebt, an denen ſich Gegenwart und Nachwelt erbauen können. Du biſt vom Schickſal begünſtigt wie kaum je ein Regent war. Noch liegt alles geiſtige Leben bei uns brach, gieb uns nach glänzenden Siegen und Eroberungen Wiſſenſchaften und Künſte, gieb uns eine ruſſiſche Li-

teratur, und die ſpäteſten Geſchlechter werden Dich noch ſegnen. Große Geiſter ſind in Deutſchland aufgeſtanden. Wer beſchützt ſie? Der größte unter den deutſchen Fürſten huldigt dem Geiſte und den Werken der Franzoſen. Beweiſe, daß Du Deine Zeit beſſer begreifſt als ein Friedrich, beweiſe, daß Du Dein Volk und ſeine reiche herrliche Sprache liebſt, und die Poeſie wird an Deinem Thron ſtehen neben der Gerechtigkeit und das Schwert derſelben mit Lorbeer umſchlingen und mit Palmenzweigen."

Eliſabeth erhob ſich, ohne Raſumowski zu antworten, und ſchrieb ein Decret, durch das ſie Lomonoſſoff zum Director des mineralogiſchen Cabinets in Petersburg und zum Mitglied der Akademie ernannte; zugleich befahl ſie, ſeine Ode Pultawa auf ihre Koſten drucken zu laſſen und im ganzen ruſſiſchen Reiche zu verbreiten.

„Biſt Du nun mit mir zufrieden?" fragte ſie ihren Günſtling, als ſie ihm das Document übergab.

„Noch lange nicht", erwiderte dieſer lächelnd.

„Nun, laß mich hören, was Du wieder an mir zu tadeln haſt, Du ehrliches Sprachrohr des Volkes."

„Du beklagſt Dich darüber, daß es Dir an Geld fehlt, um die Künſte und Wiſſenſchaften, die feſteſten Stützen eines Reiches, zu beſchützen", ſprach Raſu-

mowski, „aber an den nöthigen Summen für Deine Toilette und den übertriebenen Aufwand am Hofe hat es Dir noch nie gefehlt.“

„Darin haſt Du Recht,“ fiel Eliſabeth lächelnd ein, „aber dies läßt ſich eben nicht ändern.“

„Bei etwas gutem Willen allerdings,“ fuhr Raſumowski fort. „Um nur eins zu erwähnen, wozu jedes Jahr dieſen koſtſpieligen Umzug des ganzen Hofes von Petersburg nach Moskau und wieder zurück, zu dem man allein neunzehntauſend Pferde benöthigt, welche von allen Orten, ja von Kaſan her zuſammengetrieben werden müſſen. Die Koſten dieſes Umzugs ſind mit ſiebenhundertundfünfzigtauſend Rubel berechnet und dazu kommen noch zweihunderttauſend Rubel Progom (Fuhrlohn) aus Deiner Privatcaſſe. Im Ganzen ſind es mit den ſämmtlichen Regierungscollegien achtzigtauſend Perſonen, welche jedes Jahr ganz überflüſſiger Weiſe zwiſchen den beiden Reſidenzen hin und herziehen.“

„Dieſe Mißbräuche ſollen abgeſtellt werden“, ſagte Eliſabeth, von der Wucht der Zahlen erdrückt, „ich überlaſſe es Dir, mir in dieſer Richtung einen Entwurf zu unterbreiten. Was haſt Du noch auf dem Herzen?“

„Deine Räthe haben Dich beſtimmt einen Ukas zu unterzeichnen, welcher den Juden befiehlt bei

Todesstrafe das Land zu räumen", fuhr Rasumowski fort, „und mehr als dreißigtausend Deiner intelligentesten, betriebsamsten und reichsten Unterthanen haben in Folge dieses unmenschlichen Befehls Rußland verlassen; ihre Verwünschungen werden Dich und Dein Reich in den Augen von ganz Europa brandmarken."

„Du wählst starke Ausdrücke, Rasumowski!"

„Ich kann nicht anders."

„Dies ist geschehen und läßt sich nicht rückgängig machen, ohne die Würde des Staates preiszugeben", sagte die Czaarin, „aber ich verspreche Dir, in Zukunft stets Dich erst anzuhören, ehe ich Beschlüsse von Wichtigkeit fasse."

„Und nun das Wichtigste, denn es betrifft das Heil und den Ruhm Rußlands", fuhr Rasumowski fort. „Laß Dich nicht durch das Vergnügen abhalten, Dich um den Staat zu kümmern, Du giebst mit den Regierungsgeschäften unsere ganze Zukunft feilen und eigennützigen Creaturen preis."

„Wem etwa?" unterbrach Elisabeth ihren Günstling, aber der Blitz ihrer schönen Augen, mit dem sie ihre Worte begleitete, war nicht im Stande, den unerschrockenen Mann zum Schweigen zu bringen.

„Lestocq vor Allen —"

„Ich liebe ihn —"

„Du ſollſt Niemand lieben, als Dein Volk.“

„Auch Dich nicht?“

„Auch mich erſt nach dem Vaterlande.“

„Was iſt alſo mit Leſtocq?“

„Er iſt von Frankreich bezahlt“, erklärte Raſumowski, „von demſelben Frankreich, das uns die Schweden auf den Hals gehetzt hat, um uns in dem großen europäiſchen Kampfe lahm zu legen. Nun iſt der Krieg glücklich beendet, Schweden für lange Zeit niedergeworfen, und alſo der Augenblick gekommen, wo wir unſer Schwert in die Wagſchale werfen müſſen. Dies fordert die politiſche Klugheit und die Ehre Rußlands.“

Davon verſtehe ich wenig,“ ſagte die Czaarin ausweichend.

„Jedenfalls mehr, als der Quackſalber, der überdies alles, was ruſſiſch iſt, haßt,“ gab Raſumowski zur Antwort.

„Ja, da muß ich Dir beiſtimmen“, rief Eliſabeth lachend „wenn Leſtocq alle meine Ruſſen auf einmal mit einem Löffel Gift umbringen könnte, er thäte es mit Vergnügen.“

„Und einen ſolchen Mann läßt Du in die Staatsgeſchäfte eingreifen?“

„Ich bin ihm Dank ſchuldig.“

„Iſt er nicht belohnt genug? Beſchenke ihn ſo reich Du willſt, aber opfere ihm nicht den Staat, nicht Deinen eigenen Vortheil.“

Eliſabeth trat, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, an das Fenſter und verſank in Nachdenken. „Es muß etwas geſchehen“, ſagte ſie endlich „das ſehe ich ein Ich will mit Beſtuseff reden. Biſt Du nun zufrieden?“

„Ja“, erwiderte Raſumowski vor Freude ſtrahlend, „ich danke Dir im Namen Aller, die es mit dem Vaterlande gut meinen.“

„Im Gegentheil, ich muß Dir dankbar ſein“, ſprach Eliſabeth, ihn herzlich bei beiden Händen faſſend, „Du treuer guter Mann! Du biſt mein Gewiſſen, mein guter Engel!“

Zwei Stunden ſpäter nachdem die Kaiſerin ihrem Günſtling verſprochen hatte, ſich mehr als bisher mit der äußeren Politik zu befaſſen und in den öſterreichiſch-preußiſchen Streit einzugreifen, wußte Leſtocq bereits davon und kam in höchſter Aufregung zu dem franzöſiſchen Geſandten d'Aillon. „Dieſe Schweden haben uns eine tüchtige Suppe eingebrockt“, rief er, „die Kaiſerin denkt ernſtlich daran, Maria Thereſia Hilfstruppen zu ſenden. Es iſt noch Alles geheim, aber in Kurzem werden wir mehr erfahren; dies Alles iſt das Werk dieſes elenden Sklaven!“

„Ihre Aufgabe iſt es, die Czaarin umzuſtimmen“, erwiderte der franzöſiſche Diplomat, „reicht Ihr Einfluß nicht mehr ſo weit, Herr Leſtocq“ —

„Bitte, Graf Leſtocq —“

„Alſo Herr Graf Leſtocq“, fuhr der Geſandte lächelnd fort, „ſo wird Frankreich den Jahresgehalt, den es Ihnen zahlt, einziehen. Sie ſelbſt werden einſehen — —“

„Ich ſehe nur ein, daß ich gerade jetzt mehr Geld brauche als je“, ſchrie Leſtocq aufgebracht, „und daß es ehrlos von Ihnen wäre, zu geizen, wenn es den Vortheil unſeres theueren Frankreichs gilt. Ich muß ſofort zehntauſend Dukaten haben.“

„Zu welchem Zweck?“

„Dieſer Raſumowski muß geſtürzt werden“, ſagte Leſtocq, „dies kann jedoch nur durch einen neuen oder noch beſſer durch einen älteren Günſtling geſchehen. Wir müſſen Subin auftreiben.“

„Das hätte etwas für ſich.“

„Die Czaarin hat ihn ſehr geliebt,“ fuhr Leſtocq fort, „wenn er unerwartet erſcheint, kann, ja muß ein unerwarteter Umſchlag erfolgen, ſie müßte kein Weib ſein. Aber dazu brauche ich Geld.“

„Volle zehntauſend Dukaten?“

„Ja Monſieur — zehntauſend Dukaten.“

„Gut. Sie ſollen ſie haben, Leſtocq, aber es werden die letzten ſein, wenn Sie Ihre Verſprechungen nicht erfüllen.“

„Ich dringe bis zum Nordpol, um dieſen Subin aus dem ewigen Eiſe auszugraben,“ rief Leſtocq, „und dann ſtürze ich Raſumowski und feſſle Rußland von Neuem an Frankreich, ſo wahr ich Leſtocq heiße, Graf Leſtocq.“

Neuntes Kapitel.

Auferstanden.

Die Czaarin fühlte sich wieder einmal unwohl in Folge der Freuden der Tafel, denen sie zu übermäßig zugesprochen, und Lestocq, der in solchen Stunden der Schwäche stets der „liebe gute Lestocq“ hieß, führte in ihrem Schlafgemach das große Wort.

„Es fehlt Majestät vorzüglich an Zerstreuung“, rief er mit seiner gellenden Stimme. „Eine Frau wie Sie, mit Schönheit und Gesundheit von der Natur bis zum Uebermaße beschenkt, bedarf jener heftigen Wallungen des Blutes, welche anderen verderblich werden. Ohne Liebe, ohne Leidenschaft leben Sie nur halb.“

„Liebe ich denn nicht Lestocq?“ sagte die Monarchin, „ich sehe mich im Gegentheil zum ersten Male von

einem Gefühl beherrſcht, gegen das mir alle meine früheren Neigungen nur als ein leichtfertiges Spiel erſcheinen."

„Aber Sie können dieſes Spiel nicht entbehren", entgegnete Leſtocq, der keine Gelegenheit verſäumte, direct oder indirect gegen Raſumowski zu wirken, „dieſer ſchlichte ehrliche Bauernſohn fängt an Sie zu langweilen."

„Ach würden Sie nur ſehen wie er mich liebt", murmelte die ſchöne Despotin mit vor Glück ſtrahlenden Augen.

„Das iſt ſeine Pflicht", unterbrach ſie der Leibarzt, „und wer liebt Sie nicht? Wer würde ſich nicht glücklich ſchätzen, das ſchönſte Weib in Europa, ja vielleicht in der Welt, zu beſitzen?"

„Sie ſchmeicheln —"

„Ich ſchmeichle nicht", fuhr Leſtocq fort, „Raſumowski liebt Sie in ſeiner Art und Sie erwidern dieſe ſchöne aber mit der Zeit ermüdende Empfindung. Gut. Aber Sie müſſen neben ihm noch irgend eine Leidenſchaft, ein Verhältniß haben, das Sie amüſirt."

„Glauben Sie?"

„Ich verſchreibe Ihnen als Arzt einen neuen Liebhaber, verſtehen Sie, Madame, und die Anordnungen eines Arztes müſſen pünktlich befolgt werden."

„Aber ich würde Raſumowski kränken", wendete

Elisabeth rasch ein, „wenn ich Ihnen folge, vielleicht seine treue Liebe einbüßen."

Lestocq antwortete mit einem frivolen Gelächter.

„Wie naiv und unschuldig uns doch die Liebe macht", spottete er. „Sollten Sie wirklich vergessen haben, Majestät, daß nichts so schnell unsere feurigsten Gefühle erstickt als Gegenliebe, während Kälte, Grausamkeit ein ewiger Sporn für dieselben sind. Ist je noch eine uns vollkommen ergebene Frau so angebetet worden, wie eine treulose? Je mehr Sie diesen braven Alexis lieben, Madame, um so weniger dürfen Sie es ihn merken lassen, er würde sonst bald übermüthig werden, ja vielleicht sogar untreu wie Suwalow. Um sich seiner Treue für immer zu versichern, giebt es gewiß kein besseres Mittel als ihn fühlen zu lassen, daß Sie ihn entbehren können, ihm zu zeigen, daß Ihre Gunst nicht ihm allein zu Theil wird. Wenn er sich täglich durch einen neuen Nebenbuhler in Gefahr sieht, wird er bleiben, was Sie so sehr wünschen, ein glühender Anbeter und ein demüthiger Sklave."

„Was für Grundsätze predigen Sie mir, Lestocq."

„Gesunde Grundsätze, Majestät."

„Wie soll ich aber einen neuen Anbeter im Nu aus der Erde zaubern?" rief Elisabeth, welche halb bekehrt schien.

„Für eine Kaiserin von Rußland, die mächtigste Frau der Erde, ist nichts unmöglich", sagte der Leibarzt, „wenn sie treue Diener hat, so wie den vielgeschmähten Lestocq, die auch stummen Winken zu gehorchen verstehen."

„Wie das?"

„Was würden Sie dazu sagen, Majestät, wenn auf Ihren Befehl in der That ein Anbeter aus der Erde hervorkäme, wenn das Grab Ihnen einen Todten zurückgeben würde?"

„Von wem sprechen Sie, Lestocq?"

„Von wem sonst als von Subin."

„Subin — er lebt — wo ist er?" rief Elisabeth in einer Aufregung, deren Freudigkeit den intriguanten kleinen Franzosen zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte.

„Subin lebt, und noch viel mehr", erwiderte er stolz, „er ist bereits auf dem Wege nach Ihrem Hoflager."

„Und Sie, Lestocq, haben das zu Stande gebracht?" sagte die Czaarin, während sie von ihrem Ruhebett aufsprang und vergnügt in die Hände klatschte.

„Ich und ich allein", versicherte der Leibarzt triumphirend. „Ein Seufzer, der Ihre schöne Brust hebt, ist eben für mich mehr, als für Ihre anderen

Diener ein ausdrücklicher schriftlicher Befehl. Von der Stunde an, wo ich wußte, daß Sie Subin ungern entbehren, war es meine unabläſſige Sorge denſelben zu entdecken. Endlich gelang es mir, herauszubringen, daß der Feldmarſchall Münnich die Ordre zu ſeiner Abführung ausgeſtellt hatte. Ich ſendete nun an den letzteren nach Sibirien einen eigenen Curier ab, um ihn zu befragen, und ſo wurde endlich der Ort ſeines Exils bekannt. Subin befand ſich fünfzehntauſend Werſt von uns entfernt in dem äußerſten Kamſchatka."

„Ach! der Arme!" ſeufzte Eliſabeth auf, und Thränen füllten ihre ſchönen Augen. „Ich bin Ihnen ſehr verpflichtet Leſtocq, ſehr verpflichtet."

„Ich hoffe, daß Majeſtät neuerdings von meinem Eifer und meiner Treue überzeugt ſind", erwiderte der Leibarzt, „und gewiſſen Einflüſterungen gegen mich in Zukunft kein Gehör mehr ſchenken werden."

„O! gewiß nicht, mein lieber guter Leſtocq", rief die Czaarin, ſeine beiden Hände ergreifend, „ich bin ſo froh, ſo glücklich, und das Alles iſt Ihr Werk." — —

Kurze Zeit nach dieſer Scene traf Subin, der Gardeſergeant und ehemalige Günſtling der Prinzeſſin Eliſabeth, ein und wurde von der Kaiſerin mit einer Herzlichkeit empfangen, welche einen neuen Umſchwung der Dinge am Hofe und in der Regierung erwarten ließ.

Er bekam eine Wohnung im Palaſte und aus den Händen der Czaarin ſelbſt den Alexanderorden. Einige Tage ſpäter wurde er dem Semenow'ſchen Garderegiment als Premiermajor mit dem Range eines Generalmajors in der Armee vorgeſtellt.

„Nun, was ſagſt Du dazu, daß Subin von den Todten auferſtanden iſt?" fragte die Czaarin Raſumowski.

„Ich freue mich darüber", entgegnete ihr Günſtling ruhig.

„Iſt das möglich?"

„Man ſagt mir, daß Du Dich über ſeine Rückkehr freuſt, und Alles was Dir Vergnügen macht, erfüllt mich mit dem höchſten Glück", ſprach Raſumowski.

Eliſabeth war entwaffnet, verwirrt und fand keine Worte, um auszuſprechen, was ſie in dieſem Augenblick für den treuen edlen Mann empfand, aber eine Stunde ſpäter war Alles vergeſſen und ſie beſprach eifrig mit ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow, in welcher Weiſe ſie Subin benützen wolle, um ihren Günſtling auf die Folter der Eiferſucht zu ſpannen.

„Ich fürchte nur, Majeſtät", wendete die Gräfin ein, „daß von dieſer einfachen, noch durch kein Laſter entweihten Seele alle Ihre Pfeile abſpringen, und möchte glauben, daß Alles, was Sie unternehmen, um Raſumowski zu reizen und zu feſſeln, überflüſſig iſt,

denn er hat ja ohnehin keinen Gedanken als Sie u
schon die Hoffnung Sie allein zu besitzen, wäre in se
nen Augen eine frevelhafte Vermessenheit."

„Ich will doch den Versuch machen, ob ich ih
nicht dahin bringe, seine übertriebene Bescheidenhe
zu vergessen", erwiderte die Czaarin.

„Er wird dabei leiden, Majestät", sprach di
Gräfin, „aber schweigen und alles mit rührender Ge
duld über sich ergehen lassen."

„Ist diese Ruhe nicht am Ende viel mehr Selbst=
überhebung als Demuth?" rief Elisabeth.

„Ich weiß es nicht", gab die Favorite zur Ant=
wort, „sicher ist es, daß er Subin nicht fürchtet, daß
er sogar über ihn spottet."

„Das soll er mir büßen," murmelte Elisabeth,
„rufe mir Subin — nein — ja doch — vorher Rasu=
mowski — er wird mich kennen lernen, und zwar
auf der Stelle."

Es war Abend geworden, als die Gräfin das
Boudoir der Kaiserin verließ, um den beiden Neben=
buhlern den Befehl zu überbringen, sich in demselben
einzufinden. Zuerst kam Rasumowski, anspruchslos
und einfach wie immer, blieb er an der Thüre
stehen und fragte gleich einem Diener mit Unter=
thänigkeit nach dem Wunsche der kaiserlichen Ge=

liebten. Dieſe ſah ihn mit einem höhniſchen Lächeln an und ſagte dann kurz und befehlend: „Ich finde es für gut, daß Subin jetzt einige Zeit Deine Stelle einnimmt, Alexis, Du biſt für ebenſo lange nur mein Diener, mein Sklave, verſtehſt Du.“

„Ich verſtehe.“

„Ich will jetzt vor allem Toilette machen, um meinen Günſtling würdig zu empfangen“, fuhr die Czaarin fort, „zieh mir die Schuhe aus.“

Raſumowski ließ ſich ſchweigend auf ein Knie nieder und erfüllte ihren Befehl, dann zog er ihr auf ihren Wink die goldgeſtickten Pantoffeln an, half ihr ſich der unbequemen Kleider entledigen und einen bequemen grünſammtenen mit Hermelin gefütterten und beſetzten Schlafpelz anziehen. Eliſabeth trat vor den großen Wandſpiegel und beſah ſich wohlgefällig. „Findeſt Du nicht, daß ich ſehr gut ausſehe“, ſagte ſie.

„Bezaubernd.“

„Subin wird ſehr glücklich ſein“, fuhr ſie fort.

Raſumowski blieb die Antwort ſchuldig.

„Beneideſt Du ihn nicht?“

„Wie dürfte ich es wagen.“

„Du ſollſt es wagen“, rief Eliſabeth mit dem Fuße ſtampfend. „Biſt Du denn nicht eiferſüchtig?“

„Darf ein Sklave eiferſüchtig ſein?“

„Du haſt Recht. Zünde die Ampel in meinem Schlafgemache an.“

Raſumowski gehorchte. Als er in das Boudoir der kaiſerlichen Geliebte zurückkehrte, fand er Subin an ihrer Seite auf dem Divan ſitzen. Eliſabeth ſchien ihn mit ihren Blicken durchbohren zu wollen, aber es gelang ihr nicht, auch nur ein Sympton von Unruhe oder Neid an ihm zu entdecken, während Subin, der ſich verlegen erhoben hatte, blutroth wurde.

„Verlöſche die Lichter“, ſagte die Czaarin, zugleich nahm ſie mit einem zärtlichen Lächeln Subin's Arm und führte ihn in ihr Schlafgemach. Raſumowski ſetzte die goldenen Lichthüte auf die Kerzen und harrte der weiteren Befehle ſeiner grauſamen Gebieterin.

„Du kannſt jetzt gehen“, ertönte ihre Stimme hinter der Portiere.

Der Sklave verließ ſtumm und leiſe das Gemach, nicht einmal ein Seufzer hob ſeine treue Bruſt. — —

Am folgenden Tage galt Raſumowski als geſtürzt und Subin als der erklärte Favorit der Kaiſerin. Leſtocq triumphirte, aber ſein Jubel dauerte nicht lange. Subin hatte bald durch Zuträger, an denen es an dem despotiſchen Hofe des weiblichen Sultans noch weniger fehlte als in anderen Paläſten, erfahren, daß Leſtocq es war, dem er damals ſeine Ver-

bannung und den traurigen Aufenthalt in Kamtſchatka verdankte. Von demſelben Augenblick an trat er offen als der erbitterſte, unverſöhnlichſte Gegner des kleinen intriguanten Franzoſen auf und arbeitete geradezu auf den Sturz deſſelben hin. Leſtocq zeigte ſich indeſſen durch dieſe Wendung durchaus nicht erſchreckt, ein neuer Plan, ſich der Perſon der Monarchin zu verſichern, war bald entworfen. Der Leibarzt hatte in der Semenow'ſchen Garde einen Unterofficier, Namens Paulow, entdeckt, der alle bisherigen Anbeter der Czaarin an athletiſcher Schönheit weit übertraf und denſelben ihr zuzuführen beſchloſſen.

Er lud Paulow zu ſich und ſetzte ihm bei einer Flaſche vortrefflichen Sauternes ſeine Abſicht auseinander.

„Es koſtet mich nur ein Wort", ſagte er zu dem überraſchten Gardeſoldaten, „und Du biſt der erklärte Liebling der Kaiſerin, von Reichthum und Luxus umgeben. Macht und Rang ſtehen Dir zu Gebote und Alle, die Dich jetzt von oben herab anſehen, kriechen vor Dir. Aber Du darfſt dann nie vergeſſen, wie wandelbar Frauengunſt iſt und vorzüglich die einer unumſchränkten Monarchin. Dieſelbe erringen iſt leicht, ſie feſthalten unendlich ſchwer. Beides kannſt Du nur mit meiner Hilfe. Die Günſtlinge wechſeln, aber der unentbehrliche Leibarzt bleibt, mein Einfluß auf die Czaarin iſt ein

unzerstörbarer. Er steht Dir zu Gebote, so lange Du Dich mir dankbar und ergeben zeigst, sobald Du mir aber mit Ungehorsam, Undank oder gar mit Feindseligkeit lohnst, bist Du verloren und ich werde Dich ebenso stürzen wie ich Subin, Suwalow und Rasumowski gestürzt habe, und wie ich Subin jetzt noch einmal aus dem Sattel heben werde."

„Auf mich, meine Dankbarkeit und Ergebenheit können Sie unbedingt zählen, Excellenz", erwiderte der schöne Unterofficier, „ich habe nur ein einziges Bedenken."

„Welches?"

„Es ist eine zarte Angelegenheit", stammelte Paulow.

„Vertrauen gegen Vertrauen, mein Lieber", rief Lestocq, „oder wir kommen nicht vorwärts."

„Ich habe eine Amour, Excellenz —" begann Paulow.

„Sollte das ein Hinderniß sein?" lachte der Leibarzt. „Du wirst dieses Verhältniß auf der Stelle lösen und damit basta."

„Das geht aber nicht so leicht."

„Und warum nicht?"

„Weil die Dame sehr heftig und sehr eifersüchtig und in ihrer Eifersucht zu Allem fähig ist", gab Paulow zur Antwort.

„Nun ſo läßt man Sie vorläufig nichts merken.“

„Sobald ſie aber erfährt, daß Ihre Majeſtät mich begünſtigt“, fuhr Paulow fort, „wird Sie alle Minen ſpringen laſſen, um mich zu verderben.“

„Wer iſt denn dieſe mächtige Dame?“

„Frau von Grünſtein.“

„Sieh einmal, die tugendhafte Frau Grünſtein“, ſpöttelte Leſtocq, „aber ſei ruhig, mein Freund, die ſoll uns nichts anhaben. Es giebt keine Frau in Rußland, die unſere Pläne zu durchkreuzen im Stande wäre, nicht einmal die Gräfin Suwalow. Alſo abgemacht, Paulow.“

„Ich ſtehe zu Ihren Dienſten, Excellenz.“ —

Bei ſeiner ärztlichen Morgenviſite am folgenden Tage bemerkte der Leibarzt eine gewiſſe Verſtimmtheit bei der Kaiſerin und ging wie immer direct und keck auf ſein Ziel los, indem er ausrief: „Sie langweilen ſich mit Subin, Madame, es ſcheint alſo, daß ich mich diesmal in der Medicin geirrt habe, wir wollen auf der Stelle eine andere verſchreiben.“

Die Czaarin erklärte nach einigem Zögern, von Leſtocq gedrängt, daß Subin allerdings nicht mehr ihr Geſchmack ſei und Sie nicht zu feſſeln vermöge, am wenigſten jedoch im Stande ſei ihr jenen Zweck zu erfüllen, den ſie vorzüglich mit ihm im Auge gehabt

hatte, nämlich Alexis Rasumowski, der sie allein liebe, zu reizen und mit den Qualen der Eifersucht zu erfüllen.

Lestocq stimmte gern bei, daß Subin dem Kleinrussen viel zu sehr nachstehe, als daß der letztere durch ihn beunruhigt oder mit Neid erfüllt werden könnte; die Furcht Elisabeth ganz zu verlieren, könne Rasumowski nur dann mit voller marternder Gewalt erfassen, wenn er einen Mann an ihrer Seite sehe, der ihn vor Allem an körperlichen Vorzügen in Schatten stelle.

„Wie soll ich aber diesen Mann finden?" seufzte Elisabeth.

„Ich habe ihn bereits", rief Lestocq mit unverschämten Stolz.

„Sie lügen."

„Ich lüge nie, wenn es das Wohl meiner kaiserlichen Wohlthäterin gilt", antwortete Lestocq.

„Wer ist es also?"

„Ein einfacher Unterofficier der Garde, aber ein Mann, neben dem alle Männer an Ihrem Hofe wie rohe und häßliche Bauern erscheinen", versicherte Lestocq.

„Bringen Sie mir diesen Mann", rief Elisabeth erregt, „ich will, ich muß Rasumowski vor Eifersucht zu meinen Füßen verzweifeln sehen. Bringen Sie mir ihn auf der Stelle."

Leſtocq empfahl ſich und die Czaarin machte eilig Toilette. Als ſie fertig war, ſteckte ſie noch eine Roſe aus Rubinen in ihr weiß gepudertes Haar und ſagte dann zu ihren Kammerfrauen: „Iſt Leſtocq da?“

„Er wartet im Vorſaal.“

„Laßt ihn eintreten.“

Der Leibarzt führte mit dem Lächeln eines Faun Paulow in den kleinen Salon, in welchem Eliſabeth in einem Fauteuil ſaß. Sie richtete ihre Lorgnette auf den jungen Unterofficier und winkte dann Leſtocq zu gehen.

Als er ſich jedoch am Abend mit vielen Anderen in den kaiſerlichen Gemächern zum Spiel einfand, ging ſie lebhaft auf ihn zu und flüſterte ihm in's Ohr: „Ich bin verliebt, Leſtocq, diesmal haben Sie es gut getroffen.“

Zehntes Kapitel.

Ein gefährliches Spielzeug.

Während die Phantasie des aus seiner Niedrigkeit mit einem Male zu nie gehoffter Bedeutung gelangten Unterofficiers Paulow sich immerfort mit den kühnsten Bildern von Macht und Glanz beschäftigte, war den Kameraden desselben die Veränderung, welche mit ihm stattgefunden hatte, nicht entgangen. Sie bemerkten, daß er sich immer mehr von ihnen und ihrem Treiben zurückzog, jede freie Stunde außerhalb der Kaserne zubrachte, und die Schenken, welche er bisher aufgesucht hatte, mit einem Male mied, und begannen ihn zu beobachten und seinen Schritten nachzuspähen. Es währte nicht lange, so hatten sie in Erfahrung gebracht, daß er seine Zeit nicht der Frau von Grünstein allein widme, sondern lange Besuche im kaiserlichen Palaste mache.

Endlich ſagte ſogar ein Soldat ſeines Regimentes, aus, daß er Paulow in einen Mantel gehüllt aus den Gemächern der Czaarin habe heraustreten ſehen, als derſelbe die Wache bei der Monarchin hatte. Jetzt wußte man genug.

In dem Augenblicke, wo Paulow am nächſten Abend den Palaſt verließ, wurde er von vier Unterofficieren der Semenow'ſchen Garde angehalten. „Hier alſo unterhält man ſich jetzt", begann einer derſelben, „man flieht unſere Geſellſchaft, denn ſie iſt offenbar zu ſchlecht für einen Favoriten der Czaarin, und liegt als ein gehorſamer Hund zu den Füßen derſelben Frau, die man noch vor Kurzem eine Tyrannin genannt und die man im Vereine mit uns vom Throne zu ſtürzen bereit war".

„Ihr irrt Euch Kameraden", erwiderte Paulow, der ſeiner Verwirrung vergebens Herr zu werden ſuchte, „ich beſuche ein Kammermädchen —"

Ein lautes Gelächter unterbrach ihn. „O! wir bewundern, welche Fortſchritte Du bereits in den Künſten des Hofes erlangt haſt", rief einer der Unterofficiere, „Du lügſt beinahe ſo gewandt wie ein Diplomat, aber uns wirſt Du nicht täuſchen, Paulow, und wehe Dir, wenn Du es verſuchen ſollteſt."

„Nun denn", ſagte Paulow, „macht nur kein ſolches

Aufſehen, es geht ja auch ohne Lärm, ich geſtehe Euch, daß ich eben von der Kaiſerin komme."

„Seht den Schurken, er prahlt noch mit ſeinem Verrath, ſeiner Schande", ſprach einer ſeiner Kameraden.

„Er macht ſich über uns luſtig", fügte ein anderer hinzu.

„Hört mich doch erſt an", unterbrach Paulow die Aufgeregten, „ich läugne nicht, daß meine Handlungsweiſe Verdacht erregen muß, aber alles, was ich gethan habe, ſeitdem ich nicht mehr an Eueren Zuſammenkünften theilnehme, geſchah nach einem wohlüberlegten Plane, zu keinem anderen Zwecke als unſerem Ziele näher zu kommen."

„So, das läßt ſich hören," ſagte einer der Unterofficiere, „aber welche Bürgſchaft willſt Du uns dafür geben, daß es wirklich ſo iſt, daß Du die Gunſt der Monarchin nur benützt haſt, um in ihre Nähe zu gelangen und auf dieſe Weiſe unſerem Complotte zu dienen; daß Du nicht vielmehr mit dem Gedanken umgehſt, uns bei der erſten beſten Gelegenheit an dieſe grauſame Deſpotin zu verrathen und uns ihren Henkern in die Hände zu liefern?"

„Welcher abſcheuliche Einfall", entgegnete Paulów mit vollſtem Unwillen.

„Aber ein naheliegender und wohl gerechtfertigter

Einfall", ſprach einer der Kameraden, „Du wärſt nicht der Erſte, welcher über die Tyrannin klagt und ihr flucht, ſo lange er unter dem Drucke derſelben zugleich mit allen Anderen leidet, und ihr dient, nachdem ſie ihn in die Reihe ihrer Creaturen erhoben hat."

„Verkennt Ihr ſo meine Vaterlandsliebe?" erwiderte Paulow. „Vergeßt Ihr den glühenden Haß, den ich gegen die Czaarin habe?"

„Wir vergeſſen eben nicht, daß die grauſame Deſpotin auch ein ſchönes Weib iſt und Du — wie wir alle — den Reizen einer Frau gegenüber ſchwach biſt."

„Ich ſchwöre Euch —"

„Keine Schwüre", ſagte ein anderer aus der Mitte der mißtrauiſchen Kameraden, „keine Verſprechungen, wir wollen uns ausſchließlich an Deine Handlungsweiſe halten. Vergiß nie, daß Du auf jedem Schritt und Tritt beobachtet wirſt, daß Du nur die Wenigſten kennſt, welche unſerem Bunde angehören und daß — ſobald Du zum Verräther wirſt — hundert Arme bereit ſind, Dich zu beſtrafen."

„Mein Gewiſſen iſt rein," ſagte Paulow, dem ſeine Lage unheimlich zu werden begann. „Ich brauche Eure Blicke nicht zu ſcheuen, aber eines will ich mir erbitten: daß ich nicht nach dem Schein beurtheilt werde."

„Es iſt deine Sache, dich auch vor dem Schein

des Verrathes zu hüten", entgegnete einer der Unter-officiere. Damit verließen sie ihn und Paulow konnte für diesmal aufathmen. Den Rest der Nacht brachte er in peinlichen Erwägungen zu, ein Wirbel widerstreitender Gedanken und Empfindungen trieb ihn umher; konnte er es wagen den bisherigen Genossen die Spitze zu bieten? Sollte er die Gunst der Monarchin benützen, um dieselbe zu verderben und dem Urtheilsspruche der Unzufriedenen seinen Arm zu leihen? Vor Allem war seine eigene Stellung noch nicht klar und fest genug, um leicht und entschieden Partei ergreifen zu können, und so kam er denn zu dem Entschluße, sich zunächst darüber Gewißheit zu verschaffen, wie weit seine Gewalt über Elisabeth reiche, was er von ihrer Gunst zu erwarten habe. Sie hatte Subin, wenige Tage nachdem Lestocq Paulow bei ihr eingeführt hatte, seines erotischen Dienstes enthoben, aber noch war Rasumowski zu überwinden und so lange dies nicht gelungen war, konnte sich der neue Günstling nicht als Sieger über das Herz der schönen Despotin betrachten.

Bei der nächsten Zusammenkunft, welche Paulow mit der Czaarin hatte, benützte er die erste Gelegenheit, welche ihm die vertrauliche Zärtlichkeit derselben gab, um seine quälenden Zweifel los zu werden.

Er saß eben auf einem niederen Tabouret zu den

Füßen Eliſabeths, welche ihn gleich einem artigen Kinde putzte. Sie hatte ſein Toupet mit friſchem Puder beſtreut und band ihm jetzt ein mit Spitzen beſetztes Jabot um, das ſie aus der Unzahl der ihr gehörigen ſelbſt für ihn gewählt hatte. Paulow ergriff ihre Hände und küßte ſie leidenſchaftlich.

„Liebſt Du mich, Paulow?“ ſagte die Kaiſerin, deren Eitelkeit durch jede noch ſo geringfügige Huldigung lebhaft geſchmeichelt wurde.

„Wer ſollte Sie nicht anbeten, Majeſtät“, erwiderte der beglückte Unterofficier mit einem Seufzer, „aber mich foltert unabläſſig die Frucht, daß ich unfähig bin Ihnen ein Gefühl einzuflößen.“

„Haſt Du nicht genügende Beweiſe meiner Gunſt empfangen?“ gab Eliſabeth zur Antwort.

„Ja Majeſtät, aber ich gäbe gern allen Glanz, den die Gnade der mächtigſten Monarchin zu verleihen vermag, für die Liebe der ſchönſten Frau der Erde. Wenn ich Sie verlieren ſollte, was ich ſtets befürchten muß, wenn ich nicht mehr das Recht hätte ihre kleinen Füße zu küſſen, in den Himmel ihrer Augen zu blicken, dann möchte ich es vorziehen, überhaupt nicht mehr zu leben.“

Die Kaiſerin ſchwieg und zupfte an dem Kragen ſeiner Uniform herum.

„Eliſabeth," murmelte Paulow in dem Tone fiebernder Leidenſchaft, „lieben Sie mich?"

„Gewiß, mon ami."

„Weßhalb zögern Sie dann mir zu gehören, mir allein?"

„Wie das?"

„Ich bin eiferſüchtig auf dieſen Raſumowski", flüſterte Paulow.

Eliſabeth begann laut zu lachen. „Eiferſüchtig", ſagte ſie, „das macht mir Spaß. Da es mir nicht gelingen will Raſumowski leiden zu ſehen, ſo habe ich wenigſtens jetzt die Genugthuung Dich zu quälen."

„Sie hatten alſo nur die Abſicht, durch mich Raſumowski's Eiferſucht zu erregen?" fragte Paulow, den ein jäher Schreck eiſig überrieſelte.

„Gewiß hatte ich die Abſicht", ſprach Eliſabeth, „aber dieſer Menſch iſt ein Holzblock, ein Stein."

„Und Sie lieben mich alſo nicht?"

„Ach ja!"

„Aber nicht ſo wie Jenen?"

„Wie Raſumowski?"

„Ja."

„Du fragſt zu viel, Paulow."

„Ich muß Gewißheit haben", fuhr er fort, „ich

werde wahnſinnig, wenn ich dieſe Qual noch länger erdulden ſoll, ich bin nicht fähig Ihr Herz, Ihren Beſitz mit einem Anderen zu theilen."

„Welche Kühnheit", ſagte Eliſabeth, indem ſie die Brauen ſtolz und finſter zuſammenzog.

„Wenn Sie mich lieben, entfernen Sie dieſen Raſumowski", flehte Paulow.

„Was fällt Dir ein."

„Du liebſt mich alſo nicht?" ſtammelte Paulow; ſeine Stimme klang gepreßt, ſeine Bruſt arbeitete heftig.

Die Kaiſerin ſchien ſich bei ſeinen Qualen vortrefflich zu unterhalten, ein grauſames Lächeln umſpielte ihre vollen wollüſtigen Lippen und ihre Pupillen vergrößerten ſich wie die eines Raubthieres.

„Geben Sie mir Wahrheit, Eliſabeth, ich beſchwöre Sie, nur einen Tropfen Wahrheit dem Verſchmachtenden", ſchrie Paulow auf.

„Wahrheit iſt bitter", ſagte die Czaarin mit einer kalten Nachläſſigkeit, welche Paulow vernichtete und aus allen ſeinen Himmeln in den Staub hinabſtürzte. „Ich liebe Raſumowski und ihn allein."

„Und ich", ſtöhnte Paulow, „was bin ich Dir dann?"

„Nichts“, lachte Eliſabeth, „oder doch ſehr wenig, ein Sklave meiner Laune, ein Spielzeug.“

„Ein Spielzeug“, wiederholte Paulow, bis in die Lippen bleich, auf den Boden hinſtarrend.

„Nun, was haſt Du“, rief Eliſabeth nach einer kleinen Pauſe, „Du wirſt langweilig, hörſt Du?“

„Was ſoll ich —“

„Mir die Zeit vertreiben.“

„Dazu bin ich Ihnen alſo gut genug“, murmelte Paulow.

„Heute noch, morgen vielleicht nicht mehr“, ſpottete Eliſabeth. „Komm, ich erlaube Dir mich zu küſſen.“

Paulow ſprang auf und ſchloß das ſchöne launenhafte Weib heftig in ſeine Arme.

Nicht ſo“, ſagte ſie, „ein Spielzeug muß *immer* recht artig und recht gehorſam ſein, und nie mehr thun als man von ihm verlangt.“ Dann hieß ſie ihn niederknien und begann ihn zu ſtreicheln und zu küſſen, etwa ſo wie man ein ſchmollendes Kind begütigt.

Als Paulow die Czaarin verließ, umſpielte nicht wie ſonſt ein heiteres Lächeln ſeine Lippen, ſeine Augen loderten unheimlich unter der breiten Hutkrämpe, die er tief in die Stirne gedrückt hatte und ſeine Hände

ballten sich krampfhaft in den Falten des Mantels, den er fest um sich zusammen zog. Er schlug diesmal auch einen ganz anderen Weg ein, nicht jenen zur Kaserne der Semenow'schen Garde, sondern bog rasch gegen Wassiliostrow ab. Anfangs eilte er wie ein von der Gerechtigkeit verfolgter Verbrecher dahin, bald wurden jedoch seine Schritte langsamer und fester und als er vor einem kleinen grauen Hause mit vorspringenden Säulen stehen blieb und die Klingel zog, war sein Gesicht wieder vollkommen ruhig und hatte seine gesunde frische Farbe wieder. Er hatte offenbar einen Entschluß gefaßt, der ihn befriedigte. Ein wohlbekannter alter Diener öffnete. „Heiliger Nicolaus, welche Seltenheit," murmelte dieser, „Herr Paulow, die Gnädige wird sich sehr freuen."

„Sind die Anderen da?" fragte der Günstling der Czaarin, während der Alte ihm die Treppe hinaufleuchtete.

„Ja, sie sind da", sagte der Diener. „Heilige Mutter, welche Freude, welche Freude."

In dem Augenblicke, wo Paulow die Thürklinke in der Hand hatte, rauschte ein Reifrock auf der Flur und eine kleine hübsche Frau von etwa dreißig Jahren, ein Licht in der Hand, ergriff seinen Arm. Welch' ein seltener Besuch", sagte sie höhnisch, „wollen sich der

Herr nicht ein wenig da hinein bemühen.“ Sie öffnete zugleich die Thüre ihres Schlafgemachs.

„Nur keine Scene Madame, wenn ich bitten darf“, murmelte Paulow.

„O! keinerlei Scene,“ entgegnete die Hausfrau, „nur einige Worte im Vertrauen.“ Sie zog den Widerstrebenden in das Zimmer.

„Du biſt ein Schurke, Paulow, weißt du das?“

„Womit hätte ich dieſe Bezeichnung verdient?“ ſagte Paulow kalt. „Mäßigen Sie ſich, Frau Grünſtein.“

„Ich mich mäßigen“ ſchrie die auf das Höchſte erregte kleine Frau auf, „habe ich Dich nicht treu und innig geliebt, Dir alles geopfert, Du Elender, und Du, Du läßt mich ſo ſchmachvoll im Stiche um ſich dieſer Eliſabeth hinzugeben!“ Am ganzen Leibe zitternd, ergriff ſie den Verräther an ſeinen Haaren, daß weiße Wolken Puders aus demſelben aufſtiegen und gab ihm raſch zwei derbe Ohrfeigen.

„Madame!“ ſtammelte Paulow.

Die arme eiferſüchtige Frau warf ſich auf ihr Bett und begann laut zu ſchluchzen.

„Ich bin gekommen, um alles wieder gut zu machen“, ſagte Paulow, „aber Ihr Benehmen macht es mir unmöglich.“

„Verlaß mich auf der Stelle", ſchrie Frau von Grünſtein, „ich will Dich nicht mehr ſehen, aber Du — Du ſollſt dafür noch von mir hören, Du Elender! Du Schuft!"

Paulow verließ mit einem ſpöttiſchen Achſelzucken die weinende Schöne und ging durch ein paar Zimmer bis zu jeneem wo ſich von Zeit zu Zeit, wie er wußte, ſeine Kameraden und andere Unzufriedene verſammelten, um ihre Pläne zum Umſturz der gegenwärtigen Regierung zu beſprechen. Er öffnete haſtig die Thüre und rief: „Da bin ich, Kameraden und gute Freunde, ganz der Euere."

„Paulow! — Da iſt er. — Er iſt kein Verräther", rief es durcheinander.

„Ich habe meine Rolle ſo gut geſpielt", fuhr Paulow fort, „daß die Kaiſerin mir ihr volles Vertrauen geſchenkt hat. Ich habe zu jeder Stunde Zutritt bei ihr. Nun gilt es einen kühnen Entſchluß, nichts weiter, und wir machen uns zu Herren des Reiches."

„Frau von Grünſtein", rief einer aus dem Kreiſe, „wo iſt ſie denn? Paulow iſt da, Frau Grünſtein!"

„Laßt ſie ſich ausweinen" lächelte Paulow, „ſie iſt ein wenig böſe auf mich."

Die Kameraden lachten. „Nun morgen iſt das

wieder gut", rief ein Lieutenant von der Linie, „Weiber=thränen haben ja nichts zu bedeuten."

„Ebensowenig als Weibergunst", murmelte Paulow. „Ein Spielzeug! Nun sie soll erfahren, daß es auch gefährliches Spielzeug giebt."

Elftes Kapitel.

Die Liebesnacht einer Despotin.

Es war Abend, Elisabeth, der weibliche Sultan Rußlands hatte die Sorgen der Regierung und die für die gefallsüchtige Frau noch ernsteren der Toilette hinter sich, sie hatte sich zum sechsten Male aus- und angekleidet und erwartete Paulow, der heute seltsamer Weise auf sich warten ließ. Die Despotin begann ungeduldig zu werden, sie hieß ihre Favorite, die Gräfin Suwalow, welche ihr einen französischen Roman vorlas, das Buch zuklappen und riß an der Klingel. Eine ihrer Hofdamen erschien und erhielt den Auftrag, Rasumowski in ihr Boudoir zu berufen.

„Laß mich allein mit ihm Lidwina", sprach die Kaiserin, als aber die Gräfin Miene machte sich zu

entfernen, hielt ſie dieſelbe mit der Frage zurück „wie gefällt Dir meine Toilette?“

„O! Majeſtät ſind immer ebenſo reich als geſchmackvoll gekleidet“, gab die Schmeichlerin zur Antwort.

„Ich will aber heute berückend, ſinnverwirrend ausſehen, verſtehſt Du?“ ſagte Eliſabeth.

„Um dieſe Wirkung auszuüben“, entgegnete die Gräfin, „bedürfen Sie keiner Toilette!“

„Wirklich?“

Die Czaarin trat vor den Spiegel. „Nun, ich bin mit mir zufrieden, Du kannſt gehen, meine Liebe.“

Die Favorite entfernte ſich. Als wenige Augenblicke ſpäter Raſumowski in das kleine, mit Wohlgeruch erfüllte, und mit orientaliſchem Luxus eingerichtete Gemach trat, ruhte Eliſabeth auf den ſchwellenden Polſtern eines türkiſchen mit weißem Atlas überzogenen Divans und ſtützte ſich kokett auf den einen entblößten Arm, während unter dem Saum ihrer Robe ihr kleiner Fuß in dem mit Hermelin verbrämten rothen Sammetpantoffel ſichtbar wurde. Wie ſie jetzt da lag in ihrer nachläſſigen Majeſtät, die herrlichen Formen weder durch Fiſchbein noch Reifrock entſtellt, über dem fließenden Glanz des weißen Atlasgewandes in einen langen faltenreichen Schlafpelz von kirſchrothem Sammet

geſchmiegt, welcher mit kaiſerlichem Hermelin verſchwenderiſch ausgeſchlagen und gefüttert war, und ihre wunderbaren Augen unter dem weißgepuderten Haare noch leuchtender und ausdrucksvoller erſchienen, war ſie in der That das ſchönſte Weib, das nur die Phantaſie erſinnen kann.

„Ich erwarte Paulow“, ſagte ſie mit unbarmherziger Gleichgültigkeit, „bis er kommt, erlaube ich Dir, mir die Zeit zu vertreiben.“

„Wie ſoll ich dies, was befiehlt meine gnädige Herrin?“ erwiderte Raſumowski, deſſen Weſen nicht die geringſte Veränderung zeigte.

„Erzähle mir von Dir.“

„Wie ſollte das meine Kaiſerin unterhalten?“

„Du hörſt, daß ich es verlange.“

„Aber es iſt durchaus nicht ergötzlich“, gab Raſumowski leiſe zur Antwort.

„Du leideſt alſo“, rief Eliſabeth, ſich lebhaft aufrichtend, „es quält Dich doch, daß ich meine Gunſt noch Anderen außer Dir ſchenke. Geſteh' es mir, geſteh' es offen, es würde mich freuen. Leideſt Du? Sag es mir.“

In demſelben Augenblicke ließ ſich deutlich an der Wand ein leiſes Klopfen hören.

„Still“, ſagte die Czaarin, „das iſt Paulow,

laß uns allein. Morgen ſollſt Du mir dann von den Qualen der Eiferſucht erzählen, die Dich peinigen, es wird mir Spaß machen. Und dies auf den Weg, Du ſtolzer Philoſoph: Paulow iſt der ſchönſte Mann in meinem Reiche und ich bin ſterblich in ihn verliebt. Doch was blickſt Du ſo finſter, ſo traurig, ich will Dir nicht zu wehe thun, Alexis —" Die ſchöne Frau ſprang auf und legte die Hand auf ſeine Schulter.

„Ich habe bis heute geſchwiegen, weil ich fürchtete, Du könnteſt für Neid und Mißgunſt halten, was nur der Kummer eines Dir bis in den Tod ergebenen Herzens iſt", ſprach der treue Mann ernſt, „ich zittere für Dich, für Deine Krone, ja für Dein Leben, Du vertrauſt Dich Männern an, wie dieſem Paulow, die Du nicht kennſt, die vielleicht Arges im Sinne haben."

„Aus Dir ſpricht die Eiferſucht", lachte die Czaarin.

„Nein, bei Gott nein", flüſterte Raſumowski, „aber iſt es in unſerer Zeit ſo unmöglich, daß ſich der beglückte Anbeter von heute, morgen in ein Werkzeug der Unzufriedenen, ja in einen Mörder verwandelt? Denke an die Moskauer Verſchwörung."

„Ich danke Dir Alexis", ſagte Eliſabeth, ihm die Hand reichend, „aber diesmal ſiehſt du viel zu düſter. Dieſer Paulow iſt unſchuldig wie ein Lamm."

Es klopfte wieder.

„Geh' jetzt, geh!"

„Ich beschwöre Dich, sei vorsichtig," flehte Rasumowski noch einmal, dann verließ er das Boudoir und Elisabeth drückte an dem Knopfe der geheimen Thüre, um Paulow einzulassen.

„So spät?" sagte sie zu dem Eintretenden.

Paulow wollte sich entschuldigen.

„Kein Wort", unterbrach ihn die Despotin, „wir wollen uns die schönen Stunden, welche uns geschenkt sind, nicht durch Streit verbittern, sondern sie heiter genießen, dann aber sollst Du deine Strafe bekommen."

„So streng!"

„Verdienst Du nicht eine Züchtigung?"

„Ich kann es nicht läugnen."

„Also! Auf frischer That ertappt, dazu noch das eigene Geständniß" scherzte die reizende Frau, „was bedarf es noch mehr, um das Urtheil zu fällen."

„Welche Strafe verhängt also mein Richter über mich?" fragte Paulow, nachdem er Hut und Mantel abgelegt.

„Wir wollen erst sehen, wie weit Du Gnade verdienst", sagte Elisabeth.

„Womit soll ich mich ihrer würdig zeigen", rief Paulow.

„Indem Du mich mehr als je liebſt und mich amüſirſt.“

„Ich will es verſuchen“, entgegnete Paulow und zog das ſchöne wolluſtathmende Weib auf die Polſter des Divans.

„Wie kühn heute“, ſpottete Eliſabeth „mein Spielzeug wird übermüthig, wie es ſcheint.“ Paulow biß ſich in die Lippen. „Ich vergaß, daß ich nur Ihr Spielzeug bin, Majeſtät“, ſtammelte er.

„Willſt Du mir trotzen? Sieh einmal“ rief die Deſpotin. „Jetzt befehle ich Dir, Dich wie ein Liebhaber zu benehmen und zwar wie ein ſehr galanter und ſehr feuriger Liebhaber. Allons!“

Paulow ließ ſich auf ein Knie vor der Monarchin nieder und ſtrich mit der Hand über das ſchimmernde Pelzwerk, das ſchwellend ihre göttliche Bruſt bedeckte. „Wie ſchön Sie heute ſind, Majeſtät.“

„Ich befehle Dir, zu mir Du zu ſagen“, unterbrach ihn die Czaarin.

„So ſchön wie heute, hab' ich Dich noch nicht geſehen, Du Grauſame“, fuhr Paulow zärtlich fort. „Du haſt Dich offenbar ſo bezaubernd geſchmückt, um mich vollkommen wahnſinnig zu machen und dann noch unbarmherziger gleich einem Spielzeug unter Deine Füße zu treten.“

„Vielleicht.“

Paulow heftete einen langen seltsamen Blick auf die schöne Despotin, welche seine Gedanken zu errathen glaubte. „Du sagst Dir, daß ich herzlos bin“ fuhr sie fort, „wenn ich es bin, hat nur das heuchlerische, lügnerische Geschlecht der Männer von heute mich dazu gemacht. Euresgleichen verdient kein Herz, keine Treue noch Hingebung, nur Spott und Fußtritte.“

„Glaubst Du?“

„Willst Du etwa besser sein als die Andern?“

„Meine Liebe zu Dir hat keine Grenzen“, schwor Paulow, sie umschlingend.

„Komm also, und beweise es mir“, rief Elisabeth mit einem frivolen Lachen. Sie erhob sich und schritt voran in ihr Schlafgemach, das nur von einer kleinen rothen Ampel, die von der Decke herabhing, matt erhellt war. Auf einer erhöhten Bühne, zu der mit Teppichen bedeckte Stufen emporführten, stand das orientalisch prächtige Lager der wollüstigen Despotin. Vier zottige Faunen mit hämisch lächelnden Bocksköpfen trugen auf ihren Schultern das Bett und vier zugleich schöne nur mit Pantherfellen bekleidete Bacchantinnen, deren kräftige Arme den Himmel zu tragen schienen, während ein scheinbar in der Luft schwebender kleiner Amor die Falten oben zusammenzog. Die Czaarin warf

ihren prächtigen Schlafpelz ab. In demſelben Augenblick hob ſie Paulow, von höchſter Leidenſchaft ergriffen, auf ſeine Arme und trug ſie die Stufen empor. Noch nie war er ſo zärtlich, ſo ſtürmiſch geweſen wie heute, aber die ſchöne Deſpotin mußte ſich ſeltſamer Weiſe bei ſeinen wahnſinnigen Küſſen doch immer der warnenden Worte des treuen Raſumowski erinnern, und wie ſie empor blickte, zu dem kleinen ſchalkhaften Liebesgott, ſchien ihr ſein goldener Liebespfeil plötzlich ein blitzender Dolch, der über ihr ſchwebte.

Wenn es ein Mörder war, an deſſen Bruſt ſie ruhte? Dieſer furchtbare Gedanke faßte ſie plötzlich mit dämoniſcher Gewalt und ſie begann am ganzen Leibe zu beben.

„Was haſt Du Geliebte?“ fragte Paulow.

„Nichts, nichts.“

„Seltſam. Du zitterſt, hat Dich etwas erſchreckt?“ fuhr der erſtaunte Günſtling fort.

„Mich ſchreckt nichts“, entgegnete die Czaarin, welche ſich raſch gefaßt hatte, „wenn hier Jemand Urſache hat Furcht zu empfinden, ſo biſt Du es.“

„Ich? Erkläre mir doch“, ſagte Paulow.

Eliſabeth richtete ſich hoch auf und blickte ihm forſchend in das Auge, er ſchüttelte den Kopf und lächelte, er verſtand ihr ſonderbares Betragen nicht.

„Liebst Du mich nicht mehr", flüsterte er endlich, „dann wäre es allerdings an mir zu zittern."

„Wovor?"

„Vor dem Gedanken Dich zu verlieren, denn es wäre mir unmöglich, nachdem ich vor Dir Gnade gefunden, ohne Dich nur noch zu leben."

„Du kannst Dich beruhigen", sprach die Despotin und schlang die vollen Arme um seinen Nacken, um ihn hastig zu küssen.

„Du liebst mich also?"

„Ja, aber deshalb entgehst Du doch der Strafe nicht, die Du verdient hast, Du nachlässiger Anbeter."

„Nun, so strafe mich."

„Kannst Du es nicht erwarten?" spottete die Czaarin.

„Von Deiner Hand gestraft zu werden, bietet mehr Genuß, als von einer anderen Frau erhört zu werden", murmelte Paulow von Leidenschaft berauscht.

„Meinst Du?

In demselben Augenblicke klopfte es heftig an die Thüre.

„Was soll es? Wer ist da? fragte die Czaarin ärgerlich.

„Majestät, machen Sie auf, Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit", rief eine wohlbekannte Stimme.

Eliſabeth erkannte die Gräfin Suwalow. Sie erhob ſich, ordnete ihr Haar und befahl ihrem Günſtling ihr den Schlafpelz zu reichen, in den ſie mit verdrießlicher Langſamkeit ſchlüpfte. „Erwarte mich“, ſagte ſie dann und ſchritt hinaus in das Boudoir.

Paulow hörte die beiden Frauen leiſe zuſammen ſprechen, dann entfernte ſich die Gräfin und die Czaarin kehrte zu ihm zurück.

„Nun meine Strafe“, begann er herausfordernd.

Die ſchöne Deſpotin ſah ihn an und ſtieß dann ein kurzes gellendes Lachen aus. „Welche Ungeduld. Haſt Du ſo wenig Urſache, Paulow, meine Rache zu fürchten? Was wirſt Du ſagen, wenn ich grauſamer mit Dir verfahre, als Du es erwarteſt?“

„Ich wiederhole Dir, daß deine Grauſamkeit für mich Genuß ſein wird, „erwiderte Paulow ſie umſchlingend.

„O, dieſer Genuß ſoll Dir werden!“ ſagte Eliſabeth raſch. „Komm, komm her zu mir!“ Sie machte raſch die ſeidene Schnur los, mit der ihr Schlafpelz gegürtet war.

„Was willſt Du?“ fragte Paulow mit neugierigem Erſtaunen.

„Dir die Hände binden,“ entgegnete Eliſabeth.

„Zu welchem Zweck?“

„Damit Du Dich nicht wehren kannſt, wenn ich Dir das Vergnügen mache Dich zu ſtrafen.“

Paulow hielt lachend beide Hände hin.

„Nicht ſo“, ſagte Eliſabeth, zugleich trat ſie hinter ihn und band ihm die Hände auf den Rücken.

„Kannſt Du Dich noch rühren?“ fragte ſie.

„Ebenſo wenig als einer, der in den Händen ſeines Henkers iſt“, ſprach Paulow.

„Du biſt auch in den Händen deines Henkers“, ſagte die Czaarin mit feſter Stimme.

„Wirſt Du ſo grauſam ſein?“

„So grauſam wie Du es verdienſt, Elender“, rief das ſchöne Weib, das in ſeinem rothſammtenen Hermelinpelz in gebieteriſcher Strenge vor ihm ſtand, nicht mehr die wollüſtige Geliebte, ganz nur die majeſtätiſche Richterin, die erbarmungsloſe Deſpotin.

„Was bedeutet das?“ murmelte Paulow erſchreckt.

„Siehſt Du, jetzt iſt das Zittern an Dir“ fuhr die Czaarin mit grauſamen Hohne fort, „Verräther, Mörder! „und ganz wie ihr großer Vater in ähnlicher Lage den Verſchworenen that, ſchug ſie ihn mit der geballten Fauſt in's Geſicht und riß ihn dann an den Haaren zu Boden, um ihn mit Füßen zu treten.

Zugleich trat die Gräfin Suwalow von Grenadieren der Garde gefolgt in das Gemach.

„Bekenne deine Schuld", rief die Czarin Paulow zu, der von Todesangst entstellt vor ihr auf den Knieen lag.

„Ich habe nichts zu bekennen", murmelte er.

„Du lügst", sprach die schöne Despotin mit eisiger Ruhe, „hier steht deine Anklägerin."

Paulow erblickte jetzt erst seine verrathene Geliebte, Frau von Grünstein, welche aus der Mitte der Soldaten vortrat und ihn mit einem höhnischen Blicke maß.

„Siehst Du ein, daß wir Beweise haben, daß dein Läugnen Dich nicht rettet", fuhr die Czaarin fort, „Du hast dich mit anderen Unzufriedenen gegen mich verschworen und es auf Dich genommen, mich zu ermorden."

„Die schändliche Verläumdung eines eifersüchtigen Weibes", stöhnte Paulow.

„Meinst Du", erwiderte Elisabeth mit einem kalten Lächeln, das Paulow schaudern machte. „Nun wir wollen sehen. Man soll ihn auf der Stelle foltern und so lange ohne Nachsicht, bis er gesteht."

„Barmherzigkeit!" schrie Paulow.

„Was fällt Dir ein, denke bei den Folterqualen, daß ich es bin, die sie über Dich verhängt hat, und Du wirst das höchste Vergnügen empfinden", spottete

die ſchöne Deſpotin, indem ſie ihre heftig wogende Bruſt mit dem prächtigen Hermelinpelz verhüllte.

„Gnade! Barmherzigkeit!“ wimmerte Paulow.

„Fort mit ihm“, befahl Eliſabeth, „und ſagt dem Henker, er ſoll an dieſem ſeltenen Vogel ſein Beſtes thun.“

Eine Stunde ſpäter empfing die Czaarin die Nachricht, daß Paulow auf der Folter Alles geſtanden habe. Sie verfügte, daß er nicht vor die gewöhnlichen Gerichte geſtellt, ſondern, wie ſie es bei Verſchworenen zu thun liebte, im Geheimen beſtraft werden ſollte. Die kaiſerliche Geliebte übernahm es ſelbſt, ſein Richter und ſein Henker zu ſein.

Zwölftes Kapitel.

Ein tugendhafter Günstling.

Das Urtheil, welches die Kaiserin über ihren ehemaligen Anbeter, den Verschwörer Paulow fällte, lautete wörtlich: „Paulow ist mit der Knute ohne alle Gnade zu züchtigen und zuletzt an beiden Schläfen zu brandmarken; außerdem soll ihm die Nase aufgeschlitzt und die verrätherische Zunge abgeschnitten werden. Dieses Urtheil ist im Geheimen, im Hofe der Citadelle zu vollziehen und zwar um zwölf Uhr Mittags, da ich der Execution beiwohnen und durch das frühe Aufstehen nicht in meiner Bequemlichkeit gestört sein will.“ „Elisabeth.“

An dem nächsten schönen, sonnenhellen Tage wurde die Vollziehung des grausamen Urtheils anbefohlen. Die Czaarin erschien pünktlich um die Mittags-

ſtunde in der Citadelle. Leicht und graziös, ein liebliches Lächeln um die Lippen als gelte es an irgend einer der heitern ruſſiſchen Wintervergnügungen theilzunehmen, ſprang die ſchöne Frau aus dem Schlitten und ſchritt, in der langen grauen Sammetſchleppe und dem grünſammtenen Zobelpelz doppelt majeſtätiſch, eine Koſakenmütze von demſelben Pelzwerk auf dem Haupte, in den Hof der Citadelle. Die Gräfin Suwalow und zwei Kammerherren begleiteten ſie.

Der Henker war mit ſeinen Knechten bereits an Ort und Stelle und erwartete mit ſichtlichem Vergnügen ſein vornehmes Opfer.

Die Czaarin winkte ihm näher zu treten.

Er kam, die Hände auf der Bruſt gekreuzt, demüthig wie ein Hund, der Schläge fürchtet, auf drei Schritte heran und warf ſich vor der Mächtigen auf das Knie nieder.

„Ich will, daß dieſer Paulow unter der Knute ſtirbt, verſtehſt Du“, ſagte die Czaarin, „ich höre, daß Du die Geſchicklichkeit beſitzt den Deliquenten bei dem ſovielten Streiche zu tödten als es Dir beliebt, iſt dies richtig?“

„So iſt es Mütterchen, Eliſabetha Petrowna“, ſagte der Henker, „ich kann ihn, wenn ich will, mit

dem zehnten Streiche tödten, aber sobald es mir gefäl
auch erst mit dem hundertsten.

„Gut. Ich will also daß dieser Elende stirb
aber erst wenn er zweihundert Hiebe empfangen ha
Martere mir ihn recht und Du sollst kaiserlich belohn
werden."

„Ich werde mir alle Mühe geben Deinen Bei
fall zu verdienen", entgegnete der Henker mit einem
freundlichen Grinsen, „aber da kommt unser Mann."

Paulow trat, von Grenadieren mit aufgepflanzten
Bajonetten escortirt, in den Hof. Er trug die Uniform
der Garde, schwere Ketten an Füßen und Händen,
sein Gesicht war leichenfahl und von Todesangst ent=
stellt. Als er die Czaarin erblickte, begann er am
ganzen Leibe zu zittern, während sie ihn mit Verach=
tung maß.

Ein Mitglied des Justizhofes verlas das Urtheil.
Als der Unglückliche es vernommen hatte, warf er sich
auf die Kniee nieder, daß die Ketten schauerlich ras=
selten und schrie aus voller Brust: Gnade! Gnade!

Elisabeth begnügte sich den Kopf zu schütteln.
Der Henker und seine Knechte ergriffen nun Paulow,
rissen ihm Kleider und Hemd bis auf das Beinkleid
herunter, nahmen ihm die Ketten ab und banden ihm
Hände und Füße. Dann lud ihn einer der Henkers=

knechte auf seinen Rücken, der Scharfrichter zog rasch eine Schnur um ihn und band ihn so auf seinem lebendigen Marterpfahl fest, während zwei andere seiner Knechte Paulow bei den Beinen hielten, so daß er unfähig war sich zu regen.

„Gospodi pomiluj" (Herr erbarme dich) seufzte Paulow. Der Henker stellte sich vier Schritte hinter ihn, dann trat er zwei Schritte vor und schwang die furchtbare Knute. Jeder Streich riß ein Stück Fleisch aus, aber der unglückliche Liebhaber der Czaarin gab keinen Laut von sich, obwohl sein Blut in Strömen floß; erst beim zwanzigsten Hiebe schrie er auf, es war ein entsetzlicher gellender Schrei, der alle Anwesenden schauern machte, nur den Henker nicht, welcher der Despotin zulächelte und von ihr mit einem beifälligen Kopfnicken ermuntert wurde.

„Gnade! Gnade! Um Gotteswillen! Erbarmen!" schrie Paulow.

Elisabeth trat näher, so daß sie in sein von Schmerz und Todesangst verzerrtes Gesicht blicken konnte und betrachtete ihn mit grausamer Freude.

„Erbarmen, Elisabeth!" stöhnte der Elende. „Kein Erbarmen", erwiderte das schöne Weib höhnisch „Du wirst unter der Knute sterben, mein Theurer."

Bald konnte Paulow, von den fürchterlichen

Schmerzen gelähmt nur noch, gleich einem Wahnsinnige lallen und seufzen. Als er etwa hundert Hiebe em pfangen, schien er todt. Die Czaarin sah den Henke vorwurfsvoll an.

„O, er lebt noch", beeilte sich dieser zu sage und setzte seine entsetzliche Arbeit fort.

Seine Hiebe schienen nur noch eine fühllose todte Masse zu treffen.

Nachdem Paulow mehr als zweihundert Hiebe erhalten, wurde er losgebunden und fiel wie ein Stück Holz zur Erde.

„Lebt er noch?" fragte Elisabeth, deren Grausamkeit noch immer nicht gesättigt war.

„Gewiß" erwiderte der Henker, „er spaßt nur so mit uns." Zugleich riß er ihn bei den Haaren empor und einer seiner Knechte brandmarkte ihn auf beiden Schläfen.

Noch immer gab der Unglückliche kein Lebenszeichen von sich, als aber der Henker ihm mit einer glühenden Zange die Nasenlöcher aufriß, schlug er die Augen auf und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Jetzt schnell, reiß ihm die Zunge aus", rief Elisabeth, „so lange er noch bei sich ist." Der Henker gehorchte mit vergnügter Bereitwilligkeit.

Noch einmal schrie Paulow auf in dem Augenblick

als die glühende Zange ſeine Zunge ergriff, dann ſank er leblos zuſammen. Der Henker legte das Ohr an ſein Herz.

„Jetzt iſt er todt“, ſagte er nach einer Weile mit ſichtlichem Vergnügen, „ich hoffe, Du biſt zufrieden, Mütterchen.“

Die Czaarin ließ ihm eine Rolle Goldſtücke einhändigen und verließ dann die grauenvolle Stätte, um ein heiteres Lied ſummend in ihren Schlitten zu ſteigen.

In ihrem Palaſte angelangt, beſchied ſie Alexis Raſumowski zu ſich. „Nun kannſt Du ruhig ſein“, rief ſie ihm entgegen, „Dein Nebenbuhler Paulow hat eben unter der Knute des Henkers ſeine verrätheriſche Seele ausgehaucht.“

Der Günſtling blieb ſtumm.

„Ich muß Dir nochmals danken“, fuhr Eliſabeth fort, „Du warſt der Erſte, der mich vor dieſem Elenden gewarnt hat, o! wär ich nur immer fähig Deinen Rathſchlägen zu folgen, aber ein Jeder ſagt mir etwas anderes, wie ſoll ich da nicht irre werden?“

„Folge immer Deinem Gewiſſen —“ ſagte Raſumowski.

Die Czaarin ſah ihren Sklaven erſtaunt an, das Wort war offenbar nicht nach ihrem Geſchmack.

„Wärſt Du nur im Stande Dich dem verderblichen Einfluſſe dieſes Franzoſen zu entziehen!“, ſprach Raſumowski nach einer Pauſe, „der uns alle verräth und verkauft.“

„Ich bin ſehr böſe auf Leſtocq“, fuhr die Czaarin zornig auf, „er hat mir dieſen Paulow gebracht, mich beinahe an das Meſſer geliefert.“

„Wie lange wird es dauern“, ſagte Raſumowski, „und Dein Unwille gegen ihn verwandelt ſich wieder in Liebe und Vertrauen.“

„Hätte ich nur einen Anlaß ihm zu Leibe zu gehen“, rief Eliſabeth, „Du würdeſt mich kennen lernen.“

„Leſtocq läßt es nie an ſolchen Anläſſen fehlen.“

„Wie?“

„Wenn nichts anderes, würde ſchon ſein Verhältniß zu dem Fräulein von Mengden genügen, ihn für Deine Ungnade reif zu machen“, ſagte Raſumowski.

„Was iſt damit?“

„Jedermann weiß, daß dieſe Dame, Dein Hoffräulein, ſeine Maitreſſe iſt“, entgegnete Raſumowski, „es iſt an und für ſich traurig genug, wenn das Volk weiß, welche Sittenloſigkeit bei den Großen Deines Reiches und an Deinem Hofe herrſcht, aber wenn man ſein Laſter noch dazu frech und herausfordernd zur Schau trägt, wie dieſer Leſtocq, wenn man mit ſeinen

Verirrungen öffentlich Staat macht, und Du durch Deine Nachsicht dies stillschweigend zu billigen scheinst, dann darfst Du nicht erstaunen, wenn die Achtung vor der Würde der Monarchin täglich mehr sinkt, alle Bande der Ordnung gelöst erscheinen und jeder Tag neue Verschwörungen zum Umsturze der Regierung, neue Complotte gegen Dein Leben bringt."

„Du findest also jedes solches Verhältniß strafbar —" fragte die Czaarin überrascht.

„Wozu wäre die Ehe eingeführt und geheiligt, wenn jenes erlaubt wäre?" warf der tugendhafte Günstling ein.

„Du tadelst also auch mein Leben?" sagte Elisabeth rasch, die Brauen finster zusammenziehend.

„Ja", sagte ihr Sklave unerschrocken.

„Auch ich trage meine Laster zur Schau, nicht?" rief Elisabeth immer erregter.

Rasumowski blieb die Antwort schuldig.

„Sprich", gebot die Kaiserin mit dem Fuße stampfend, „ich will Deine geheimsten Gedanken über mich kennen lernen; verstehst Du!"

„Ich glaube, daß es besser für Dich und Dein gutes Volk wäre", sprach Rasumowski, „wenn Du Dich vermählen würdest."

„Mit Dir etwa?" lachte die Czaarin. „Aus Dir

ſpricht die Eiferſucht, Alexis, das macht mir Spaß, o! Du biſt ſehr ergötzlich.“

„Wie dürfte es Dein Sklave wagen, auf Dich eiferſüchtig zu ſein“, fuhr Raſumowski mit tiefem Ernſte fort, „oder daran zu denken, daß Du ihm Deine Hand reichſt. Ich bin nicht wahnſinnig, ſondern ich ſehe im Gegentheil klarer, als Alle die um Dich ſind. Deine Würde als Monarchin ſowie die Staatsklugheit verlangen, daß Du Dir und Deiner Laune Feſſeln auferlegſt.“

„Ich ſoll Dir treu ſein, willſt Du ſagen“, ſpottete die Czaarin. „Ja, Ja! Du biſt eiferſüchtig, Alexis, und predigſt mir aus Eiferſucht, Moral. Ich habe es längſt bemerkt, daß Du ſeit einiger Zeit, ja ſeit der Rückkehr Subin's verändert biſt; eine gewiſſe Traurigkeit verſchleiert Dein ſonſt ſo heiteres, nur Glück und Frohſinn ſtrahlendes Auge. Ich habe Dir weh gethan, nur weil ich Dich zu ſehr liebe und mich durch die Eiferſucht Deiner Treue verſichern wollte. Vergieb mir.“

„Ich habe Dir nichts zu vergeben, Herrin“, ſprach Raſumowski, „nicht die Gunſt, die Du Subin und Paulow erwieſen, hat mich ſo tief gekränkt, mich drückt nur mein eigenes Verhältniß zu Dir nieder.“

Eliſabeth ſchien einen Augenblick ſprachlos vor

Erſtaunen. Eine ſolche Sprache hatte ſie noch nicht gehört. „Wie“, murmelte ſie endlich, „Du beklagſt Dich über Deine Stellung, Du liebſt mich alſo nicht?“

„Wenn Du das Liebe nennſt, was Deine Günſtlinge für Dich fühlen oder was Du für ſie empfindeſt“, erwiderte Raſumowski, „dann liebe ich Dich nicht. Meine Liebe iſt eine andere, ich bete Dich an wie eine Gottheit und deshalb möchte ich Dich auch gleich einer Gottheit erhaben über die Leidenſchaft und Schwächen gewöhnlicher Menſchen ſehen.“

„Du ſpringſt von dem Gegenſtande ab“, fiel Eliſabeth ihm in das Wort, „Du haſt Dein Verhältniß zu mir beklagt; da ich Dir Alles gegeben habe, was nur ein Weib und eine Herrſcherin dem Manne ihres Herzens geben kann, nur meine Hand nicht, ſo ſtrebſt Du offenbar nach dieſer, Undankbarer, Dein Ehrgeiz iſt noch nicht geſättigt, Du willſt die Krone Rußlands tragen, Bauernſohn.“

„O! wie wenig verſtehſt Du mich“, ſprach jetzt Raſumowski mit einem traurigen Lächeln, „nicht der Ehrgeiz, das Gewiſſen ſpricht aus mir. Es ſchmerzt mich, daß Dein Leben dem Volke Aergerniß giebt und daß auch ich beitragen ſoll, die Achtung, die die Welt für Dich hegt, zu verringern, und mein Gefühl ſträubt ſich dagegen, nichts weiter zu ſein als der Sklave Deiner

Laune, Dein Spielzeug. Es zerreißt mir das Herz, wenn ich mich öffentlich an Deiner Seite zeigen muß und die Leute mit Fingern auf mich zeigen: Seht! das iſt Raſumowski, der vom armen Leibeigenen ſich emporſchwang bis auf die Stufen des Thrones, weil er Gnade fand vor den Augen der Carewna, und uns jetzt gleich allen anderen Günſtlingen beraubt und verkauft. Aber ich würde dieſe Schmach ruhig ertragen, ruhig die Flüche meiner Landsleute, wenn ich mir nicht ſelbſt ſagen müßte: Du biſt ein Elender! O! dieſe Stimme, die in mir ſo laut ſpricht und immer lauter, die mich anklagt und verdammt, dieſe Stimme iſt es, die mich troſtlos, die mich ſchamroth macht. Gieb Deine Ehrenſtellen, Deine Orden, Deine Reichthümer, Jenen die darnach geizen, mir aber gieb die Ruhe meines Gewiſſens, die Reinheit meines Herzens wieder. Entlaſſe mich, ſage mir, daß ich fortziehen darf, zurück in meine Heimat, in mein armes Dörfchen in der Ukraine, und ich will Dir dankbar ſein wie keiner von Jenen, die Du aus der Niedrigkeit zu den höchſten Ehren und Würden erhoben, und Dein Angedenken ſegnen bis zum letzten meiner Tage.“ Raſumowski war vor der Kaiſerin niedergeſunken und barg, ihre Kniee umfaſſend, ſein Antlitz in den ſchimmernden Wellen ihrer Sammetrobe.

„Alexis“, ſtammelte Eliſabeth die Augen voll Thränen, „Du willſt mich verlaſſen? Ach, ich bin ja nicht mehr im Stande, ohne Dich zu ſein.“

Einige Zeit ſchwiegen Beide. Die mächtige Frau weinte leiſe auf ihren Sklaven hinab.

„Willſt Du bei mir bleiben?“ fuhr ſie nach einiger Zeit fort. „Ich werde Alles thun, was Du verlangſt, ich werde mich ſogar mit Dir vermählen, wenn Du willſt —“

„O! mein Gott!“ rief Raſumowski außer ſich vor Glückſeligkeit.

„Möge die Welt mich verſpotten, mich die Czaarentochter, die dem Bauernſohn, die Monarchin, die dem Sklaven ihre Hand reicht, wenn Du nur mein biſt, Du, den ich mehr liebe als alles andere, mein Reich und meine Würde.“ Eliſabeth beugte ſich zu Raſumowski nieder und ſchloß ſein Haupt zärtlich an ihre Bruſt.

„Nein, Eliſabeth“, ſagte dieſer mit dankbarer Begeiſterung, „Dich ſoll Niemand deshalb ſchmähen, weil Du recht handelſt und ſo wie es ſein muß, um Dein Gewiſſen und das meine zu beruhigen. Wenn Du in Deiner unendlichen Gnade Dich herablaſſen willſt, Deinen Sklaven zu Deinem Gemahl zu erheben, ſo ſoll es ganz im Geheimen geſchehen. Die Welt braucht

nichts davon zu erfahren, wenn wir ſelbſt nur es wiſſen, daß unſer Bündniß kein unerlaubtes mehr iſt, daß es Gott geheiligt hat durch ſeine Kirche, und dann — dann laß mich wieder nichts ſein als Deinen treueſten Unterthan, den Schemmel Deiner Füße, Deinen Sklaven!“

Dreizehntes Kapitel.

Mariage de conscience.

Von dem Augenblicke an, wo sie Rasumowski versprochen hatte, das Band der Liebe, das sie mit ihm vereinte, durch die Kirche heiligen zu lassen, schien die Czaarin umgewandelt. Mit einem Male begann sie, die durch Schönheit und Neigungen eine Venus in Rococo, bisher nur dem Vergnügen gelebt hatte, ihrem Hofe in ihrer tyrannischen Weise Tugend zu lehren und machte mit Monsieur Lestocq den Anfang. Ahnungslos trat der intriguante Leibarzt, durch einen ausdrücklichen Befehl der Monarchin zu ihr beschieden, in ihr Cabinet und als er die finster zusammengezogenen Brauen und den strengen strafenden Blick bemerkte, mit dem ihn Elisabeth empfing, begriff er zwar, daß ihm ein Sturm bevorstehe, aber er hätte eher alles

andere erwartet als eine Moralpredigt über ſein Verhältniß zu Fräulein von Mengden.

„Ich muß endlich einmal offen und ernſtlich mit Ihnen über den Skandal ſprechen, den Sie mit einem meiner Hoffräulein erregen“, begann die Kaiſerin. „Ich dulde nicht länger, daß man an meinem Hofe Sitte und Anſtand ſo ſchamlos mit Füßen tritt.“

Leſtocq ſperrte die Augen weit auf und fand vor Erſtaunen keine Worte.

„Dieſe Verſchwörungen, welche ſich täglich erneuern, um meine Ruhe zu ſtören, meine Sicherheit zu gefährden“, fuhr die Czaarin fort, „entſpringen vor Allem aus dem Mangel an Achtung vor den herrſchenden Kreiſen. Das böſe Beiſpiel, das an meinem Hofe und von den Würdenträgern meines Reiches gegeben wird, tödtet allmälig die ſittlichen Gefühle des Volkes, welche allein im Stande ſind, eine feſte Grundlage für den Thron und den Staat zu bilden. Ich bin entſchloſſen, dieſer Demoraliſation ein Ende zu machen und nicht länger zu dulden, daß man in meiner Nähe Sitte und Anſtand in dieſer Weiſe verhöhnt.“

„Aber Majeſtät, weshalb ereifern Sie ſich gerade über mich“, wendete Leſtocq ein, „weshalb ſoll mit mir der Anfang gemacht werden?“

„Weil überhaupt ein Anfang gemacht werden muß —"

„Er läge wohl näher", widerſprach der kleine kecke Franzoſe —

„O! ich weiß, was Sie ſagen wollen, Leſtocq", fiel Eliſabeth ein, „Sie meinen, ich ſoll bei mir ſelbſt beginnen, aber Ihre Mahnung kommt zu ſpät, ich bin längſt entſchloſſen, den erſten Schritt zu thun, indem ich mich vermählen werde."

„Vermählen" — ſtieß Leſtocq mühſam hervor, darauf war er nicht gefaßt geweſen. „Vermählen", wiederholte er noch einmal „und mit wem, Madame, wenn man fragen darf."

„Rathen Sie einmal Leſtocq", ſagte die Czaarin, ſich an ſeiner Verwirrung weidend.

„Ich habe keine Ahnung."

„Sie waren doch ſonſt nicht ſo ungeſchickt in ſolchen Dingen. Alſo?"

„Subin."

„Wie können Sie glauben."

„Doch nicht —" dem kleinen Franzoſen ſtockte der Athem.

„Allerdings", nickte die Czaarin. Ich vermähle mich mit meinem Sklaven Alexis Raſumowski."

„Unwiderruflich?"

„Unwiderruflich.“

Lestocq seufzte tief auf.

„Die Vermählung wird jedoch ganz im Geheimen stattfinden“, fuhr die Czaarin fort.

„Also eine mariage de conscience“, sagte Lestocq aufathmend.

„Ja wohl, und eben deshalb soll nicht davon gesprochen werden“, erwiderte Elisabeth. „Sie sind der Erste, dem ich von meinem Entschlusse Mittheilung mache, sobald also etwas in die Welt dringt, weiß ich bestimmt, daß es ihre schwatzhafte französische Zunge war, die das Geheimniß verrathen und werde darnach zu handeln wissen.“

„Kein Wort soll über meine Lippen kommen“, beeilte sich Lestocq zu sagen.

„Nun sprechen wir aber von Ihnen, mein Lieber“, sprach die Monarchin spöttisch. „Ich dulde diesen Skandal mit der Mengden nicht länger. Sie müssen sie auf der Stelle heirathen oder an ihren Vater nach Liefland zurückschicken.“

„Muß ich mich entscheiden, Majestät?“

„Allerdings und zwar auf der Stelle.“

„Nun, so heirathe ich die Kleine in Teufels wollte sagen, Gottes Namen“, rief Lestocq.

„Binnen vierzehn Tagen muß Alles in Ordnung ſein, Leſtocq", entſchied die Monarchin.

Der kleine Franzoſe verneigte ſich ſtumm und verließ dann, durch eine kurze Handbewegung der Kaiſerin entlaſſen, das Cabinet derſelben.

Wenige Tage nach ſeiner Unterredung mit der Monarchin wurde er ſpät Abends zu ihr beſchieden. Er fand in ihrem kleinen Empfangsſaal ſeine Gegner Alexis Raſumowski und den Kammerherrn Woronzoff. Sie begrüßten ſich kalt und förmlich und erwarteten ſchweigend das Erſcheinen der Czaarin.

Endlich rauſchte die Portiere und Eliſabeth trat in einem einfachen ſchwarzen Sammetkleide ohne jedes Abzeichen ihrer Würde heraus. „Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, meine Herren", wendete ſie ſich zu Woronzoff und Leſtocq, „mein Gewiſſen verlangt es, daß mein Bündniß mit Alexis Raſumowki nicht länger der kirchlichen Weihe entbehre, ich habe mich alſo entſchloſſen, mich im Geheimen mit dieſem edelſten und treuſten meiner Unterthanen zu vermählen und Sie Beide auserſehen, dabei als Zeugen zu erſcheinen. Der Prieſter iſt bereit. Ich lade Sie alſo ein mir zu folgen. Sie nahm den Arm Raſumowski's und ſchritt mit ihm voran, Leſtocq und Woronzoff folgten.

In der kleinen Kapelle des Czaarenpalastes erwartete der Priester das seltene Paar, die Kaiserin, die ihren Sklaven zu ihrem Gemahle zu erheben im Begriffe war. Elisabeth trat mit Rasumowski vor den Altar, während die beiden Zeugen in einiger Entfernung stehen blieben. Als es zum Wechseln der Ringe kam, ließ sich Rasumowski vor der Monarchin auf ein Knie nieder und empfing so das Symbol der Liebe und Treue aus ihrer Hand. Nachdem die Ceremonie zu Ende war, kehrte die Czaarin ebenso wie sie gekommen war, an dem Arme ihres Sklaven, jetzt ihres Gemahls, in ihre Gemächer zurück und entließ hier Woronzoff und Lestocq mit der strengen Weisung, über das Vorgefallene gegen Jedermann zu schweigen. Dann hieß sie ihren Gemahl sie in ihrem Schlafgemach erwarten und verließ ihn, um Toilette zu machen. Es währte nicht lange und er hörte ihre Robe glückverheißend im Nebenzimmer rauschen, jetzt theilte sie langsam die Portiere und blickte, ein schalkhaftes Lächeln auf dem schönen Antlitz herein.

„Ich will Dich heute recht bezaubern", begann sie, „sonst ist es mit meiner Macht über Dich zu Ende. Die Kaiserin hat keine Gewalt mehr über Dich, Du bist jetzt mein Gemahl, was nach dem Worte Gottes so viel heißt als mein Herr, aber dafür soll das Weib

Dir ſein ſüßes Joch auflegen, ein Joch, gegen das der tapferſte Mann ſich ebenſo vergebens ſträubt wie der muthloſeſte. Nun, wie gefalle ich Dir?“ Sie trat jetzt erſt ganz in das Zimmer und er ſah mit Entzücken, daß ſie genau ſo gekleidet war, wie an jenem Abende, wo ſein Herz ihr zum erſten Male entgegenflammte, ſie trug wie damals eine weiße Atlasſchleppe und derſelbe rothſammtene Schlafpelz lag mit ſeinem weichen ſchwellenden Hermelin um Nacken, Bruſt und Arme. Die Seligkeit, welche der treue Mann, ganz in den Anblick des geliebten Weibes verſunken, empfand, war ſo unermeßlich, daß er keine Worte fand; er warf ſich in ſtummer Anbetung vor ſeiner Gemahlin, ſeiner Herrin nieder und preßte ſeine Lippen auf ihren kleinen Fuß, der unter dem ſchimmernden Saum ihrer Atlasrobe hervorblickte.

„Biſt Du jetzt zufrieden, Alexis?“ fuhr Eliſabeth fort. „Iſt Dein Gewiſſen jetzt beruhigt, haſt Du noch einen Wunſch?“

„Keinen“, erwiderte er, „als den, daß Du auch Deinem Gatten eine gnädige Gebieterin bleibſt, wie Du es immer Deinem Sklaven warſt.“

„Nun wollen wir aber recht fröhlich ſein, Alexis“, ſagte die Czaarin, „und unſere Hochzeit feiern.“ Sie hob den Geliebten auf und küßte ihn mit leidenſchaft-

licher Zärtlichkeit. Dann führte sie ihn in den kleinen Saal, in welchem ein Tisch nur für sie Beide gedeckt war und nahm mit ihrem Gemahl an demselben Platz.

Auf ein Glockenzeichen traten zwei Diener ein, welche ein ausgesuchtes Souper servirten. Die beiden Gatten aßen, tranken und unterhielten sich vortrefflich.

Nach dem Dessert bat Elisabeth ihren Gemahl, ihr einige seiner herrlichen kleinrussischen Lieder zu singen, welche sie so gern hörte. Er gehorchte mit Vergnügen, sie beeilte sich an dem kleinen Clavier, dessen Tasten mit Perlmutter ausgelegt waren, Platz zu nehmen und begleitete ihn. Dann sang auch sie eine der italienischen Arien, welche sie auswendig kannte und endlich ließ sie ihre schönen Hände müde in den Schooß herabsinken und sagte, indem sie den Geliebten durch die halbgeschlossenen Augenlider schläfrig anblinzelte: „Nun wollen wir zur Ruhe gehen.“

Sie schritt voran in ihr Schlafgemach und Rasumowski folgte. Als sie sich auf einer Ottomane niedergelassen hatte, warf er sich vor ihr auf ein Knie nieder, um ihr die rothsammtenen Pantoffeln auszuziehen. „Wie galant für einen Ehemann“, spottete Elisabeth, legte ihre vollen weichen Arme um den Nacken des theuren Mannes und blickte ihm lange in das Auge.

„Du haſt mich erſt gelehrt, was Liebe iſt“, flüſterte ſie, „wahrhafte, echte und treue Liebe. Ich ſchäme mich beinahe, wenn ich jetzt zurückdenke, wie ich früher war, aber genug davon, Du haſt mir meine Frauenwürde zurückgegeben, Du der ehemalige Leibeigene, der Bauernſohn. Dir verdanke ich, was alle die Großen meines Reiches und dieſe deutſchen und franzöſichen Ausländer, welche auf meine Ruſſen mit Geringſchätzung herabblicken, nicht zu Stande gebracht haben, trotz ihrer hohen Bildung, mit der ſie gern uns gegenüber prahlen. Ein Volk, in welchem ſolche Herzen wie das Deine ſchlagen, beſitzt, wenn es heute noch in den Wiſſenſchaften und Künſten zurück iſt, einen vortrefflichen Kern, den man auch in der rohen Schale achten muß, weil er uns in der Zukunft die herrlichſten Blüthen und Früchte verſpricht. Die Geſchichte wird einmal mit Bewunderung von dem armen kleinruſſiſchen Bauer ſprechen, den die mit entnervenden Wohlgerüchen geſchwängerte Hofluft nicht im Stande war zu berauſchen, der unter Hofſchranzen, Schmeichlern, und Intriguanten ſtets nur das Wohl ſeiner Herrſcherin und ſeines Vaterlandes im Auge hatte und ſeine Monarchin eine neue beſſere Bahn führte; denn ich verſpreche Dir, mein geliebter Mann, daß der heutige Tag ein Wendepunkt nicht allein in

meinem Leben, ſondern in der Geſchichte Rußlands werden ſoll. Fortan werde ich keinen Schritt mehr thun, ohne Dich um Rath zu fragen, denn Du biſt viel klüger und vor Allem viel beſſer, viel edler als ich.“

„Du beſchämſt mich“, ſagte Raſumowski leiſe.

„Im Gegentheil, Du darfſt ſtolz ſein“, unterbrach ihn ſeine kaiſerliche Gemahlin, „denn Du biſt mein lebendiges Gewiſſen, mein guter Engel.“ Sie ſchloß ihn mit inniger Liebe in ihre Arme und bedeckte ſein Antlitz mit Küſſen, ein namenloſes Glück ließ ihre Herzen voll und kräftig gegen einander ſchlagen, ſie waren ſo zufrieden, ſo ſelig, als wenn nicht die Prachträume eines Palaſtes ſie umgeben hätten, ſondern die rauchigen Wände einer Bauernhütte.

Beide Gatten ſchienen ſeit jenem Tage in der That vollkommen verändert. Die Kaiſerin zeigte in Allem einen Ernſt, der ihr bisher fremd geweſen, während Raſumowski's Schwermuth einer edlen Heiterkeit gewichen war. Die Czaarin beſchäftigte ſich nun unerbittlich mit den Sitten oder eigentlich Unſitten an ihrem Hofe und verfolgte mit deſpotiſcher Strenge jede Aeußerung der Frivolität. Um ein eklatantes Exempel zu ſtatuiren, wurde Monſieur Leſtocq neuerdings befohlen, ſich mit dem Hoffräulein von Mengden zu vermählen.

Der kleine Franzoſe fügte ſich ohne weiteren Proteſt, aber er hatte nicht übel Luſt dem Beiſpiele der Kaiſerin zu folgen und die Trauungsceremonie im Geheimen vollziehen zu laſſen, da er bei derſelben nicht mit Unrecht eine komiſche Rolle zu ſpielen befürchtete. Aber die Monarchin gab ſich damit nicht zufrieden. Sie wollte, daß die Vermählung ihres Vertrauten möglichſt viel Aufſehen errege und befahl daher, daß dieſelbe öffentlich und nur mit aller möglichen Feierlichkeit und Pracht vollzogen werde.

„Sobald eine Frau, die noch zum Ueberfluß unumſchränkte Herrſcherin iſt, etwas will", ſagte Leſtocq ſeufzend, „bleibt nichts übrig, als gehorchen.

Die Trauung fand mit nie geſehenem Pomp in Gegenwart der Kaiſerin und ihres ganzen Hofes ſtatt. Eine unabſehbare Volksmenge füllte die Kirche und die Straßen, durch welche der Hochzeitszug in prachtvollen, phantaſtiſch geformten Schlitten fuhr. Leſtocq ſtand vor dem Altar an der Seite ſeiner Erwählten, welche ihren Triumph durchaus nicht zu verbergen ſuchte, mit einer Armenſündermiene, welche die Czaarin unwiderſtehlich zum Lachen reizte.

„Sie könnten nicht ärger ausſehen, wenn man Sie zur Hinrichtung führen würde, Leſtocq", ſagte ſie zu ihm, als er, ſeine Gemahlin am Arme, nach voll-

zogener Ceremonie die Glückwünſche der Anweſenden empfing.

„Ach Majeſtät, eine Heirath iſt noch viel ärger als eine Hinrichtung“ ſeufzte Leſtocq, „hier hat man es gleich mit einem Male überſtanden, dort aber heißt es ein ganzes Leben hindurch mit dem Stricke um den Hals herumgehen.“

Vierzehntes Kapitel.

Eine willkommene Verschwörung.

Dem Beispiele seiner Gebieterin folgend, schien auch Lestocq von dem Augenblicke an, wo er der öffentlichen Meinung Rechnung getragen und sich vermählt hatte, ein Ausbund von Moralität und organisirte sogar zu seinem Privatvergnügen eine Art geheimer Sittenpolizei, welche ihn in die Lage versetzte, jede Verletzung der Moral und des Anstandes sofort zur Kenntniß der Monarchin zu bringen, welche dieselbe unnachsichtlich strafte. Freilich wurde dieser sittliche Eifer ebenso wie das Institut, das demselben diente, in den Händen des intriguanten Franzosen wieder nur eine neue Waffe gegen seine Gegner, die Bestuseff's und ihren Anhang. Bei aller Vorsicht, welche ihm durch die nahen Beziehungen des Gemahls der Kaiserin zu dieser Partei auferlegt war, versäumte er es

doch nie, dieſelbe indirect zu verdächtigen oder bei der Kaiſerin in ein übles Licht zu ſetzen. So erſchien er eines Tages freudeſtrahlend bei dem Lever derſelben und bat um Gehör unter vier Augen.

Nachdem die Czaarin ihre Damen entlaſſen und ſich bequem in ihren Schlafrock einhüllend in einem Fauteuil ausgeſtreckt hatte, begann ſie lächelnd: „Nun, was haben Sie denn wieder Neues und Wichtiges für mich?“

„Etwas höchſt Wichtiges allerdings,“ entgegnete Leſtocq geheimnißvoll, „jedoch nichts Neues, ſondern, eine alte Geſchichte. Erinnern ſich Majeſtät noch der nächtlichen Zuſammenkünfte, welche Graf Suwalow mit einer unbekannten verſchleierten Dame hatte?“

„O! gewiß,“ rief Eliſabeth, „ich habe ihm ſeine damalige ſchändliche Untreue noch immer nicht vergeſſen.“

„Nun, Majeſtät, was würden Sie dazu ſagen, wenn ich heute in der Lage wäre, Ihnen den Schleier dieſes pikanten Geheimniſſes zu lüften?“ “

„Sie haben jene Dame entdeckt?“

„Ja, ich habe ſie entdeckt, Majeſtät.“

„Nun raſch, wer iſt es?“ fragte Eliſabeth, deren Neugierde lebhaft erregt war.

„Es iſt keine Geringere als die Gräfin Beſtuseff.

„Lestocq Sie lügen.“

„O, ich habe Beweise.“

„Dienstbotenklatsch.“

„Nein, Majestät, die eigenhändigen Briefe der Gräfin an Suwalow.“

„Wie kommen Sie zu denselben?“

„Das ist mein Geheimniß.“

„Zeigen Sie mir diese Briefe“, befahl die Czaarin. Lestocq händigte ihr ein kleines Päckchen parfümirter Billetdoux's auf Rosapapier ein, welche Elisabeth rasch durchflog. „Schändlich!“ murmelte sie, „abscheulich, aber ich werde eine Gelegenheit finden sie und ihn zu strafen.“

„Die Gräfin ist mir überhaupt verdächtig“, fuhr Lestocq fort. „Sie hat in neuerer Zeit innige Freundschaft mit Frau von Lapuchin geschlossen, derselben welche—“

„O! erinnern Sie mich nicht an die Schmach, welche mir dieses Weib zugefügt hat“, fuhr Elisabeth zornig auf. „Nicht genug, daß Sie mir das Herz Löwenwolde's geraubt hat, wagt sie es heute noch, mir den Preis der Schönheit streitig zu machen. Ich habe Rasumowski versprochen, nie mehr ungerecht zu sein, in keiner Weise meinem Hasse oder Zorn die Zügel schießen zu lassen, aber ich will fortan täglich zu Gott

beten, daß mir dieſe Verhaßten ſelbſt Gelegenheit bieten, unter dem Deckmantel ſtrenger Gerechtigkeit an ihnen Rache zu nehmen."

„Nun ich denke eine ſolche Gelegenheit wird ſich früher darbieten, als Sie es vielleicht für möglich halten, Majeſtät," ſagte der intriguante Franzoſe mit einem überlegenen Lächeln.

„Wie?"

„Meine wichtigen Nachrichten ſind noch nicht erſchöpft."

„Alſo raſch, zur Sache", drängte Eliſabeth.

„Die Sache iſt noch nicht ganz im Reinen", erwiederte Leſtocq, „ich darf alſo in Ihrem Intereſſe, Majeſtät, nur unter der Bedingung davon ſprechen, daß Sie mir zuſichern, Niemand davon Mittheilung zu machen und zwar am wenigſten Ihrem Gemahl."

„Ich verſpreche Ihnen dies", ſprach die Czaarin.

Leſtocq trat hierauf näher und begann im Flüſtertone zu berichten, daß der Lieutenant Berger von dem in Petersburg liegenden Küraſſierregimente den Befehl erhalten habe, jenen Officier abzulöſen, welcher bis jetzt bei dem nach Solikamsk im Gouvernement Perm verbannten Grafen Löwenwolde die Wache gehabt. Als Frau von Lapuſchin davon Kenntniß erhielt, habe ſie ihren Sohn den Kammerjunker zu Berger geſchickt und

denſelben gebeten, Löwenwolde zu verſichern, daß ſie ihn nicht vergeſſen habe, daß ihre Geſinnungen ihm gegenüber unverändert geblieben ſeien und hinzuzufügen, daß er nicht verzagen, ſondern auf beſſere Zeiten hoffen möge. Berger, der ein Kurländer und der Monarchin treu ergeben ſei, habe ihm jedoch ſofort Anzeige davon gemacht.

„Nun in dem Allen ſehe ich noch kein Majeſtätsverbrechen", ſprach Eliſabeth.

„Ich habe ja ſchon bemerkt, Majeſtät, daß die Sache noch nicht ganz klar iſt," beeilte ſich der Franzoſe einzuwenden, „aber einem Kopf, wie es der meinige iſt, genügt meiſt eine unbedeutende Aeußerung, um gleich das ganze Netz der Intrigue zu überblicken. Wenn die Lapuchin von beſſeren Zeiten ſpricht, auf welche Löwenwolde hoffen ſoll, ſo iſt mir dies ein Fingerzeig, daß etwas im Werke iſt, um dieſe Zeiten herbei zu führen, eine Verſchwörung —"

„Ihre Schlüſſe ſind etwas kühn", ſagte die Czaarin, „gerade weil ich dieſe Frau ſo ſehr haſſe und man von meinem Haſſe weiß, will ich mich ihr gegenüber keiner Uebereilung ſchuldig machen. Forſchen Sie alſo der Sache nach, Leſtocq, beauftragen Sie den Lieutenant zum Schein auf die Abſichten der Lapuchin einzugehen und ſie auf dieſe Weiſe auszuholen."

„Dies ist bereits im Werke, Majestät, und hoffe ich Ihnen morgen schon die ganze Verschwörung zu Füßen legen zu können", entgegnete der Franzose.

„Wenn es Ihnen gelingt mir diese Frau auf Gnade und Ungnade in die Hände zu liefern", rief die Czaarin, „werde ich Ihnen ewig dankbar sein, Lestocq, aber hüten Sie sich mich blos zu stellen. Ich empfehle Ihnen nochmals die größte Vorsicht." Damit entließ ihn die Kaiserin und setzte ihre Toilette fort.

Noch an demselben Abende suchte Lieutenant Berger, von dem Capitain Falkenberg begleitet, den jungen Lapuchin auf und lud ihn ein mit ihnen ein Glas Wein zu trinken. Sie traten in eine Weinstube und nachdem sie durch eifriges Zutrinken Lapuchin redselig gemacht, begann Berger in den stärksten Ausdrücken auf die Czaarin und ihre Creaturen los zuziehen. „Sie haben mir aufgetragen mein lieber Lapuchin", schloß er, „dem Grafen Löwenwolde zu sagen, er möchte auf bessere Zeiten hoffen. Nun, worin bestehen denn aber Ihre Hoffnungen auf eine Veränderung, ich und mein Kamerad hier sehnen uns gleich vielen Anderen in der Armee nach einer solchen und würden unter Umständen sogar gern unsere Arme leihen, um dieselbe herbeizuführen."

„Unſere Hoffnungen ſind vorzüglich auf den früheren öſterreichiſchen Geſandten an dem hieſigen Hofe, Marquis Botta gerichtet", erwiderte Lapuchin. „Derſelbe hat in dem Hauſe meiner Mutter wiederholt die Aeußerung gethan, daß die jetzige Regierung nicht beſtehen könne und ehe man ſich deſſen verſehe, geſtürzt ſein werde. Man vermuthet auch, daß ſeine Regierung ihn deshalb nur nach Berlin geſendet habe, wo er jetzt als Botſchafter beglaubigt ſei, um den König von Preußen für die Wiedereinſetzung der braunſchweigiſchen Linie zu gewinnen."

„Sollte dies Alles ſein, was Sie wiſſen, mein junger Freund?" ſagte Lieutenant Berger enttäuſcht."

„Ich denke, es genügt, um von der Zukunft Beſſeres zu erwarten als uns die Gegenwart bietet", gab Lapuchin zur Antwort, „die Auslaſſungen Botta's führen zu der Vermuthung, daß zwiſchen ihm und einflußreichen Perſonen ein Einverſtändniß beſteht und daß daſſelbe den Sturz der Kaiſerin Eliſabeth zum Endzweck hat."

„Alſo eine Verſchwörung, deren Haupt der Marquis von Botta iſt", warf Berger ein.

„Das will ich nicht geſagt haben", flüſterte Lapuchin, „aber jedenfalls muß doch etwas im Werke ſein,

denn ich kann nicht glauben, daß der Marquis seine Behauptungen aus der Luft gegriffen hat."

Gleich nachdem er sich von dem jungen Lapuchin verabschiedet, erstattete Berger Lestocq über das Ergebniß seiner Unterredung mit dem Kammerjunker Bericht und sprach sein Bedauern darüber aus, nicht Besseres mittheilen zu können. „O! was glauben Sie", rief Lestocq, „die Aeußerungen dieses Lapuchin sind unbezahlbar, verlassen Sie sich auf mich, ich werde aus denselben einen Strick drehen, an dem ich alle meine Gegner aufhängen kann."

Er eilte zur Czaarin und theilte ihr mit, Lapuchin habe dem Lieutenant Berger in Gegenwart des Capitains Falkenberg ausgeplaudert, daß eine weitverzweigte Verschwörung gegen das Leben der Czaarin und zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung bestehe, deren Haupt kein Geringerer als der ehemalige österreichische Gesandte Botta sei, dessen Abreise das Complott für den Moment lahm gelegt habe, daher noch Zeit sei einzuschreiten und sich der Schuldigen zu bemächtigen. Elisabeth sah jetzt in der That ihren Thron in Gefahr und ertheilte auf der Stelle die Befehle, welche Lestocq als nothwendig hinstellte. Von neuem triumphirte der intriguante Franzose, mit einem Schlage hatte er Oesterreich und die Bestuseff verdächtigt und

noch überdies der Kaiserin ihre beiden verhaßten Nebenbuhlerinnen in die Hände geliefert.

In der Nacht vom 4. auf den 5. August 1743 wurden Frau von Lapuchin und ihr Sohn Iwan verhaftet. Am folgenden Tage nahm man die Gräfin Bestuseff nebst ihrer Tochter auf einem zwischen Peterhof und der Hauptstadt gelegenen Landgute gefangen. Die Hofdame Fräulein von Lapuchin, welche ein Liebling des Thronfolgers war, wurde, als sie mit ihm in einem Wagen vorfuhr, unter dem Vorwande, daß ihre Mutter plötzlich auf den Tod erkrankt sei und sie zu sehen wünsche, in einen anderen Wagen gelockt und zu den übrigen Verhafteten in das Palais gebracht, welches die Czaarin als Großfürstin bewohnt hatte. Später führte man Frau von Lapuchin, ihren Sohn und die Gräfin Bestuseff auf die Festung ab, während man ihren Töchtern in den Häusern ihrer Eltern Arrest gab.

Elisabeth jubelte, daß sie endlich einen gegründeten Vorwand hatte, ihre beiden Nebenbuhlerinnen zu verderben. „Nun wird wohl bald Niemand daran zweifeln, daß ich die schönste Frau Rußlands bin", sagte sie zu Lestocq, „ich werde dafür sorgen, daß man in Zukunft die Fratze dieser Lapuchin nicht mehr bewundert, sondern mit Abscheu betrachtet. Rache ist auch

Wolluſt und kein Genuß der Liebe kommt jenem gleich, eine Feinde auf Gnade und Ungnade ſich überliefern zu ſehen.“ Eben hatte ſie den Ukas unterzeichnet, welcher die Unterſuchungscommiſſion in der ſogenannten Botta'ſchen Verſchwörung zuſammenberief und zu Mitgliedern derſelben den General Usakoff, Leſtocq und Trubetzkoi, welche der gemeinſame Haß gegen die Beſtuseff wieder vereinigt hatte, und den Staatsrath Dimidoff ernannte, als Alexis Raſumowski eintrat. Eliſabeth zeigte bei ſeinem Anblick einige Verlegenheit, denn ſie hatte wieder einmal gehandelt, ohne, wie ſie es verſprochen, vorher ſeine Meinung einzuholen. Um ſeinen Vorwürfen zuvorzukommen, begann ſie ihrem Gemahl von der entdeckten Verſchwörung und den getroffenen Maßregeln, als von etwas, was ſich von ſelbſt verſtände, zu erzählen. Raſumowski hörte ſie an ohne eine Miene zu verziehen. „Ich fürchte nur“, ſagte er dann, „daß Sie wieder übereilt gehandelt haben, Majeſtät, das ganze Complott exiſtirt, wie mir ſcheint, nur in dem Kopfe des geheimen Rathes Leſtocq, der, wie wir alle wiſſen ein erbitterter Gegner der Beſtuseff's iſt.“

„Wie Du ihr Freund, Raſumowski“, fiel die Czaarin ein, „ich aber will unparteiiſch ſein und Keinem von Euch glauben, ſondern die Sache unterſuchen laſſen und dann ſtrenge Gerechtigkeit üben.“

„Das gebe Gott“, entgegnete Rasumowski, „aber ich weiß, daß Sie in dieser Angelegenheit nicht unbefangen, nicht gerecht sein können, Majestät, ich weiß, daß die Gerechtigkeit diesmal der Rache ihr Schwert leihen muß und sehe mit Bedauern voraus, daß dieser Prozeß kein anderes Ergebniß haben wird, als die Majestät neuerdings in den Augen des Volkes herabzuwürdigen.“

„Was wünschen Sie also“, sprach Lestocq, „wenn Jemandes Stimme gehört werden muß, so ist es die Ihre.“

„Ich besorge, daß man durch die Folter den Angeklagten Geständnisse erpressen und sie dann für Verbrechen, welche sie nie begangen haben, auf das Schafot senden wird“, entgegnete Rasumowski.

„Sie nehmen also für diese Verräther Partei“, rief Elisabeth ärgerlich.

„Im Gegentheil“, sprach Rasumowski, „ich habe nichts im Auge als Ihren Vortheil, Majestät, ich möchte Sie nicht durch einen blutigen Akt grausamer Cabinetsjustiz vor ihrem eigenen Lande wie vor Europa gebrandmarkt sehen.“

Genügt es Ihnen“, sagte die Czaarin nach einigem Nachsinnen mit einem eigenthümlich lauernden Blick, „wenn ich Ihnen verspreche, den Schwur, den

ich bei meiner Thron beſteigung gethan, zu erfüllen und den Angeklagten, ihre Schuld möge noch ſo groß ſein, das Leben zu ſchenken?"

„Nein, Majeſtät, ich verlange mehr", antwortete ihr Gemahl, „ich beſchwöre Sie, die Angeklagten nicht auf der Folter befragen zu laſſen, man würde ſonſt ſagen, daß ſie unſchuldig ſind und nur durch Qualen, die kein Menſch und vor Allem keine ſchwache, zarte verwöhnte Frau zu ertragen im Stande iſt, zu Hochverräthern geſtempelt würden."

„Ich gebe Ihnen alſo mein heiliges Wort", ſagte die Czaarin, „daß die Angeklagten weder gefoltert noch hingerichtet werden ſollen. Sind ſie jetzt zufrieden?"

„Ja, Majeſtät, gab Raſumowski zur Antwort, ſowie ich es immer bin, wenn ich Sie gerecht und milde finde."

Als ihr Gemahl ſie verlaſſen hatte, ſchlug die Czaarin ein lautes dämoniſches Lachen auf, diesmal hatte das rachſüchtige Weib den klugen Mann doch überliſtet, denn ſie dachte von Anbeginn nicht daran, Frau von Lapuſchin und die Gräfin Beſtuseff zu tödten, jedoch nicht etwa weil ſie zu milde, ſondern weil ſie zu grauſam war. Sie hatte ihren Opfern eine ganz andere empfindlichere Strafe zugedacht, nicht die Monarchin wollte Vergeltung üben, ſondern das in ſeiner Eitelkeit beleidigte Weib.

Fünfzehntes Kapitel.

Die peinliche Frage.

Die Unterſuchungscommiſſion begann ſofort ihre Thätigkeit. Gleich in den erſten Verhören bekannten die Angeklagten freiwillig Alles, was man ihnen wirklich zur Laſt legen konnte, ſie läugneten weder, daß ſie die Kaiſerin und ihr zügelloſes Privatleben bei verſchiedenen Anläſſen ſcharf und rückſichtslos getadelt, noch auch, daß ſie die Ausſchreitungen ihrer Günſtlinge bitter beklagt und beſpöttelt hatten. Sie geſtanden ferner, daß ſie unter ſich wiederholt das allgemeine Mißvergnügen und Verlangen, die frühere Regierung wieder hergeſtellt zu ſehen, beſprochen und als die Urſache deſſelben die Theilnahmloſigkeit der Monarchin gegen alle öffentlichen Angelegenheiten und die daraus entſpringenden Uebergriffe ihrer Miniſter und Diener

bezeichnet hatten. Jeder, mit dem sie darüber je ein paar Worte gewechselt, wurde sofort eingezogen. Niemand fühlte sich bald mehr in Petersburg sicher. Trotz dem Terrorismus jedoch, den diese neue Inquisition, Lestocq an der Spitze, übte, kam man mit der Angelegenheit nicht vorwärts, so daß der vor keinem Mittel zurückscheuende Franzose die Czaarin drängte, im Geheimen die Angeklagten auf der Folter befragen zu lassen.

Elisabeth blieb nun zwar fest dabei, ihr Rasumowski gegebenes Wort zu halten, aber sie sann nach, wie sie dasselbe umgehen könne und sagte plötzlich zu Lestocq, „ich hab' es, lassen Sie nur mich machen, ich werde diese Elenden schon zum Geständniß bringen."

Am folgenden Tage, gegen Abend, trat ein Officier in das Gefängniß des jungen Iwan Lapuchin, ließ denselben in Ketten schließen und in einen bereit gehaltenen verdeckten Schlitten bringen. Nach einer kurzen Fahrt stiegen sie im Thorwege eines dem Gefangenen vollkommen fremden Gebäudes ab und der Officier führte denselben durch einen Corridor und eine Reihe von Zimmern in ein kleines mit behaglicher Pracht eingerichtetes Gemach, in welchem er ihn warten hieß. Zuerst erschien ein alter Diener, welcher ihm die Ketten abnahm, dann trat aus dem Nebenzimmer

eine hochgewachsene Dame in einen großen schwarzen Seidenmantel gehüllt und dicht verschleiert, so daß nur ein paar große gebieterische Augen ihm aus den dichten Hüllen entgegen blitzten.

„Du hast die Prüfungen, welche das Schicksal über Dich verhängt hat, bisher so standhaft ertragen, mein Freund", begann die Dame, sich in einem Lehnstuhl niederlassend, „daß wir Dir vollkommenes Vertrauen schenken können. Erfahre denn, daß auch ich der weitverzweigten Verschwörung gegen die bestehende Regierung angehöre, welche überall Anhänger zählt; auch der Officier, der Dich hierher brachte, gehört zu uns. Du bist frei, frei durch uns, aber wir hoffen, daß Du Deine Freiheit zu keinem anderen Zwecke benutzen wirst, als uns beizustehen, diese grausame Tyrannin, welche auf dem Throne Rußlands sitzt, zu stürzen."

„Aber ich weiß ja von nichts", erwiderte der junge Lapuchin naiv, „und ich will auch von nichts wissen. Ich habe Angst genug ausgestanden in meinem Kerker. Auf mich zähle man ja nicht in dieser verderblichen Sache."

„Aber Deine Mutter ist, wie Du weißt, bei dem Complott", sagte die Verschleierte rasch.

„Möglich“, erwiderte Lapuchin, „aber ich zweifle daran.“

„Hat ſie nicht bei jeder Gelegenheit die Czaarin geſchmäht?“

„Allerdings, aber dies iſt noch kein Hochverrath.“

„Meinſt Du?“ ſagte die Dame. „Du billigſt es alſo, wenn man die Ehre der Kaiſerin angreift, Du haßt ſie wohl auch dieſe galante leichtfertige Frau.“

„Ich tadle nur, daß ſie ihren Günſtlingen ſo viel Macht einräumt zum Schaden des Staates.“

„Und Du verabſcheuſt ſie deshalb und findeſt ſie wohl ſogar recht häßlich, ſonſt hätte Dich ja ihre Schönheit, die man rühmt, entwaffnen müſſen.“

„Auch ich finde die Czaarin ſchön“, ſagte Lapuchin.

„Auch begehrenswerth?“ fragte die Verſchleierte raſch.

„Gewiß.“

„Du wärſt alſo nicht ſo unzufrieden, wenn Du einer ihrer Favoriten wärſt?“

„O! gewiß nicht, ich wäre ſogar ſehr glücklich.“

„Weshalb haſt Du ihr alſo nie geſagt, daß ſie ſchön iſt, daß Du glücklich wärſt, ihre Gunſt zu beſitzen?“ fuhr die Dame fort.

„Ich hatte keine Gelegenheit“, erwiderte Lapuchin.

„Nun ſo ſage es ihr jetzt“, rief die Dame und

warf zugleich Mantel und Schleier ab. Lapuchin ſtieß einen Ruf der Ueberraſchung aus; vor ihm ſtand die Czaarin in berückender Schönheit, wie er ſie noch nie geſehen, ein ſilbergrauer Seidenrock floß von ihren üppigen Hüften bis zur Erde nieder, eine blauſeidene verſchwenderiſch mit kaiſerlichem Hermelinpelz ausgeſchlagene Jacke zeigte die volle Pracht ihrer marmornen Büſte und ihre Arme. Sie lächelte und bot ihm die Hand. „Nun, Du ſcheinſt eher erſchreckt als erfreut, Lapuchin.“

„Ich weiß nicht, was ich denken ſoll“, ſtammelte der Jüngling in unbeſchreiblicher Verwirrung.

„Du ſollſt denken, daß ich Dir wohl will“, erwiderte die Czaarin, „und daß Dir ein Glück winkt, wie nur wenigen Sterblichen, aber Du mußt Dich Deiner Monarchin auch dankbar zeigen für die Gunſt, die ſie Dir ſchenkt und auf der Stelle Alles ſagen, was Du von dem Complotte Deiner Mutter und der Gräfin Beſtuseff mit dem Marquis von Botta weißt und bis jetzt verſchwiegen haſt.“

„Ich habe nichts verſchwiegen, Majeſtät“, ſagte Lapuchin, deſſen Stimme zitterte.

„Du fürchteſt, Dein Geſtändniß könne auch Dich ins Verderben ziehen“, fiel die Kaiſerin lebhaft ein, ich ſichere Dir vollkommene Strafloſigkeit zu, auch

Deiner Mutter, aber dafür verlange ich, daß Du ſonſt Niemand ſchonſt.“

„Aber Majeſtät, ich ſchwöre, daß ich Alles, was mir bekannt geworden iſt, bereits freiwillig ausgeſagt habe“, gab der arme am ganzen Leibe bebende junge Mann zur Antwort.

„Du irrſt Dich, wenn Du annimmſt, daß Dir Deine Hartnäckigkeit etwas nützt“, ſagte die Kaiſerin, indem ſie die ſchönen Brauen unheildrohend zuſammenzog, „wenn ich ſehe, daß meine Güte an Dich verſchwendet war, ſtehen mir noch andere Mittel zu Gebote, Dir die Zunge zu löſen.“

„Mein Gott, ich habe ja wirklich nichts weiter zu geſtehen“, ſtammelte Lapuchin.

„Du willſt alſo Strenge ſehen?“

„Majeſtät, ich beſchwöre Sie —“

„Geſtehe —“ ſchrie ihn die ſchöne Frau an, indem ſie gebieteriſch auf ihn zutrat.

„Ich weiß von nichts —“

„Nun wir werden ſehen.“ Die Czaarin ſchlug die Portiere zurück und winkte dem Henker, der mit ſeinen Knechten hinter derſelben bereit ſtand. „Hier iſt ein Vogel, dem Du die Zunge zu löſen haſt“, ſcherzte ſie grauſam, „bemächtige Dich ſeiner.“ Die Knechte ergriffen Lapuchin und banden ihn, dann

warf der Henker dem Unglücklichen eine Schlinge um den Hals und ſchleifte ihn ſo aus dem Zimmer in den neben demſelben befindlichen Gerichtsſaal, in welchem, an einer langen Tafel ſitzend, die Unterſuchungscommiſſion ihn erwartete. Die Czaarin folgte.

„Geſtatten alſo Ihre Majeſtät uns jetzt, ihn auf der Folter zu befragen?“ begann Leſtocq.

„Nein“, erwiderte die Czaarin raſch, „aber es giebt noch andere Mittel.“

„Welche, Majeſtät.“

„Die Knute.“

„Daran haben wir wahrhaftig nicht gedacht“, ſagte Trubetzkoi.

„Aber ich“, lächelte Eliſabeth, „man ſoll ihn ſo lange peitſchen, bis er Alles geſteht.“

„Erbarmen, Majeſtät“, flehte Lapuchin, ſich ihr zu Füßen werfend, „ich weiß nichts, ich habe Alles geſtanden, ich bin unſchuldig.“ Die Czaarin blieb indeß durch ſein Bitten und Weinen ungerührt und winkte dem Henker mit der peinlichen Frage zu beginnen. Seine Knechte hoben Lapuchin auf und hingen ihn mit nach oben ausgerenkten Armen an den Balken, der ſonſt bei der Folterung benutzt wurde, der Henker trat hierauf, die Knute in der nervigen Hand, hinter

ihn und hieb ihn über den Rücken. Lapuchin seufzte auf.

„Besser, Väterchen, besser", rief die Czaarin, welche auf einem Stuhl in der Nähe Platz genommen hatte. Die Hiebe fielen nun rasch und ohne Erbarmen.

„Was haben Sie noch zu gestehen?" befragte Trubetzkoi den Angeklagten.

„Nichts, als was ich bereits bekannt", wimmerte dieser.

„Erinnern sie sich keiner weiteren Momente, die Mitschuld des Marquis Botta betreffend?" rief Lestocq.

„Nein."

Der Henker ließ die Knute weiter arbeiten.

„Gnade", jammerte Lapuchin, „ich weiß nichts, als was bereits niedergeschrieben ist, sollte ich Fremde schonen, nachdem ich meine Mutter so schwer angeklagt habe? Bedenken Sie dies doch und üben Sie Gnade!" Trubetzkoi blickte auf die Czaarin, welche jedoch weiter zu peitschen befahl. Erst, nach dem Lapuschin bei fünfzig Knutenhiebe erhalten hatte und bei seiner Aussage geblieben war, befahl sie einzuhalten und ließ ihn losbinden. Der Unglückliche sank ohnmächtig zur Erde und wurde so in seinen Kerker zurückgebracht. Nun wurde seine Mutter, Frau von Lapuchin hereingeführt. Die Czaarin ließ erst einige Zeit ihre Augen mit grau-

samen Hohn auf ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin haften, dann befahl sie laut dieselbe an den entsetzlichen Balken zu hängen und unter der Knute zu befragen. Schon hing die arme Frau, ein Opfer ihrer Schönheit, an dem Marterpfahl, schon hob der Henker die Knute, aber sie blieb fest und erwiderte auf die Frage des General-Procurators: „Man könne sie in Stücke reißen, aber sie werde doch nie an sich selbst zur Lügnerin werden und mehr eingestehen als sie gethan oder als sie wüßte.“

Ihre bewundernswürdige Festigkeit schien sogar der Kaiserin zu imponiren, denn auf ihren Wink wurde Frau Lapuchin wieder losgebunden, ohne daß sie von der Knute berührt worden wäre. In gleicher Weise wurde die Gräfin Bestuseff verhört und als sie gleichfalls unerschrocken bei ihren früheren Aussagen blieb, ebenso wieder losgelassen.

Der Prozeß nahm hierauf seinen Fortgang. Lestocq war es vor Allem darum zu thun, den österreichischen Gesandten Marquis Botta als das Haupt der Verschwörung hinzustellen, um die äußere Politik der Kaiserin ein für alle Mal an das Interesse Frankreichs zu fesseln. Man legte es den Angeklagten nahe, daß sie selbst umsomehr auf Schonung rechnen könnten, je mehr sie Botta als den Haupturheber aller Umtriebe

beſchuldigten und ſo gelang es, ſie endlich zu dem Geſtändniß zu bewegen, daß der öſterreichiſche Geſandte ſie zur Befreiung der Verbannten und zum Umſturz der beſtehenden Regierung aufgefordert habe. Dagegen blieb der Verſuch Leſtocq's, die Beſtuseff's zu compromittiren, erfolglos. Alle Angeklagten erklärten, daß ſie weder dem Miniſter noch dem Oberſthofmarſchall Beſtuseff je Mittheilungen von ihren Plänen gemacht. Als Leſtocq ſich dennoch nicht abhalten ließ, alle Papiere des Oberſthofmarſchalls zu verſiegeln, diente dies erſt recht dazu, die Unſchuld deſſelben in das vollſte Licht zu ſetzen.

Als alle Mittel, weitere Reſultate zu erpreſſen, erſchöpft waren, berief die Kaiſerin ein großes Conſeil, um das Urtheil zu fällen. Daſſelbe lautete auf Tod durch das Rad. Ein Manifeſt erklärte die Frauen Lapuchin und Beſtuseff als Hochverrätherinnen, welche mit Hilfe des Marquis Botta das ganze Volk zur Rebellion fortzureißen geſucht hätten.

Die Kaiſerin ſchenkte ſämmtlichen Angeklagten das Leben und begnadigte ſie zur Knute.

Sechszehntes Kapitel.

Unter der Knute.

Am Abend, bevor das Urtheil an ihren beiden Nebenbuhlerinnen vollzogen werden ſollte, wurde der Henker in das Boudoir der Czaarin beſchieden. Demüthig trat der finſtere Mann ein und warf ſich vor der Monarchin, welche nachläſſig in einem Lehnſtuhl in der Nähe des Kamins ruhte, auf die Kniee.

„Du wirſt morgen die Lapuchin knuten", begann die ſchöne, grauſame Deſpotin mit einem Medaillon ſpielend, das ihr um den Hals hing.

„Ja wohl, mit Gottes Hilfe, Mütterchen Carewna", erwiderte der Henker mit einem tiefen Seufzer, und als Eliſabeth, der ſeine Nähe doch etwas unheimlich zu ſein ſchien, den Fuß vor ihm zurückzog,

küßte er die Stelle, wo derselbe den Boden berührt hatte.

„Du bist ein Meister deines Handwerks“, fuhr die Kaiserin fort.

„Zu viel Gnade“, betheuerte der blutige Mann mit einem Lächeln, das bewies, daß auch Seinesgleichen sich geschmeichelt fühlen könne.

„Du hast bei jenem Elenden, Paulow, meine Befehle prächtig zu vollziehen verstanden —“

„Nun, man giebt sich ja in einem solchen Falle alle erdenkliche Mühe“, murmelte der Künstler auf der Knute.

„Nimm Dich also morgen zusammen“, sagte die Czaarin im Flüstertone, als hätte sie Ursache in diesem Augenblicke von Niemand gehört zu werden, „es gilt dein Meisterstück. Diese Lapuchin ist nicht allein eine Verrätherin und Rebellin am Reiche, sondern zugleich meine größte Feindin. Dennoch darf sie nicht sterben. Sie soll alle Qualen leiden, die Du fähig bist ihr zu bereiten —“

Der Henker nickte.

„Und“ — die in ihrer Eitelkeit beleidigte Frau zögerte zu vollenden, „und — für ihr Leben entstellt werden; vor Allem richte mir ihr hübsches Gesicht so zu, daß es fortan nur noch einer Eulenfratze gleicht.

Verſtehſt Du, aber gieb ſchön Acht, daß Du ſie nicht tödteſt."

„Ja, ja, Mütterchen, ich verſtehe", nickte der blutige Mann mit einem beſtialiſchen Grinſen, „ſie ſoll zugerichtet werden, daß Du Deine aufrichtige Freude daran haſt."

Eine Rolle Goldes flog dem braven Manne zu, der ſo gut auf die Intentionen ſeiner Gebieterin einzugehen verſtand, er fing ſie mit beiden Händen auf, küßte noch einmal die Fußtapfen der Czaarin und ſchlich dann leiſe aus dem Gemach. Die Kaiſerin blieb ſinnend zurück, das ſchöne Antlitz von einem ſeltſamen Vergnügen erhellt.

Sie ſtand an ihrem Ziele. Noch ein Tag, dann konnte ihr Niemand mehr ſtreitig machen, daß ſie die ſchönſte Frau Rußlands war, denn nicht den Hochverrath wollte ſie bei Frau von Lapuchin ſtrafen, nur das Verbrechen, ihr den Rang der Schönheit ſtreitig gemacht zu haben. —

Am folgenden Morgen erwachte die Czaarin um vieles früher als ſonſt, ſie konnte das entſetzliche Schauſpiel offenbar nicht erwarten, und kleidete ſich mit beſonderer Sorgfalt, denn ſie wollte in dem Augenblicke, wo ſie von ihrer verhaßten Nebenbuhlerin be-

freit wurde, in ihrer vollen berauschenden Schönheit und imponirenden Majestät erscheinen.

Als ihre Toilette beendet war, ließ sie Rasumowski rufen und fragte ihn, ob sie gut aussehe. „Entzückend", gab ihr Gemahl zur Antwort.

„Es ist Zeit", sagte sie jetzt auf die Uhr blickend, „gehen wir."

„Verzeihe mir, daß ich Dich bitte, mich der Theilnahme an diesem traurigen Akte zu entheben", erwiderte Rasumowski. Elisabeth biß sich in die Lippen, zuckte die Achseln und begab sich ohne ihn auf die Richtstätte. Dem Senatsgebäude gegenüber war ein Gerüst aufgeschlagen, um welches Grenadiere ein Carré bildeten. Eine große Menge Volkes und Neugieriger aus allen Ständen füllte den Platz. Die Kaiserin selbst sah von einem Fenster des Senatsgebäudes zu. Die Verurtheilten, Frau von Lapuchin, ihr Gemahl Generallieutenant Lapuchin, ihr Sohn Iwan, die Gräfin Bestuseff, die Gardelieutenants Moskow und Fürst Putätin und Staatsrath Sibin kamen in offenen Wägen von Cürassieren escortirt an und wurden in das Carré geführt. Am Fuße des Gerüstes las man ihnen das Urtheil vor. Sie waren sämmtlich zum Tode verurtheilt, zur Knute und Verbannung begnadigt; den ersten Vier sollte außerdem

noch die Zunge ausgeriſſen werden. Alle hörten das grauſame Schickſal, das über ſie verhängt war, mit einer Art Apathie an, nur Frau von Lapuchin ſeufzte einmal auf. Sie wurde zuerſt von den Henkersknechten ergriffen, bis zu den Hüften entblößt und auf das Gerüſt geführt, wo man ſie an den furchtbaren Marterpfahl band.

„Herr erbarme dich meiner", murmelte ſie, dann begann die Knute zu arbeiten.

Anfangs zeigte die unglückliche Frau eine ſeltene Feſtigkeit, als aber die Hiebe des Henkers erbarmungslos ihre zarte Bruſt, ihren Hals und ihr Antlitz trafen, begann ſie erſt zu zittern, dann zu weinen und endlich laut und herzzerreißend zu ſchreien. In dieſem Augenblick überflog ein Lächeln die kalten Marmorzüge der Czaarin und während die wahnſinnigen Schmerzenstöne ihres Opfers ihr Ohr angenehm kitzelten, zählte ſie ſelbſtvergnügt die Hiebe und jedesmal, wenn der Henker wieder das Antlitz der unglücklichen Lapuchin traf, wendete ſie ſich lebhaft zu ihrer Umgebung und rief laut: „Das war gut."

Zuletzt riß der Henker Frau von Lapuchin noch die Zunge aus und dann wurde die einſt ſo reizende Frau, mit Blut bedeckt, zu einem Scheuſal verſtümmelt vom Gerüſte herabgetragen. Nach ihr wurde die

Gräfin Bestuseff auf das Gerüst geführt. Während der Henker sie an den Pfahl fesselte, sagte sie leise zu ihm: „Wenn Du mir nur die Spitze der Zunge abschneidest, so sollst Du kaiserlich belohnt werden."

Wirklich schnitt ihr der Henker, nachdem sie gepeitscht worden, nur die Zungenspitze ab, und als sie aus der Ohnmacht, in der man sie in den Wagen zurückgebracht, erwachte, drückte sie ihm ein kostbares mit Brillanten besetztes Goldkreuz in die Hand, das sie bisher an ihrer Brust verborgen hatte.

Nun erhielten die Uebrigen die Knute. Die Czaarin hatte sich vom Fenster zurückgezogen, offenbar unterhielt sie die Execution weiter nicht. Als aber der junge Lapuchin, dessen kaum geheilte Wunden durch die Knute von Neuem aufgerissen wurden, laut um Erbarmen flehte und gleich einem wilden Thiere schrie, beugte sie sich neuerdings heraus und verwandte kein Auge von dem Unglücklichen bis er bewußtlos zusammenbrach.

Jetzt erst war ihre Grausamkeit vollkommen gesättigt, das eitle rachsüchtige Herz des beleidigten Weibes befriedigt und sie kehrte mit ihrem Hof in den Palast zurück, um vergnügt und mit ungewöhnlichem Appetit zu Mittag zu speisen.

Die unglücklichen Opfer ihrer Tyrannei und Eifersucht wurden nach der Execution in ein zehn Werst von Petersburg gelegenes Dorf gebracht, wo es ihnen gestattet wurde, sich von ihren Kindern zu verabschieden. Dann setzte man sie zu zwei und zwei in verdeckte Schlitten und führte sie in das Exil ab.

Der ganze Prozeß hatte eigentlich nur dazu gedient, dem Hasse Elisabeths gegen ihre beiden Nebenbuhlerinnen Genüge zu thun, die eigentlichen Intriguanten bei der ganzen Sache, Lestocq und der Generalprocurator verfehlten ihren Zweck vollständig. Ihnen war es in erster Linie darum zu thun, die Brüder Bestuseff zu verdächtigen und so einen Vorwand zu finden, sie zu stürzen, und in zweiter Linie die Zerreißung des freundschaftlichen Bandes, welches den Petersburger Hof mit dem Wiener vereinte. Als sie sich nach beiden Richtungen in ihren Erwartungen getäuscht sahen, blieb ihnen nichts übrig, als die Schuld der Angeklagten durch die strengsten Urtheile wider dieselben in den Augen der Welt so hoch als nur möglich hinauf zu schrauben. Friedrich der Große beeilte sich selbstverständlich für sich aus der sogenannten Botta'schen Verschwörung Capital zu schlagen. Sein Gesandter an dem russischen Hofe, Freiherr von Mardefeld, machte der Czaarin die Er-

öffnung, daß ſein König, ohne die Mittheilung der Akten des famoſen Prozeſſes abzuwarten, dem Marquis von Botta „aus Achtung für Ihre Majeſtät die Kaiſerin", ſeinen Hof verboten habe. Auch habe man Botta zu verſtehen gegeben, er möge, um Friedrich dieſe Mühe zu erſparen, ſelbſt um ſeine Abberufung einkommen. Dies ſchien jedoch nicht genug, denn nicht lange darnach meldete der ruſſiſche Geſandte am preuſſiſchen Hofe, Cernicew, Friedrich der Große habe ihm in einer vertraulichen Unterredung den Auftrag ertheilt, der Czaarin zu melden, es unterliege keinem Zweifel, daß der Marquis von Botta bei dem Plane, die gegenwärtige Regierung in Rußland zu ſtürzen, nur nach der ausdrücklichen Vorſchrift ſeines Hofes gehandelt habe. Der König könne daher, bei ſeiner aufrichtigen und treuen Freundſchaft für die Czaarin, derſelben nur den Rath geben, um auch die letzten Funken der noch unter der Aſche glimmenden Gefahr zu erſticken, den zu Dünaburg eingekerkerten Prinzen Iwan, ſowie deſſen Eltern, noch weiter in das Innere des Reiches bringen zu laſſen und zwar an einem ſo entfernten Ort, daß Niemand mehr etwas von ihnen zu hören bekomme.

Auf dieſe Weiſe hoffte Friedrich der Große, der ein ebenſo guter Diplomat als General war,

die Kaiserin von Rußland für immer von der österreichischen Politik zu trennen und sich selbst bei ihr einzuschmeicheln.

Sein Schachzug hatte indeß nur den einen Erfolg, daß die Mutter des Prinzen Iwan, die ehemalige Regentin und der Gemahl derselben, zuerst von Dünaburg nach Oranienburg im Gouvernement Woronesch und später nach Kolmogory bei Archangel gebracht wurden, während der kleine Kronprätendent selbst in der Festung Schlüsselburg gefangen gehalten wurde. Um jede Erinnerung an ihn zu vernichten, befahl die Kaiserin im ganzen Umfange des Reiches die bei den Behörden niedergelegten schriftlichen Eidesleistungen, mit denen man Iwan seinerzeit gehuldigt, öffentlich zu verbrennen.

Maria Theresia, welche von den hinterlistigen Intriguen des Verfassers des „Anti-Macchiavelli" in Petersburg Kenntniß hatte, zeigte sich diesmal nicht minder klug als ihr großer Gegner. So sehr sie sonst jede Ungerechtigkeit von sich ferne zu halten suchte, opferte sie diesmal ihre persönlichen Gefühle vollkommen den Interessen ihrer Länder. Obwohl sie von der Unschuld ihres Gesandten überzeugt war, ließ sie ihn auf das Schloß

zu Gratz in Haft bringen und schrieb der Czaarin, sie übergebe denselben vollkommen ihrem Richterspruche, nur von ihr habe er Gnade oder Ungnade zu erwarten.

Ein Jahr später erklärte die Königin von Böhmen und Ungarn neuerdings in Petersburg durch den Mund ihres neuen Botschafters Grafen von Rosenberg, daß sie das Benehmen des Generals Botta in Petersburg als ein „verabscheuungswürdiges Verbrechen verurtheile" und stellte sein ferneres Schicksal ganz dem Belieben der Kaiserin Elisabeth anheim. Die Czaarin hatte sich edoch indeß vollkommen beruhigt und erwiderte „daß sie die ganze Sache in gänzliche Vergessenheit stelle und über besagten Botta aus kaiserlicher Gnade keine Ahndung, noch etwas Uebles mehr verlange, sondern dessen Freilassung allein dem Gutbefinden der Königin von Böhmen zu überlassen geruhe," worauf der General, Marquis von Botta, sofort aus seiner Haft entlassen wurde.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Ein weiblicher Sultan.

Dritter Band.

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern:

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. 1 Band. 16 Bgn. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthaltend: Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstädt. — Die Keuschheitskommission. Preis pro Bd 2 M. 50.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustspiel. Preis 1 M. 50.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. 4 Bde Pr. 12 M.

Sacher-Masoch, Kaunitz. Historischer Roman. Neue Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Neue Ausgabe. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9 M.

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. 1 Bd Pr. 4 M. 50.

Sacher-Masoch, Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.

Frei, Dr. **Jakob,** Neue Schweizerbilder. 1 Bd.

Klapp, Michael, Die Bankgrafen. Roman a. d. Schwindelzeit. 2 Bde.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. 1 Bd., illustrirt.

Reymond, M., Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. 1 Bd., illustrirt.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kain's. Zweiter Theil: Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Ein weiblicher Sultan.

Hiſtoriſcher Roman

von

Sacher-Maſoch.

Dritter Band.

Neue Ausgabe.

Bern,
Georg Frobeen & Cie.
1877.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 FEB. 1943
OF OXFORD

Eliſabeth und Friedrich der Große.

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Intriguen.

Für den Augenblick schien allerdings in Folge der sogenannten Botta'schen Verschwörung und des Prozesses Lapuchin die Kaiserin gegen den Wiener Hof verstimmt und für die preußischen Interessen gewonnen.

Lestoiq errang nämlich in der nächsten Zeit zwei Erfolge gegen Bestuseff, welche durchaus nicht zu unterschätzen waren. Zuerst gelang es ihm, die Czaarin zu bewegen, daß sie den Wunsch aussprach, den Marquis de la Chetardie wieder als Vertreter Frankreichs an ihrem Hofe zu sehen. Da dieser schlaue Diplomat es wie kein zweiter verstanden hatte, sich bei ihr beliebt zu machen, so daß sein Einfluß auf sie ein sehr großer war, gab seine Rückkehr nach Petersburg der russischen Partei gegründeten Anlaß zu Befürch-

tungen, während Lestocq sich keine Mühe gab, seinen Triumph darüber zu verbergen.

Einen noch bedeutungsvolleren Sieg errang Lestocq in Bezug auf die Wahl der künftigen Gemahlin des Thronfolgers.

Friedrich der Große war sich klar darüber, welchen Einfluß zu seiner Zeit noch die verwandschaftlichen Beziehungen der Höfe auf die äußere Politik derselben übten. Er war der erste Monarch, der sich von denselben vollkommen frei gemacht hatte, aber um so weniger zögerte er, aus denselben bei andern Nutzen zu ziehen. Sobald er erfahren hatte, daß Elisabeth sich mit der Vermählung des Großfürsten Peter beschäftige, ließ er in Petersburg alle Minen springen. Oesterreich unterstützte die Werbung des sächsischen Hofes, welcher die Prinzessin Marianne, zweite Tochter August III., dem russischen Thronfolger anbot. Nichts wäre den preußischen Interessen mehr entgegen gewesen, als diese Verbindung. Lestocq intriguirte indeß für den König von Preußen und mit so viel Glück, daß die Czaarin nun die ältere Schwester Friedrich des Großen Louise Ulrike in's Auge faßte. Dies war jedoch weit mehr als Friedrich zu erreichen wünschte, er war durchaus nicht geneigt eine preußische Prinzessin zu opfern, um eine sächsische auszustechen. Er beeilte sich daher der

Czaarin die Prinzeſſin Sophie Auguſta Friederike von Anhalt-Zerbſt, die ſpätere Kaiſerin Katharina II. von Rußland, zu empfehlen.

Dieſe damals noch nicht fünfzehnjährige Prinzeſſin ſchien ſowohl den Abſichten Preußens als Rußlands in jeder Beziehung zu entſprechen. Ihr Vater war preußiſcher General und Commandant von Stettin, ſie ſelbſt befand ſich eben mit ihrer Mutter, Johanna Eliſabeth, geborene Prinzeſſin von Holſtein und Schweſter des ſchwediſchen Thronfolgers, einer ebenſo geiſtreichen als intriguanten Frau, an dem Berliner Hofe zu Beſuch.

Im geheimen Auftrage des Königs von Preußen reiſte der Bruder der Herzogin, Friedrich Auguſt, nach Petersburg. Seine beſte Waffe war ein von dem berühmten Maler Pesne gemaltes Portrait der bildſchönen Prinzeſſin. Zuerſt gelang es ihm durch dasſelbe ſeinen Neffen den Großfürſten Thronfolger vollkommen zu bezaubern, dann verſuchte er ſein Glück bei der Kaiſerin und auch dieſe wurde von dem reizenden Abbild der Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt, ganz ſo wie es der König von Preußen erwartet hatte, beſtochen, und als der Diplomat Amors die vortheilhafteſte Schilderung des Weſens und der Anlagen ſeiner Nichte hinzufügte, entſchied ſich Eliſabeth raſcher als man er-

wartet hatte für dieſelbe, umſomehr als der preußiſche Geſandte, Baron Mardefeld, den ohnehin mit den preußiſchen Intereſſen eng verknüpften Leſtocq durch eine bedeutende Geldſumme bewogen hatte, die ganze Gewalt, welche er jetzt wieder über die Czaarin hatte, zu Gunſten dieſer Verbindung aufzubieten.

„Ich habe es für das Beſte gehalten“, ſagte die Czaarin zu ihrem Miniſter Beſtuſeff, als ſie ihn von der getroffenen Wahl unterrichtete, „eine Prinzeſſin auszuſuchen, die proteſtantiſcher Religion iſt und dabei aus einem zwar durchlauchten, doch ſo kleinem Hauſe, daß weder die anderweitigen Verbindungen desſelben, noch das Gefolge, welches ſie mit ſich brächte, unter der ruſſiſchen Nation Aufſehen oder Eiferſucht erregen könnten. Dieſe Erforderniſſe vereinigen ſich bei keiner Prinzeſſin beſſer als der von Zerbſt, zumal da ſie überdies ſchon durch Verwandtſchaft mit dem holſteiniſchen Hauſe verbunden iſt.“

Beſtuſeff verzichtete als gewiegter Staatsmann darauf, gegen den Entſchuß der Czaarin direct zu opponiren, aber ſein Werk war es, daß der Synod, als er wie üblich über die beabſichtigte Verbindung befragt wurde, die Erklärung abgab, dieſelbe ſei bei der nahen Verwandtſchaft unmöglich. Auf dieſe Wendung war die franzöſiſch-preußiſche Partei allerdings

nicht gefaßt gewesen, aber sie gab deßhalb ihren Plan durchaus nicht auf, sondern versuchte die Mitglieder der hohen russischen Geistlichkeit und insbesondere den Beichtvater der Czaarin durch Geschenke zu ihrer Ansicht zu bekehren, was wirklich gelang.

Im Februar 1744 kam die Prinzessin von Anhalt-Zerbst mit ihrer Mutter nach Moskau und ihrer persönlichen Erscheinung, ihrer Liebenswürdigkeit und dem Zauber ihrer ungewöhnlichen Schönheit wurde es nicht schwer die letzten Bedenken und Schwierigkeiten, welche noch bestanden, rasch zu beseitigen. Die Czaarin zeigte sich entzückt von ihr, während der Thronfolger sich ganz wie ein leidenschaftlich Verliebter benahm.

Der Synod erklärte endlich die Hindernisse der Vermählung für „unerheblich“ und es konnte denn am 9. Juli der Uebertritt zur griechischen Kirche, bei dem sie den Namen Katharina Alexjewna empfing und am folgenden Tage die feierliche Verlobung derselben mit dem Thronfolger stattfinden. Beinahe zu gleicher Zeit hatte Friedrich der Große einen zweiten ähnlichen Erfolg davongetragen. Mit Zustimmung der Kaiserin von Rußland vermählte sich der schwedische Kronprinz im August desselben Jahres mit der preußischen Prinzessin Louise Ulrike zu Drottningholm.

Der Augenblick schien günstig aus diesen Familien-

verbindungen die politiſche Summe zu ziehen. Friedrich der Große ließ daher jetzt durch ſeinen Geſandten der Czaarin ein Schutz- und Trutzbündniß anbieten, aber er ſollte erfahren, daß Beſtuseff feſter ſtand, als alle ſeine Gegner dachten. Im Verein mit Alexis Raſumowski, der gleich Beſtuseff in der wachſenden Macht Preußens eine Gefahr für Rußland ſah, wußte er Eliſabeth zu überzeugen, wie wichtig es für ſie ſei, ſich für den Fall eines neuen Krieges nicht voreilig die Hände zu binden und ſo mußte ſich Baron von Mardefeld damit begnügen, daß der bereits beſtehende Tractat zwiſchen Rußland und Preußen erneuert und eine in zweideutigen Ausdrücken abgefaßte „Garantie der preußiſchen Staaten“ von Seite Rußlands hinzugefügt wurde.

Jetzt erſt zeigte es ſich, wie vollſtändig die Bemühungen Leſtocq's und ſeiner Partei, Beſtuseff zu ſtürzen, geſcheitert waren. Sein Erfolg Preußen gegenüber machte den ruſſiſchen Miniſter kühner und ſchon wenige Tage ſpäter, nachdem der betreffende Tractat unterzeichnet war, ſuchte er den Gemahl der Monarchin, den beſten Patrioten Rußlands auf, um mit ihm die Mittel und Wege zum Sturze Leſtocq's und de laChetardie's zu berathen.

Raſumowski, welcher getreu dem kleinruſſiſchen

Sprüchworte: „Höre viel und ſprich wenig“, den Grundſatz hatte, Andere ſich ſo weitläufig als nur möglich ausſprechen zu laſſen, lauſchte, das Kinn in die Hand geſtützt, ſchweigend den Auseinanderſetzungen des Miniſters und begnügte ſich, als dieſer zu Ende war, mit wenigen Worten.

„Ich ſehe in der Entfernung Leſtocq's das einzige Mittel, unſere Politik in eine geſunde Bahn zu lenken, alſo zählen Sie auf mich,“ ſagte er in ſeiner ernſten treuherzigen Weiſe.

„Ich bin diesmal des Erfolges ſicher,“ erwiderte Beſtuseff. Unſere Gegner ſelbſt haben mir die Waffen gegen ſie in die Hände geſpielt.“

„Wie?“

„Durch dieſen Botta-Lapuſchin'ſchen Prozeß,“ fuhr der Miniſter fort, „mit dem ſie uns verderben wollten und der ſie ſelbſt an das Meſſer liefern wird.

Raſumowski ſah den Miniſter zweifelnd an.

„Sie glauben, daß ich voreilig triumphire,“ ſprach Beſtuseff, „vergeſſen Sie nicht, daß ich kein Pflaſterſchmierer und vor Allem kein Franzoſe bin. Wir Ruſſen haben ein beinahe unbeſiegbares Mißtrauen gegen Andere und in uns ſelbſt, und dies iſt vielleicht eine unſerer beſten Eigenſchaften, denn ſie bewahrt uns vor allen jenen Irrthümern und Selbſttäuſchungen, denen

Andere so sehr ausgesetzt sind. Hören Sie mich also und entscheiden Sie dann selbst, ob ich Ursache habe, unsere Partie für gewonnen zu halten. Gleich damals, als der Prozeß gegen die Lapuchin's begann, holte ich, wie es in solchen Fällen üblich ist, bei Ihrer Majestät unserer Kaiserin die Erlaubniß ein, alle abgehenden Briefe zu eröffnen, sowohl jene der fremden Gesandten wie von Privatpersonen. Nachdem das Urtheil gesprochen und vollzogen war, beeilte ich mich durchaus nicht auf dieses unschätzbare Recht zu verzichten und so habe ich jetzt ein Material in Händen, das vollkommen genügt, um alle unsere Gegner, alle diese Elenden, welche unabläßig bemüht sind ihre egoistischen Zwecke und Vortheile auf Kosten Rußlands zu erreichen, bloß zu stellen und zu verderben."

„Das wäre allerdings etwas", gab Rasumowski zur Antwort.

„O, es ist viel, sehr viel, was wir erzielt haben", sagte Bestuseff mit lebhafter Freude, „nachdem der Justizrath Goldbach bereits vor einiger Zeit die Chiffre des früheren französischen Gesandten d'Aillon entdeckt hat, ist es ihm jetzt endlich auch gelungen, jene des Marquis de la Chetardie zu lösen. Der Inhalt aller dieser Briefe wird genügen, um der Kaiserin ein für alle Mal die Augen zu öffnen und ihr zu bewei-

ſen, daß ſie ſeit ihrer Thronbeſteigung bis heute immer nur der Spielball frecher und eigennütziger Abenteurer war.“

„Wollen Sie mir Einſicht in dieſe Briefe geſtatten?“ fragte der Gemahl der Czaarin.

„Hier ſind die Abſchriften“, erwiderte Beſtuseff, indem er ſich beeilte dieſelben Raſumowski einzuhändigen. Dieſer entfaltete und las ſie, eine nach der anderen, immer ernſter wurde der Ausdruck ſeiner ſonſt ſo harmoniſchen heiteren Züge, immer unwilliger blickte ſein Auge auf die Documente. „Das ſind in der That Beweiſe, denen die Czaarin nicht länger widerſtehen kann“, ſagte er, als er mit der Durchſicht zu Ende war. „Ich bin nicht nur bereit, Sie in dieſer Sache mit allen meinen Kräften zu unterſtützen, ſondern will — wenn Sie es für gut befinden — auf der Stelle bei der Monarchin Gehör erbitten und ihr, im Verein mit Ihnen Herr Graf, dieſe frevelhaften Papiere vorlegen.“

Beſtuseff nahm das großmüthige Anerbieten des edlen Kleinruſſen mit Freude an, und eine Stunde ſpäter baten ſie Beide die Czaarin fußfällig, ihre Anklage gegen den Marquis de la Chetardie und Leſtocq anzuhören und die Depeſchen d'Aillon's, de la Chetardie's und Anderer, auf welche ſich dieſelben ſtützten, durchzuſehen.

Elisabeth war von der Wucht der Thatsachen und Argumente, welche ihr erster Staatsmann mit vernichtender Logik aneinander knüpfte, tief erschüttert und forderte denselben auf, ihr die Briefe vorzulesen, worauf sie dieselben schließlich noch einmal selbst überflog, denn es wurde ihr schwer zu glauben, was jetzt so überzeugend und beleidigend zugleich vor ihr lag.

Die Depeschen d'Allon's nach Paris, Stockholm und Kopenhagen, und der dortigen französischen Minister an ihn, enthielten nur wenig Compromittirendes und waren alle mehr gegen Bestuseff als gegen die Czaarin selbst gerichtet.

Immer wurde in denselben gegen den russischen Minister die Anklage erhoben, daß er von Oesterreich und England bestochen sei. Für Frankreich sei in Rußland nichts zu hoffen, so lange Bestuseff am Ruder sei. Dank den Bemühungen Lestocq's sei aber jeden Augenblick seinem Sturze entgegenzusehen.

Ein Brief des englischen Premierministers Carteret an den Gesandten Wich in Petersburg, enthielt den Auftrag, die russischen Minister vor den Intriguen der französischen Gesandtschaft zu warnen, welche auf Grund gefälschter Auszüge aus den Aussagen des Baron Gyllensterna vor dem schwedischen

Reichstage Beſtuseff als Verräther zu verdächtigen die Abſicht hätten.

Sehr compromittirend für die franzöſiſch-preußiſche Partei am Hofe waren die dechiffrirten Briefe des Marquis de la Chetardie.

Nicht lange nach ſeiner Rückkehr an den Hof der Czaarin ſchrieb er: „Seine Hoffnungen den Vicekanzler Beſtuseff, als den Einzigen der ihm noch im Wege ſtände, zu ſtürzen, gewännen täglich mehr Boden und zwar um ſo mehr, als der preußiſche Geſandte Baron Mardefeld hierin mit ihm gemeinſchafliche Sache mache und ihm ſelbſt den geheimen Befehl zu leſen gegeben habe, worin er angewieſen werde, ſich mit der Fürſtin von Zerbſt zu verſtändigen. Dieſe habe dem Könige von Preußen bei ihrer Abreiſe von Berlin verſprochen, auf den Sturz des Vicekanzlers hinzuarbeiten, und mit ihr vereint hoffe er einen möglichſt raſchen Erfolg zu erzielen. Da er das Anſehen des engliſchen Hofes ſchon ganz herabgeſetzt habe, hoffe er um ſo mehr in Kurzem in allen Stücken am ruſſiſchen Hofe den Meiſter zu ſpielen, weil er ja ohnedies Alle, die Einfluß hätten, zu eigen habe. Leſtocq ſei ihm mit Leib und Seele ergeben, um ihn indeſſen noch mehr anzuſpornen, habe er die ihm von d'Aillon bewilligte jährliche Penſion noch um 2000 Rubel erhöht. Auch Frau Romanzov habe er, da ſie der jungen Prinzeſſin von

Zerbst beigegeben sei und nunmehr sogar bei Hofe wohne, eintausendzweihundert Rubel und Frau von Suwalow sechshundert Rubel zugelegt. Jetzt sehe er vor Allem darauf, die Gedanken und Absichten der Kaiserin auszukundschaften, um aus ihren abergläubischen Vorurtheilen Nutzen ziehen zu können, und die Vornehmsten der russischen Geistlichkeit, insbesondere den Beichtvater der Czaarin mit Geld auf seine Seite zu bringen. Durch dieses Mittel habe man den Dispens und die Einwilligung des Synods zu der bevorstehenden Vermählung des Großfürsten Thronfolgers mit der Prinzessin von Zerbst erlangt. Als Probe, wie weit er es gebracht, wolle er nur anführen, daß, als unlängst in den schwedischen Angelegenheiten ein großes Conseil zusammenberufen worden, der General Romanzow und der Generalprocurator sich erst von ihm hätten instruiren lassen, was sie sprechen sollten. Nach dem Schluß des geheimen Conseils hätten sie ihm aber den ganzen Inhalt der Verhandlung bis auf den kleinsten Umstand berichtet."

In einem andern Briefe suchte sich de la Chetardie gegen den Vorwurf des französischen Ministers Amelot, als habe er bisher nichts ausgerichtet, zu vertheidigen. „Die Schuld liege nicht an ihm. Schon zur Zeit, als die Revolution der jetzigen Kaiserin ausge-

führt werden sollte, habe er vorgestellt, daß ohne einen beständigen Geldaufwand nichts zu machen sei. Trotzdem habe man nicht einmal die fünfzehntausend Dukaten, welche die Prinzessin Elisabeth damals verlangt, daran wagen wollen und er habe, fast bis zur letzten Stunde, ihr nur mit süßen Worten und Versprechungen schmeicheln können. Jetzt lasse man ihn wieder so wie damals stecken. Andere Höfe wüßten es besser anzugreifen und der Baron von Mardefeld habe ihm anvertraut, daß sein König es sich in Petersburg — als er das erste Mal in Schlesien eingerückt — hundertfünfzigtausend Rubel habe kosten lassen, um diesen Hof der Königin von Böhmen und Ungarn abwendig zu machen. Uebrigens könne man ihm deßhalb schon keine Schuld beimessen, wenn nicht Alles so gut gehe wie es oft das Ansehen habe, weil er es mit einer Frau zu thun habe, auf die man sich schlechterdings nicht verlassen könne. Schon als Prinzessin habe die Czaarin von nichts eine Kenntniß und Idee zu erlangen begehrt, als Kaiserin thue sie es noch weniger, und beharre nur bei dem, was ihr die Regierung angenehm mache. Den ganzen Tag beschäftige sie sich daher mit nichts, als auf Liebschaften zu sinnen, vor dem Spiegel zu sitzen, sich bald so, bald anders zu kleiden und sich mit kindi-

schen Spielereien zu amüsiren. Sie sei im Stande, über eine Tabaksdose oder eine Fliege etliche Stunden lang die Unterhaltung zu führen. Sobald hingegen Jemand anfange von etwas Ernsthaftem zu sprechen, ergreife sie die Flucht. Um allen Zwanges ledig zu sein und sich in jeder Beziehung zügellos gehen lassen zu können, vermeide sie den Umgang mit gebildeten und anständigen Leuten so viel wie möglich, ihr größtes Vergnügen finde sie darin, wenn sie in einem abgesonderten Lusthause oder in einer Badestube nichts weiter um sich habe als ihr Bedientenvolk. Lestocq nehme sich zwar, auf seinen seit Jahren auf sie geübten Einfluß gestützt, hie und da die Freiheit ihr in's Gewissen zu reden, allein was zu einem Ohr hineingehe, gehe zum andern wieder heraus. Ihre träge Sorglosigkeit sei so groß, daß, wenn sie heute auf den rechten Weg gebracht zu sein scheine, sie morgen schon wieder umkehre und diejenigen, die ihr als ihre gefährlichsten Feinde bezeichnet worden, ehe man sich's versehe, mit derselben Freundlichkeit behandle und bei sich aufnehme, wie diejenigen, von denen sie sich eben erst hatte berathen lassen."

Die Kaiserin war über den Inhalt dieser Briefe auf das Aeußerste empört. „Ich werde Ihnen bewei-

ſen, dieſen ſpöttiſchen Franzoſen", rief ſie, ihr Taſchentuch in Stücke reißend, „daß ich nicht ſo träge und ſo ſorglos bin, als ſie glauben und daß meine wahrhaften Freunde ſich auf mich verlaſſen können."

Wirklich zeigte die Czaarin von dieſer Stunde an dem Marquis de la Chetardie ſtatt der hohen Gunſt, welche ſie ihm bisher bewieſen nur noch die entſchiedenſte Abneigung. Sie vermied es, mit ihm zu ſprechen und ſuchte, wenn er ſich ihr näherte, in einem Geſpräche mit Beſtuseff Schutz gegen ihn. Auch der Fürſtin von Zerbſt zeigte ſie unverhohlen ihren Haß und zog ſogar in das Palais, das ſie als Großfürſtin bewohnt hatte, um den intimen Umgang mit derſelben vollſtändig abzubrechen.

Der Fürſtin entging die Umwandlung der Czaarin ebenſowenig als Leſtocq und dem Marquis. Sie verſuchten nun Woronzoff zu gewinnen, welcher ſoeben in das Miniſterium getreten war und hatten den Plan, Beſtuseff durch ihn, der als ein Liebling der Monarchin galt, aus dem Sattel zu heben. Wirklich gelang es der intriguanten Mutter Katharinas, dieſen als Anhänger herüber zu ziehen aber — zu ſpät.

Raſumowski und Beſtuseff hatten indeß die Czaarin beſtimmt, ohne Rückſicht gegen ihre Gegner vorzugehen

„Was rathen Sie mir alſo gegen den Marquis zu thun?" fragte die Czaarin ihren Miniſter.

„Majeſtät ſind im Rechte, ihn verhaften und über die Grenze ſchaffen zu laſſen," erwiderte Beſtuzeff.

„Wäre dies keine Verletzung des Völkerrechtes?" warf Eliſabeth ein.

„Nicht im Geringſten", ſagte der Vicekanzler, „der Marquis hat es bis heute verſäumt, von ſeiner Beglaubigung als Geſandter Gebrauch zu machen, er iſt Ihnen alſo auf Gnade und Ungnade preisgegeben, und Majeſtät ſind ſehr nachſichtig, wenn Sie ihn nicht todtpeitſchen oder nach Sibirien transportiren laſſen."

„Und fürchten Sie nicht Leſtocq?" warf Eliſabeth ein.

„Ich fürchte Niemand, wo es die Würde meiner Monarchin und die Ehre Rußlands gilt", erwiderte Beſtuzeff.

„Aber Sie kennen ihn nicht", rief die Czaarin, „in ſeinem Jähzorn iſt er im Stande, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen."

„Für mein Leben trage ich nicht die geringſte Sorge", beeilte ſich der kluge Staatsmann zur Antwort zu geben, „aber ich zittre bei dem Gedanken, einen Menſchen von ſolcher Gemüthsart um die Perſon Eurer Majeſtät zu wiſſen, er wäre fähig —"

„Ich habe bereits daran gedacht", unterbrach Eliſabeth den Kanzler „und bin entſchloſſen, nie wieder einen Tropfen von ſeinen Arzneien in den Mund zu nehmen."

Als Bestuseff mit dem Gemahl der Czaarin das Cabinet derselben verließ, sagte er leise zu Rasumowski: „Jetzt ist es mit Lestocq's Einfluß vorbei, er war ihr nur als Arzt unentbehrlich. In dem Augenblick, wo sie seine Medicin nicht mehr zu nehmen wagt, hat er seine unheilvolle Rolle ausgespielt.“ Wirklich gab die Czaarin ihre Zustimmung zu den von Bestuseff vorgeschlagenen Maßregeln, befahl aber die Ausführung derselben erst dann, als sie eine Wallfahrt nach dem sechzig Werst von Moskau entfernten Dreieinigkeitskloster unternahm. Während sie dort nur der Andacht zu leben schien, schritt Bestuseff zur That.

Am 17. Juli 1744 früh 6 Uhr begab sich eine von der Czaarin ernannte außerordentliche Comission in die Wohnung des Marquis de la Chetardie; dieser schützte ein Unwohlsein vor, mußte sich aber endlich doch bequemen, dieselbe vorzulassen. Als er den allgemein gefürchteten Generalinquisitor General en Chef Usakow eintreten sah, verlor er sofort alle Fassung. Nachdem man ihm seine Vergehen aus seinen eigenen Depeschen nachgewiesen hatte, theilte ihm der Generalinquisitor mit, die Kaiserin wolle sich aus besonderer Gnade damit begnügen, daß er sofort das Reich verlasse.

Der Marquis, bis in die Lippen bleich, fand endlich Worte. „Ich stehe zu lange im Dienst“, brachte er

mühsam hervor, „um nicht zu wissen, daß ich kein Recht habe, den Schutz des Völkerrechtes für mich in Anspruch zu nehmen, da ich es versäumt habe, von meiner Beglaubigung als Gesandter des Königs von Frankreich Gebrauch zu machen. Ich unterwerfe mich daher ohne jede Widerrede den Befehlen Ihrer Majestät der Kaiserin."

Noch in derselben Nacht wurde der Marquis unter Bedeckung von zwanzig Soldaten abgeführt.

Ludwig XV. war so klug, die Beschimpfung, welche seinem Gesandten widerfahren war, als eine rein persönliche aufzufassen, da der Marquis seinen diplomatischen Charakter noch nicht geltend gemacht hatte, ja er beeilte sich sogar, der Czaarin eine Genugthuung zu bieten, indem er de la Chetardie seinen Hof verbot und d'Aillon, der wieder dessen Stelle einnahm, den Befehl ertheilte, die Anerkennung des kaiserlichen Titels von Seite Frankreichs, welche bisher nicht erfolgt war, schriftlich zu notificiren.

Als Lestocq an dem Tage der Rückkehr der Kaiserin nach Moskau dieselbe in der Sloboda am Fuße der Treppe erwartete und sich ihr zu nähern versuchte, sah ihn Elisabeth kalt und abweisend an und ließ ihn stehen, ohne nur ein Wort an ihn zu richten.

Der unentbehrliche Lestocq war in Ungnade gefallen.

Zweites Kapitel.

Die drei Cotillons.

Die über Schweden errungenen und durch den Frieden von Abo befestigten Triumphe Rußlands wurden am 15. Juli 1743 zu Moskau durch ein großartiges Fest gefeiert. Elisabeth ließ diese Gelegenheit, ihre treuen Anhänger und Diener zu belohnen, nicht unbenützt vorübergehen und zeigte sich auch gegen ihre Feinde mild und großmüthig. Bestuseff wurde für seine ungewöhnlichen Verdienste zum Reichsgroßkanzler erhoben, während Woronzoff an seiner Stelle Vicekanzler wurde. Alexis Rasumowski, der edelste Günstling, den die Geschichte aller Reiche kennt, sein Bruder Kiryll, sowie die Generäle Andrej Usakow und Alexej Romanzow wurden in den Grafenstand erhoben. Die mit Elisabeth durch ihre Mutter Katharina I.

verwandten Grafen Martin Skawronski und Andrej Henrikow wurden durch die Kammerherrenwürde und den Alexander-Newskiorden ausgezeichnet. Der Prinz von Homburg, Graf Romanzow, Fürst Nikita Trubetzkoi, Oberhofmeister Baron Münnich sowie die beiden Brüder Suwalow wurden mit Gütern beschenkt, die letzteren zwei zugleich zu Generallieutenants ernannt.

Ein Gnadenmanifest erließ allen zum Tode, zur Galeerenarbeit oder zur Verbannung verurtheilten Personen des Geistlichen-, Militair- und Civilstandes ihre Strafe, ebenso allen Staatsdienern, welche sich Vergehen in ihrer Amtsführung zu Schulden hatten kommen lassen. Alle Kronschulden wurden erlassen.

Dieser Akt seltener Güte und Nachsicht wurde in ganz Rußland mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen und versöhnte Viele, die bisher als Gegner der bestehenden Regierung gegolten, mit derselben.

Bestuseff und Rasumowski setzten jetzt den ganzen Einfluß, den sie über die Czaarin errungen hatten und in jeder Hinsicht wohl verdienten, daran, um dieselbe zu einer entschiedenen Haltung den europäischen Wirren und Kämpfen gegenüber zu vermögen und der durch die französische Partei erzielten Unthätigkeit Rußlands, welche dem Ansehen dieses mächtigen Reiches Eintrag gethan hatte, ein Ende zu machen. Jahre wa-

ren nöthig, um Eliſabeth vollkommen zu überzeugen und umzuſtimmen und zu einem feindſeligen Schritte gegen Friedrich den Großen zu bewegen. Rußland ſchloß zwar Verträge mit England und Polen, als aber Georg II. und Auguſt III. nach dem Wiederausbruch des Krieges zwiſchen Oeſterreich und Preußen, welcher durch die Theilnahme Frankreichs, als Verbündeten Friedrichs, zu einem europäiſchen geworden war, von Eliſabeth die zugeſagten Hilfstruppen begehrten, mußten ſie ſich mit Freundſchaftsverſicherungen begnügen.

Das ruſſiſche Volk war in allen ſeinen Schichten gegen die Einmiſchung in die europäiſchen Angelegenheiten und daher gegen einen Krieg geſtimmt. Man fühlte immer mehr, daß Rußland eine Welt für ſich bilde, welche die Theilnahme Europas ebenſo entbehren könne, wie das Eingreifen in die Geſchicke desſelben, und im eigenen Lande ſo gut wie unangreifbar, unbekümmert um das Abendland, ſeine Streitigkeiten und Umwälzungen, ſeine große Miſſion für ſich zu erfüllen habe. So richtig dies war, ſo machte ſich dagegen bei einzelnen erleuchteten Staatsmännern wie Beſtuſeff und Raſumowski, deren Blick weiter reichte, die Anſicht geltend, daß eben dieſes Rußland, das ſo ſehr vor der Einmiſchung Europas in ſeine Angelegenheiten geſichert war, den Beruf habe, in allen Angele-

genheiten des Welttheiles das entſcheidende Wort zu ſprechen und dieſen Beruf ohne jede Gefahr erfüllen könne.

In jener Zeit entſchieden jedoch perſönliche Intereſſen und Stimmungen der Monarchen noch weit mehr, als Vortheile oder Nachtheile der Staaten, die äußere Politik derſelben. Ebenſo wie Kaunitz nach dem Frieden zu Aachen in Verſailles zu dem Zwecke, eine Allianz Frankreichs mit Oeſterreich zu erzielen, vor Allem den galanten König Ludwig XV. und deſſen allmächtige Maitreſſe, die Marquiſe von Pompadour, gegen die Perſon des Königs von Preußen einzunehmen ſuchte, bemühten ſich auch Beſtuſeff und Raſumowski denſelben in den Augen Eliſabeths verhaßt zu machen. Dasſelbe Mittel entſchied in Petersburg wie in Verſailles. Friedrich der Große ſelbſt bot, durch ſeine ſatyriſche Ader, ſeinen Gegnern unbezahlbare Waffen gegen ihn. Was ſeine Staatskunſt erreicht hatte, vernichteten ſeine boshaften Witze und Gedichte. In einer Reihe beißender Epigramme geißelte der Sieger von Mollwitz und Keſſelsdorf den König von Frankreich, die Pompadour und die Czaarin eben ſo gut wie ſeine Gegner Georg II., Maria Thereſia und Auguſt III. Seine Poeteneitelkeit trieb ihn an dieſe kleinen verſificirten Bosheiten in dem geiſtreichen Kreiſe, der

ihn umgab, vorzulesen und seinen literarischen Freunden in Paris mitzutheilen. Und diese Epigramme waren es, welche Ludwig XV. und die Pompadour eben so wie die Kaiserin von Rußland gegen ihn aufregten und die Allianz Frankreichs und Rußlands mit Oesterreich gegen Preußen zu Stande brachten. Kaum hatte Friedrich II. von den Erfolgen, die Kaunitz in Versailles und Bestuseff in Petersburg errungen, Kenntniß erhalten, so ließ er seiner Bosheit nur noch mehr die Zügel schießen und taufte, unter dem lauten Beifall und Gelächter seiner Freunde in Sanssouci, die Allianz der drei Mächte „das Bündniß der drei Cotillons" (der drei Unterröcke).

Maria Theresia nannte er fortan nur noch Cotillon I., Elisabeth, Cotillon II. und die Pompadour, Cotillon III. Jede ähnliche Aeußerung wurde Elisabeth sofort hinterbracht und reizte ihren Zorn gegen den König von Preußen nur noch mehr. Als der mit dem preußischen Botschafter Baron Mardefeld befreundete Staatsrath Nepuljew einmal die Partei Friedrich des Großen zu nehmen wagte, rief die Kaiserin: „Wenn er nicht ein gekröntes Haupt wäre, würde man ihn unter keinem andern Namen als unter dem eines Betrügers kennen."

Zum Ueberflusse kehrten einige Haiducken, welche

im Dienſte des Königs geſtanden hatten, nach Rußland zurück und erzählten einer Kammerfrau der Czaarin, daß Friedrich der Große von der letzteren ſtets nur in den verächtlichſten Ausdrücken ſpreche. Die Kammerfrau beeilte ſich dies ihrer Gebieterin zu hinterbringen, und ſetzte dieſe nur noch mehr in Feuer und Flammen.

Oeſterreich beſaß damals, ganz gegen ſeine früheren und ſpäteren Traditionen, eine vortreffliche Diplomatie. Kaunitz in Paris und Baron von Pretlach in Petersburg überboten ſich an Feinheit und Gewandtheit, die Blößen ihrer Gegner auszubeuten. Durch Raſumowski in den intimen Hofcirkel der Czaarin eingeführt, gewann der liebenswürdige und galante Botſchafter Maria Thereſias raſch die Gunſt Eliſabeths, welche von Beſtuseff immer von Neuem dazu gedrängt, endlich am 2. Juli 1746 einen Allianzvertrag mit Oeſterreich abſchloß und in einem geheimen Artikel desſelben Maria Thereſia verſprach, ihr bei der Zurückeroberung der an Preußen verlornen Provinzen Hilfe zu leiſten. England und Sachſen traten demſelben bei, und ſo war damals ſchon der Funke gelegt, welcher zehn Jahre ſpäter im ſiebenjährigen Kriege explodiren ſollte. Am 30. November 1747 wurde zwiſchen England, Holland und Rußland ein weiteres Uebereinkommen geſchloſſen, in Folge deſſen vierzigtau-

send Russen über Polen, Mähren und Böhmen an den Kriegsschauplatz zogen. Der Friede von Aachen machte indeß dem Kampfe ein Ende und die Truppen Elisabeths kamen diesmal nicht in's Gefecht. Nach dem Frieden erfolgte eine vollständige Umwälzung in der Stellung der europäischen Mächte zu einander. Kaunitz gelang es, eine große Allianz zwischen Oesterreich, Rußland, Frankreich, Sachsen und Polen gegen Friedrich den Großen zu Stande zu bringen, während dafür Preußens erbittertster Gegner, England, jetzt sein Bundesgenosse wurde.

Während in Schweden die Rußland feindliche Partei der „Hüte" dominirte, gelang es der Diplomatie der Czaarin, Dänemark in das europäische Bündniß gegen Preußen hineinzuziehen und zu kriegerischen Rüstungen zu bestimmen.

Da der Großfürst Thronfolger als ein entschiedener Anhänger, ja Anbeter Friedrich des Großen galt, suchte Bestuseff nicht allein das Ansehen desselben bei der Kaiserin zu schwächen, sondern ging geradezu mit dem Plane um, Peter vom Throne auszuschließen. Um die Abreise der Fürstin von Zerbst, in welcher er mit Recht eine preußische Agentin sah, zu erzielen, suchte er die Vermählung ihrer Tochter Katharina mit dem Thronfolger möglichst zu beschleunigen. Die Czaa-

rin selbst beschäftigte sich mit besonderer Vorliebe mit den Vorbereitungen zu derselben.

Auf Elisabeths Wunsch sendete die russische Gesandschaft in Paris eine eingehende Description der Ceremonien und Festlichkeiten ein, mit denen die Vermählung des Dauphins und der spanischen Infantin gefeiert worden war, ebenso wurde aus Dresden ein detaillirter Bericht über das prunkvolle Beilager August III. abgefordert. Elisabeth hatte die Absicht, bei dieser Gelegenheit einen nie gesehenen Pomp zu entfalten. Peter wurde im Sommer 1745 von dem das Reichsvicariat führenden Churfürsten von Sachsen für volljährig erklärt, und am 1. September desselben Jahres seine Vermählung mit Katharina vollzogen. Zehntägige Festlichkeiten, deren Pracht an die Märchen des Orients mahnte, begleiteten dieselbe.

Von allem Anfang an, trat ein ernster unheilverkündender Zwiespalt zwischen dem Thronfolger und seiner jungen eben so klugen als schönen Gemahlin zu Tage. Während der erstere sich bei jeder Gelegenheit leidenschaftlich, eigensinnig und kindisch zeigte und alles Russische mit einer Art Verachtung von sich wies, verstand es Katharina sich langsam aber sicher die Sympathieen des Hofes wie des Volkes zu gewinnen. Der bezaubernde Eindruck ihrer Persönlichkeit, ihrer Reize

und Liebenswürdigkeit, wurde durch ihren seltenen Geist, ihre Wißbegierde und Theilnahme für Alles, was ihr neues Vaterland betraf, nur noch gesteigert. Sie beeilte sich russisch zu lernen und sprach und schrieb es in kurzer Zeit ganz vorzüglich.

Sie eignete sich alle Ceremonien der russischen Kirche eben so rasch an, wie die Gebräuche des Volkes. Auch verstand sie es der Czaarin alle ihre Schwächen abzulauschen und kam jeder ihrer Launen entgegen. Nur zu bald entdeckte Katharina, trotz ihrer Jugend, daß ihr Gemahl auf dem besten Wege war sich bei der Nation verhaßt zu machen, ja vielleicht um den Thron zu bringen und sie begann ihm gegenüber jene Macht geltend zu machen, welche früh in ihr lag und durch die sie sich später ein großes Reich unterthan machte; so sehr er ihr auch abgeneigt war, stand er doch bald ganz unter ihrem Einflusse und war nicht fähig ihr irgend etwas zu verschweigen. Katharina hielt ihn nun so viel als möglich von allen den unsinnigen Schritten, welche ihn aller Sympathieen beraubt hatten, ab, und suchte anderseits die Zügel der politischen Intrigue immer mehr in ihre Hand zu bekommen.

Bestuseff war anfangs ebenso sehr ihr Gegner als der ihres Gemahls. Der junge Hof stand förmlich unter Polizeiaufsicht. Ein Kammerdiener des

Thronfolgers war bestochen, Alles zu berichten, was in dem kleinen Palaste des jungen fürstlichen Ehepaares vorging und entwendete sogar Papiere aus dem Schreibtisch Peter's, um sie dem Großkanzler auszuliefern.

Katharina war es, welche im April 1748 den Verräther entlarvte und als Peter nicht den Muth hatte denselben zu bestrafen, ihn binden ließ und eigenhändig peitschte. Dann fuhr sie zu Bestuseff und stellte ihn förmlich zur Rede.

Von dem Augenblicke an war dieser wie verändert, er faßte eine eigenthümliche Achtung, ja Vorliebe für die junge Großfürstin und begann sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, sie zur Nachfolgerin Elisabeths zu machen.

Drittes Kapitel.

Zu früh.

In der Nacht des 26. Auguſt 1749 befand ſich Moskau, der Hof ebenſo wie die Stadt, in unbeſchreiblicher Verwirrung und Aufregung. Von Mund zu Mund flog die Kunde, die Czaarin Eliſabeth ſei gefährlich erkrankt und dem Tode nahe. Das Volk rottete ſich in den Straßen und vor der Sloboda zuſammen, es hieß, Leſtocq habe die Monarchin vergiftet, um dem preußiſch geſinnten Großfürſten Peter den Weg zum Throne zu öffnen. Die Menge zeigte ſich geneigt nach dem Hauſe des verhaßten Franzoſen zu ziehen und über ihn Gericht zu halten, während Einzelne ſogar die Abſicht ausſprachen, ſich des Thronfolgers zu bemächtigen. Zur rechten Zeit erſchien der Gemahl der Monarchin, Graf Alexis Raſumowski, und ſeine Verſicherung, daß von

einer ernſtlichen Beſorgniß für das Leben Eliſabeths gar nicht die Rede ſein könne, beruhigte die empörten Maſſen. Mitten in der Nacht eilte der muthige Mann jetzt zu Beſtuseff, wo, wie er durch einen Vertrauten erfahren, ſich die Miniſter, Generale und andere einflußreiche Perſonen verſammelt hatten, um zu berathen und zu beſchließen, was für den Fall des Todes der Kaiſerin geſchehen habe. Die Dienerſchaft weigerte ſich zuerſt, Raſumowski einzulaſſen, als er aber die Drohung ausſprach, mit einem Garderegimente zurückzukehren und ſich den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen, wurden ihm die Thüren endlich geöffnet. Er fand Beſtuseff eben im Begriffe der glänzenden Verſammlung die Nachtheile und Gefahren auseinander zu ſetzen, welche das Reich wie jeden Einzelnen in dem Falle bedrohten, wenn Peter den ruſſiſchen Thron beſteige. Mit prophetiſchem Blicke ſagte er jetzt Alles das voraus, was ſpäter, als der Großfürſt unter dem Titel Peter III. zur Regierung gelangte, wirklich eintraf. Er ſchilderte ſeine Affenliebe für den König von Preußen und alles Preußiſchdeutſche, ſeinen lächerlichen Hang zur Soldatenſpielerei, ſeine Abneigung gegen Rußland, die ruſſiſche Kirche und das ruſſiſche Weſen, ſeinen Eigenſinn und ſeine an Krankhaftigkeit grenzende Launenhaftigkeit und Veränderlichkeit, und verſäumte es auch nicht die

Herrschsucht und den Ehrgeiz seiner jungen von der Natur mit den gefährlichsten Gaben ausgestatteten Gemahlin zu betonen.

Er kam zuletzt zu dem Vorschlage, daß man sofort alle Anstalten treffen möge, sich zu rechter Zeit der Person des Großfürsten Peter und der Großfürstin Katharina versichern zu können, um dann freie Hand zu haben, denn Rußland habe nach dem Ableben Elisabeths von Niemandem Heil und Rettung zu erwarten, als von dem in Schlüsselburg eingekerkerten Prinzen Iwan. Man sprach für und gegen, bis der General Suwalow geltend machte, daß man von dem durch die Czaarin selbst eingesetzten Erben nur Hochmuth und Willkür, von Jenem aber, den man selbst aus dem Kerker auf den Thron führe, unbegrenzte Dankbarkeit und Lenksamkeit zu erwarten habe. Dieser Gesichtspunkt entschied endlich bei Allen und die Anwesenden traten einstimmig dem Plane Bestuseff's bei. Schon war dieser daran die nöthigen Befehle zu ertheilen, als Alexis Rasumowski das Wort ergriff. „Ich schließe mich Ihren Auseinandersetzungen und ihrem Beschlusse vollständig an", sagte er, „aber derselbe kommt entschieden zu früh, die Kaiserin wird nicht sterben."

„Wissen sie dies so gewiß, Graf", warf Bestuseff ein."

„Ja, ich bin meiner Sache vollkommen ſicher“, erwiderte Raſumowski, „und eben deßhalb gebe ich Ihnen den Rath, meine Herren, ſich nicht ſo ſehr mit der Thronfolge, als mit den Anſchlägen zu beſchäftigen, welche eben jetzt in dem Palaſte des Großfürſten Peter geſchmiedet werden.“

„Wie? Was geſchieht dort“, riefen verſchiedene Stimmen.

„Leſtocq, deſſen Einfluß bei der Kaiſerin vollſtändig geſunken iſt, befindet ſich zu dieſer Stunde in dem Cabinet der Großfürſtin Katharina, um ihr ſeine Dienſte anzubieten“, fuhr Raſumowski fort. „Allerdings hat er dieſen Schritt viel zu früh gewagt, und uns ſo Gelegenheit gegeben, ihm vollends die Larve herunter zu reißen.“

„Sie beſorgen ein Attentat?“ rief Beſtuſeff.

„Allerdings“, gab Raſumowski zur Antwort, „und eben deßhalb fordere ich Sie, als den erſten Miniſter des Reiches auf, ihre Pflicht zu thun und die Großfürſtin zu beobachten, während ich ſelbſt bei der Kaiſerin wachen werde.“

„Wenn die Czaarin nicht ſtirbt“, ſagte jetzt der Prinz von Homburg, „dann iſt dieſe Verſammlung hier für uns ſehr compromittirend, und da Keiner von uns durch Verrath gewinnen, ſondern wir Alle gleichmäßig

verlieren und mit der Knute Bekanntschaft machen würden, so beantrage ich, daß alle Anwesenden sich gegenseitig durch Eid zum vollständigen Stillschweigen verpflichten."

Die ganze Versammlung stimmte bei und leistete den von dem Prinzen geforderten Schwur. Auch Rasumowski gab das Versprechen ab, von dem Vorgefallenen der Czaarin in keiner Weise Mittheilung zu machen, worauf sich die voreiligen Retter des Staates trennten. Bestuseff eilte nun den Palast des Großfürsten mit seinen Leuten zu umgeben, Berittene waren in der Nähe bereit, um ihm von jedem Vorfalle daselbst sofort Nachricht zu geben.

Indeß war Rasumowski in den Palast der Kaiserin zurückgekehrt. Er fand Elisabeth ohne Bewußtsein, ihre Umgebung in der höchsten Bestürzung und Lestocq in seiner aufdringlichen Weise um die Kranke beschäftigt.

„Ich kann Ihnen nicht gestatten, hier zu verweilen", rief der kleine Franzose mit seiner gellenden Stimme dem Gemahl der Kaiserin entgegen, als er denselben an das Bett Elisabeths treten sah, „vor Allem ist hier Ruhe nöthig, ich muß darauf bestehen, daß man mich mit Ihrer Majestät allein lasse."

„Das wird man nicht", entgegnete Rasumowski mit seiner ernsten feierlichen Würde, „überhaupt erstaune ich, Sie hier zu finden, Herr Lestocq."

„Bin ich nicht der Leibarzt Ihrer Majestät?“ gab Lestocq zur Antwort.

„Ich vermuthe, daß man Sie im Palaste der Großfürstin, von wo Sie eben kommen, nöthiger hat und Ihre Kunst besser zu schätzen weiß, als hier, wo ich Ihnen hiermit verbiete, dieselbe ferner auszuüben“, sprach Rasumowski kalt.

„Ich habe von Niemandem Befehle anzunehmen, als von der Monarchin selbst“, stieß Lestocq zwischen den zornig zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Sie werden dies Gemach auf der Stelle verlassen“, gebot der Gemahl der Czaarin.

„Nein, das werde ich nicht“, schrie Lestocq auf.

„Nun, wir wollen sehen“, sprach Rasumowski, rief den Wache habenden Officier und befahl demselben, Lestocq abzuführen. „Ich weiche nur der Gewalt“, murmelte der Leibarzt, während seine kleinen Augen zornig rollten, „wenn aber die Kaiserin stirbt, werde ich sie dafür verantwortlich machen.“

„Wenn die Kaiserin stirbt“, rief Rasumowski, die Brauen finster zusammenziehend, „sind Sie ihr Mörder, Herr Lestocq und wir werden von Ihnen Rechenschaft zu fordern wissen, verlassen Sie sich darauf.“

Bleich vor Wuth und am ganzen Leibe zitternd, entfernte sich der Franzose. Kurze Zeit darauf erschie-

nen zwei andere Aerzte, welche Rasumowski an das Krankenlager der hohen Frau berufen hatte und boten ihre ganze Kunst auf, dieselbe zum Leben zurückzurufen.

„Hat sie Gift bekommen?“ fragte Rasumowski leise.

„Nein“, entgegnete der eine, „aber die Mittel, welche angewendet wurden, sind theils falsch, theils ungenügend, veraltete Quacksalberkünste.“

„Ist Hoffnung vorhanden, daß sie am Leben bleibt?“ fragte Rasumowski weiter.

„Ich stehe dafür, daß sie nicht stirbt“, erwiderte der zweite Arzt.

Rasumowski athmete auf. Wirklich kam Elisabeth im Verlaufe der nächsten Viertelstunde vollkommen zu sich. Sie war noch sehr matt und das Reden wurde ihr schwer, aber sie unterschied alle Gegenstände und Personen, welche sie umgaben, und als Rasumowski sich in der überströmenden Freude seines Herzens, alle Etiquette bei Seite lassend, zärtlich über sie beugte, lächelte sie ihn an.

Bald verfiel sie in einen tiefen und ruhigen Schlaf und als sie am Morgen erwachte, erklärten die Aerzte, daß alle Gefahr vorüber sei.

Die Gräfin Suwalow, welche im Solde Frankreichs

ſtand, beeilte ſich der Kaiſerin den Vorfall mit Leſtocq in einer Weiſe mitzutheilen, welche auf Raſumowski das übelſte Licht werfen mußte. Eliſabeth hörte indeß ihre Favorite ruhig an und ſagte dann lächelnd: „Sobald Raſumowski etwas thut, iſt es gewiß recht und gut, er iſt der treueſte Mann, den ich kenne. Leſtocq ſteht mit meinen Feinden in Verkehr und Freundſchaft, weiß Gott was er vorgehabt hat, ich muthe ihm alles Böſe zu. Vielleicht wollte er mir Gift reichen.“

Vergebens verſuchte die Gräfin ihre kaiſerliche Freundin für den Leibarzt günſtiger zu ſtimmen, er war und blieb in Ungnade. Als Raſumowski dagegen in ihr Schlafgemach trat, ſtreckte ſie ihm von weitem ſchon beide Hände entgegen, welche er, vor ihrem Bette niederknieend, mit Küſſen bedeckte.

„Ich war in ernſter Gefahr, mein Freund“, flüſterte ſie, „es war nahe daran, daß ich Dich verlaſſen hätte für immer, aber Gott war mir diesmal gnädig und Dein treues Auge hat über mich gewacht, ich danke dir mein Leben, ich weiß es.“ Die Czaarin blickte ihm mit zärtlicher Hingebung in die Augen und ſtrich mit ihrer kleinen Hand über ſeine Wange. „Haſt Du Angſt um mich gehabt, Alexis?“ fragte ſie. Jetzt, wo ſie ſich außer Gefahr wußte, freute ſie ſich der Sorge und des Schmerzes, die er an den Tag gelegt hatte.

„Ja Eliſabeth“, entgegnete ihr Gemahl, „ich habe um Dich gezittert ebenſo namenlos, wie ich mich jetzt freue Dich wieder wohl und heiter zu ſehen.“

Während die beiden Gatten in durch nichts geſtörter Seligkeit Worte und Küſſe tauſchten, ſtand auf dem Balcon des kleinen Palaſtes, welchen der Großfürſt bewohnte, eine junge, blühend ſchöne Frau, Herrſchſucht und Ehrgeiz im Blicke, und ließ ihre fieberhaft glühenden Wangen von dem friſchen Morgenwinde kühlen; lange ſtarrte ſie vor ſich hin, dann riß ſie ſich mit einem Male von den Gedanken los, welche ſie quälten. „Zu früh“, murmelte ſie, „zu früh!“

Viertes Kapitel.

Ein Cadetentheater.

Jene Vorliebe, welche der gemeine Mann in Rußland beinahe in noch größerem Maße als in Italien für die Künste besitzt, schien sich in den ukrainischen Leibeigenen und Bauernsöhnen Alexis und Kiryll Rasumowski verkörpert zu haben. Der Erstere insbesondere hatte, wie in jeder Hinsicht auch in dieser den besten Einfluß auf die Czaarin Elisabeth. Was der hohe Adel Rußlands bis jetzt versäumt hatte, das gelang dem Mann aus dem Volke, die Gründung einer russischer Nationalliteratur und eines russischen Theaters. An Lomonossoff, dem begünstigten Schützling Rasumowski's, besaß das damalige Rußland einen Poeten, auf den es heute noch stolz sein kann. Die Pflege der Wissenschaften lag vorzüglich in den Händen der von der

Czaarin Katharina I. nach dem mustergültigen Plane Peter des Großen zu Petersburg gestifteten Akademie. Dem russischen Volkscharakter getreu, welcher durch seinen Hang zur Selbsthilfe und seinen auf das Nützliche und im Leben Brauchbare gerichteten klugen Sinn so viel Aehnlichkeit mit dem nordamerikanischen zeigt, verfolgte dieselbe nicht nur gelehrte, sondern auch höchst practische Zwecke. Bis zum Jahre 1742 waren neun Bände Abhandlungen von derselben herausgegeben worden, in denen vorzüglich die Naturforscher und Mathematiker Bernouilli, de l'Isle und der berühmte Leonhard Euler von Basel, sowie die russischen Historiker Bayer und Müller glänzten. Der Geschichte und Geographie Rußlands wurde ebenso wie der russischen Sprache die größte Sorgfalt gewidmet. Die letztere wurde philologisch erforscht und in grammatikalischer Richtung festgestellt und verbessert. Eine von der Akademie eingesetzte Commission hielt wöchentlich zwei Sitzungen, in denen alle Schriften, welche in russischer Sprache in Druck gelegt werden sollten, censirt und corrigirt wurden. Wiederholt verließen Mitglieder der Akademie auf Anregen der Regierung und von wissenschaftlichem Eifer getrieben, den gelehrten Frieden ihrer Studirstube und begaben sich in die entferntesten Provinzen des russischen Weltreiches, um an Ort und Stelle

Studien zu machen und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Länder und Volksstämme kennen zu lernen. Die sogenannte kamschadkische Expediton, deren gelehrte Mitglieder die Professoren Gmelin, Müller und de l'Isle waren, befand sich länger als zehn Jahre auf der Reise und besuchte zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchung, alle Rußland unterworfenen Völker Asiens bis China und Japan. Ihre in russischer und lateinischer Sprache eingesandten Observationen leisteten Alles, was die damalige Wissenschaft nur zu leisten vermochte und so konnte auf Grundlage derselben eine so treffliche und zugleich gelehrte und praktisch werthvolle Beschreibung von Sibirien geliefert werden, wie sie in jener Zeit weder von Frankreich noch einem andern Lande des civilisirten Europa vorhanden war. Die sogenannte orenburgische Expedition lieferte durch den Fleiß und Eifer der Räthe Jatisew, Kyrilloff und Heintzelmann und des Flottencapitains Elton zu gleicher Zeit kaum minder wichtige Resultate über die südlichen Provinzen gegen das kaspische Meer zu.

Unter der Leitung des Elsässers, Schuhmacher, waren die Bibliothek der Akademie, das Kunst- und Naturalienmuseum sowie das Münzen-Cabinet entstanden und rasch aufgeblüht. Im Jahre 1746 ernannte die Kaiserin Kiryll Rasumowski zum Präsidenten der Akademie,

tilgte die Schulden dieſer Anſtalt und bewilligte auf Bitten der Brüder Raſumowski eine jährliche Zulage von 53000 Rubeln zur Hebung der trefflichen wiſſenſchaftlichen und Kunſtanſtalten der Akademie. Die letzteren wurden 1758 von der Akademie der Wiſſenſchaft getrennt, mit größeren Mitteln ausgeſtattet und als eine beſondere Akademie der Künſte organiſirt, deren Leitung der treffliche Stählin hatte. Vierzig, auf Koſten der Krone erhaltene und ausgebildete Zöglinge fanden in derſelben Aufnahme und bildeten ſich hier in Sculptur, Malerei und Baukunſt aus.

Die Kaiſerin begünſtigte unter den Künſten vor Allem die Muſik. Sie ſelbſt beſaß eine ſehr ſchöne Stimme und eine vorzügliche Geſangſchule. Kiryll Raſumowski theilte ihre Vorliebe. Als er die ſeit dem Tode Daniel Apoſtol's unbeſetzt gebliebene Würde eines Hetmans der Koſaken erhalten hatte, mit der ein Einkommen von einhunderttauſend Rubeln verbunden war, benützte er dasſelbe, um in ſeinem Palaſte zu Gluchow eine beinahe durchaus aus Ruſſen beſtehende Kammermuſik zu halten, vierzig Sänger und Muſiker, welche ihm überall Ehre gemacht hätten. Im Verein mit dem Hofmuſikus Mareſch und dem Oberjägermeiſter Nariskin begründete er die den Ruſſen eigenthümliche

Hornmuſik, welche in ganz Europa Aufmerkſamkeit und Bewunderung erregte.

Der Hof unterhielt zu jener Zeit nur eine italieniſche Oper und ein Ballet. Im Jahre 1748 kam eine Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler nach Petersburg und erzielte in jeder Beziehung eine überraſchende und denkwürdige Wirkung. Nicht genug, daß die Darſtellungen derſelben die Czaarin, ihren Hof und Alles, was auf Geiſt und Bildung Anſpruch machte, im Auditorium vereinigten, begann ſich zuerſt unter den Ruſſen die Luſt zu regen, ein ſelbſtſtändiges und eigenthümliches Schauſpiel zu beſitzen. Einige junge und ſtrebſame Cadeten waren es, welche, auf dieſe Weiſe angeſpornt, zuerſt den Grund zu einem ruſſiſchen Nationaltheater legten und Alexis Raſumowski, der kleinruſſiſche Bauernſohn, der Gemahl der Kaiſerin, war ihr Mäcen. Eines Abends, während die deutſchen Comödianten ſpielten und das ganze auserleſene Publicum in Begeiſterung verſetzten, ſagte der Cadet Alexander Somarokow, der Sohn eines geheimen Rathes, zu einem jungen Cameraden: „Ach! wie unbezahlbar iſt es, wenn man ſo täglich auf der Bühne die großen Thaten der Vergangenheit oder die gewöhnlichen Vorfälle des alltäglichen Lebens, bald ernſt und traurig, bald heiter und lächerlich an ſich vorüberziehen ſehen kann,

und welche herrliche Wirkung müßte dies erſt in der eigenen heimathlichen Sprache üben. Ich beneide dieſe Franzoſen und Deutſchen um ihre Stücke und ihre Schauſpieler."

„Beneidet ſie nicht, ſondern ahmt ihnen nach", ſagte plötzlich Graf Raſumowski, welcher ſich in der Nähe der beiden Cadeten befand. „Bei allen Nationen waren es amateurs, welche zuerſt Theater ſpielten und auf dieſe Weiſe eine Nationalbühne ſchufen. Das wäre eine ſchöne Aufgabe für Euch junge Leute."

„Gewiß Excellenz", erwiderte Somarokow, „und wir hätten auch den Muth, dieſen trefflichen Gedanken zur Ausführung zu bringen, wenn wir dabei auf Ihre mächtige Unterſtützung rechnen könnten."

„Zählen Sie auf mich", beeilte ſich Raſumowski zu erwidern, „ich liebe die Künſte und würde es vor Allem gern ſehen, wenn wir ein ſelbſtſtändiges Theater beſitzen würden. Ein gutes Schauſpiel iſt für die Gebildeten, was eine Kirche und Predigt für das Volk iſt."

Der Keim war gelegt. Noch an demſelben Abend beſprach Somarokow mit ein paar aufgeweckten Cameraden die ganze Angelegenheit und dann ſchritten ſie raſch zur Ausführung.

Alexis Raſumowski und Suwalow gaben das nö-

thige Geld, rasch wurde eine Bühne aufgestellt, Decorationen wurden gemalt und Costüme angefertigt und einen Monat später spielten die Cadeten das erste Mal vor der Czaarin und der vornehmen Welt von Petersburg. Die jungen Leute, unter denen sich Somarokow als Darsteller ganz besonders hervorthat, spielten so gut, daß das kleine Cadetentheater bald zum Mittelpunkte des socialen und geistigen Lebens der nordischen Hauptstadt wurde.

In der ersten Zeit spielten die Cadeten in französischer Sprache, da sie in derselben gleich ein reiches und brauchbares Repertoire vorfanden, und sie versuchten ihr Talent und ihre Kunst eben so gut an Racine und Corneille wie an Molière. Gleich in den ersten Anfängen des russischen Theaters zeigte sich jedoch eine erfreuliche Umkehr, von der hohlen Declamation und dem falschen Pathos der das antike Drama nachahmenden Tragödie jener Zeit, zu der Natur und dem realen Leben.

Die französische Comödie fand allerdings, da die Mehrzahl des russischen Adels damals nur der russischen Sprache mächtig war, nur geringen Anklang, so daß auf besonderen Befehl der Kaiserin sich alle Hofleute, Beamte und Militairs durch Unterzeichnung einer

Circulair-Ordre verpflichten mußten, in derselben zu erscheinen. Als einmal trotzdem der Zuhörerraum sehr spärlich besetzt war, wurden mitten in der Nacht die Fürstin von Hessen-Homburg und andere Herren und Damen des Hofes durch sogenannte Jesdavi (Hofstallreiter) geweckt und um die Ursache ihres Ausbleibens mit dem Zusatze befragt, daß in Zukunft Jeder, der dem Schauspiel ohne genügende Entschuldigung fern bleibe, von der Polizei mit fünfzig Rubel Strafe gebüßt werden würde. Dies war vielleicht tyrannisch, aber es hatte die besten Folgen. Der hohe Adel Rußlands wurde durch das Beispiel seiner schönen und kunstliebenden Monarchin aus seiner Theilnahmlosigkeit aufgerüttelt und begann sich immer lebhafter für Theater, Musik und Poesie zu interessiren.

Eines Tages wurde Somarokow zur Kaiserin beschieden, welche ihn in Anwesenheit des Grafen Rasumowski sehr huldvoll empfing und als die Ursache der geringen Theilnahme für die Theatervorstellungen der Cadeten die Darstellung in französischer Sprache bezeichnete.

„Wie wäre es", sagte sie zuletzt, „wenn wir es mit einer russischen Comödie versuchen würden?"

„Ich zweifle nicht, Majestät", entgegnete Somaro

kow, „daß der Erfolg ein bei weitem beſſerer wäre, aber es fehlt uns an Stücken.“

„Man ſoll alſo Stücke ſchreiben“, rief die Czaarin, „das wäre eine Aufgabe für Lomonoſſoff, nicht, Graf Raſumowski? Und Ihr jungen Leute“, wendete ſie ſich zu dem Cadeten, „ſteckt denn in Euch gar kein Talent, begeiſtert Euch nicht der Gedanke, es in unſerer theuern heimathlichen Sprache den anderen Nationen Europas gleich zu thun?“

„Der Wunſch Euerer Majeſtät wird wohl meine Kühnheit entſchuldigen“, ſprach Somarokow, „wenn ich den Verſuch wage, ein Stück in ruſſiſcher Sprache zu verfaſſen.“

„Nur gleich an's Werk, mein Freund“, rief die Czaarin, „an Ermunterung und Lohn von meiner Seite wird es nicht fehlen.“

Somarokow beeilte ſich nun wirklich den Gedanken der ſchönen Monarchin auszuführen und ſchrieb ein ruſſiſches Stück, das bei der Aufführung ſo viel Beifall fand, daß der junge Poet bald ein zweites und drittes folgen ließ. In jenen Kreiſen des Hofes und der Ariſtokratie, in denen Bildung und franzöſiſche Verfeinerung als eins und dasſelbe galten, tadelte man allerdings die Art und Weiſe, in der Somarokow ſeine Comödien ſchrieb, und meinte, ſie ſeien eher auf den Ge-

ſchmack gemeiner Leute als der Gebildeten berechnet, aber die Kaiſerin eben ſo wie Raſumowski erkannten ſofort, daß der junge Cadet den richtigen Weg betreten habe und daß der kräftige volksthümliche Ton, den er anſchlug, dem ruſſiſchen Theater eine ſelbſtſtändige und geſunde Entwickelung verhieß. Somarokow's Stücke waren die Anfänge jener nationalen Comödie, welche ſpäter in Gribojedows „gorja i duma" und Gogols „Reviſor" ihre claſſiſchen Blüthen trieb.

Die Czaarin gründete, von Raſumowski und Suwalow hierzu ermuntert, ein ruſſiſches Nationaltheater und ernannte Somarokow zum Director desſelben.

Unter den ruſſiſchen Schauſpielern, welche ſämmtlich eine überraſchende Naturwahrheit in der Ausführung ihrer Rollen zeigten, zeichnete ſich der Sohn eines Jaroslawer Kaufmanns, Feodor Volkoff, ſowohl durch die ſeltene Schönheit ſeiner Erſcheinung als die Genialität ſeines Spiels ganz beſonders aus. Er war in kurzer Zeit nicht nur der erklärte Liebling des Publicums, ſondern auch der Czaarin, die ihn in ihre Hofcirkel zog und bei jeder Gelegenheit auszeichnete.

Fünftes Kapitel.

Frauengunst.

In dem Maaße, in welchem Lestocq die Gunst Elisabeths eingebüßt hatte, war Bestuseff in derselben gestiegen. Er dankte freilich das Vertrauen und Wohlwollen der Monarchin ganz anderen Motiven, als der kleine intriguante Franzose. Lestocq's Einfluß auf die schöne launenhafte Frau war ein rein persönlicher gewesen, er verstand es, sich ihr zugleich unentbehrlich und angenehm zu machen, ihr zu schmeicheln und die Zeit zu vertreiben, Bestuseff lag diese Art Zauberne. Die Czaarin war für ihn eingenommen, weil ihr Gemahl Alexis Rasumowski bei jeder Gelegenheit für den Großkanzler Partei nahm und weil sie allmälig von der Ueberzeugung durchdrungen wurde, daß das von ihm verfochtene politische System das für Rußland

heilſamſte ſei. Beſtuseff's Anſehen bei der Monarchin war alſo auf weit reellerer Grundlage entſtanden und er konnte daher mit Recht auf eine gewiſſe Dauer desſelben hoffen. Da die Czaarin trotz der Umwandlung, welche Raſumowski in ihrem ganzen Weſen hervorgebracht hatte, eine angeſtrengte Regierungsthätigkeit, ſo lange ſie lebte, zu meiden ſuchte, machte ſich Beſtuseff bei ihr auch durch die Art und Weiſe wie er die Geſchäfte erledigte, durch ſeinen Fleiß und die geringe Mühe, welche er ihr ſelbſt verurſachte, beliebt.

Beſtuseff's Stellung ſchien vollends unerſchütterlich geworden, als es ihm gelang, die Vermählung ſeines Sohnes mit der jungen Gräfin Raſumowski zu Stande zu bringen. Denn obwohl Alexis Raſumowski ſich in keiner Weiſe direct in die Regierungsgeſchäfte miſchte, ſo zweifelte doch Niemand, daß die Czaarin ſelbſt in jeder wichtigen Sache ſeine Stimme vor allen Andern zu hören verlangte und daß ſeine Meinung ſtets den Ausſchlag gab.

Beſtuseff wurde jetzt von der Czaarin förmlich zu ihren Freunden gezählt und beinahe jeden Abend zu ihren kleinen parties de plaisir gezogen, ſo daß es ihm jetzt nie an Gelegenheit fehlte, ſeine Anſichten bei der ſonſt ſo ſchwer zugänglichen lebensluſtigen Frau zur Geltung zu bringen. Trotz alledem fühlte ſich

der erfahrene Staatsmann nicht vollkommen ſicher, ſo lange er nicht Leſtocq für immer unſchädlich gemacht und aus der Nähe der Czaarin entfernt hatte, denn er wußte es nur zu gut, welch' ein wandelbares Ding Frauengunſt iſt.

Bei jedem Anlaß ſtellte Beſtuseff den intriguanten Franzoſen der Monarchin als den gefährlichſten Menſchen in Rußland hin, als einen unruhigen unbeſonnenen Kopf, einen gewiſſenloſen rachgierigen und gewinnſüchtigen Charakter, von dem das Schlimmſte zu erwarten ſei, beſonders jetzt, wo durch die Ungnade der Czaarin auch ſeine Einkünfte bedeutend geſchmälert ſeien, denn die Höfe von Verſailles, Berlin und Stockholm, die ihm große Penſionen gezahlt, hätten dieſelben theils verringert, theils ganz eingeſtellt. Die Briefe, welche der Großkanzler nach wie vor in Petersburg, und die öſterreichiſche Regierung auf Anſuchen ihres Petersburger Botſchafters Pretlach in Wien erbrechen und dechiffriren ließen, lieferten täglich neues ſchwer gravirendes Material gegen Leſtocq, wie früher gegen den Marquis de la Chetardie. Lange zögerte Eliſabeth, gegen ihren einſtigen Vertrauten entſchieden vorzugehen und es war ein edler Zug ihrer Natur, welcher ſie davon abhielt. „Ich danke ihm doch ſehr viel," ſagte ſie zu Raſumowski, als dieſer ihr die Beweiſe dafür vorlegte, daß

Lestocq von Anbeginn nichts weiter als ein Agent und Spion Frankreichs gewesen sei und noch immer von dem dortigen Hofe bezahlt werde. „Er darf mir ohnehin nicht mehr von Staatsangelegenheiten sprechen," fügte sie hinzu, „und so können wir ja nur darüber lachen, wenn Frankreich seine Künste und sein Geld umsonst verwendet." Als sie aber aus Lestocq's eigenen Briefen immer wieder erfuhr, wie er alle Maßregeln Bestuseff's, auch jene, welche bereits ihre Sanction und ihre volle Bewilligung hatten, als toll und unsinnig bezeichnete, nahm ihre Abneigung gegen den ersteren zusehends zu.

Der Großkanzler hatte endlich leichtes Spiel, als er den Entschluß faßte, den entscheidenden Streich zu führen und Lestocq vollends zu stürzen.

Es war Abends beim Spiel, wo er das vertrauliche Beisammensein mit der Czaarin benützte, um seinen Gegner zu verderben. „Ich habe heute neue wichtige Entdeckungen über die Machinationen Lestocq's gemacht", begann er, „und beeile mich, sie Eurer Majestät mitzutheilen, da Gefahr im Verzug ist."

„Lassen Sie hören, Bestuseff", sagte die Kaiserin.

„Ich will darüber hinweggehen", fuhr Bestuseff nun fort, „daß Lestocq fortfährt, sich mit meinen erklärten Feinden gegen mich ganz sorglos und öffentlich zu ver-

ſchwören, denn ich laſſe meine Perſon gern bei Seite aber hier iſt ein Brief Leſtocq's an das franzöſiſche Miniſterium, in welchem er demſelben eine baldige Umwälzung in Rußland ankündigt. Da es an einer anderen Stelle des Briefes ausdrücklich heißt, daß man von Eurer Majeſtät nichts mehr zu hoffen habe, unterliegt es keinem Zweifel,. daß Leſtocq und ſeine Genoſſen, von franzöſiſchem und preußiſchem Gelde unterſtützt, eine Revolution beabſichtigen."

„Wo iſt dieſer Brief?" rief Eliſabeth. Beſtuſeff reichte ihr denſelben und ſie las ihn mit einer Erregtheit, welche bei ihr äußerſt ſelten war.

„Sie haben Recht", ſagte die Czaarin dann, „Leſtocq iſt reif für den Galgen. Was wiſſen Sie noch von dieſem Complott."

„Meine Organe in Petersburg melden, daß Leſtocq in letzter Zeit beinahe täglich mit den Geſandten Frankreichs, Schwedens und Preußens conferirt hat."

O! der Undankbare!" rief Eliſabeth, indem ſie aufſprang und mit großen heftigen Schritten das Zimmer maß, „er ſoll mir ſeinen Verrath büßen, aber wir müſſen ſehr vorſichtig ſein, Beſtuſeff, denn Leſtocq iſt eben ſo ſchlau als tollkühn. Wir müſſen ſehen, daß wir ſie Alle zugleich in unſere Hände bekommen, daß uns keiner entſchlüpft, und dann, dann will ich ein

Exempel ſtatuiren, an das man denken ſoll. Sorgen Sie vorläufig dafür, daß Leſtocq und ſein Secretär, der Capitän Chapuzeau, keinen Augenblick unbewacht bleiben, und melden Sie mir täglich, ob es Ihnen gelungen iſt, in die Abſichten der Verſchwörer einzudringen und die Theilnehmer an dieſem ſchändlichen Anſchlag zu entdecken." —

Beſtuseff ſäumte keinen Augenblick, Leſtocq und ſeine Anhänger mit einem Netz von Spionen zu umgeben. Am 20. December 1748 ſpeiſte Leſtocq mit ſeiner Frau bei einem preußiſchen Kaufmann, außer ihnen waren noch Chapuzeau, die beiden ſchwediſchen Miniſter Wolfenſtierna und Höpken, ſowie der Graf und die Gräfin Finkenſtein anweſend. Als Chapuzeau nach der Tafel in der Abenddämmerung fortging, bemerkte er einen Menſchen in ſchadhafter Livré, welcher ihm Schritt für Schritt folgte und den er bereits ſeit mehreren Tagen ſtets in ſeiner Nähe bemerkt hatte. Der Capitain faßte Verdacht und ſein Plan war im Augenblick fertig, er begann langſamer zu gehen und als er die Schritte des Menſchen endlich knapp hinter ſich hörte, drehte er ſich plötzlich um, faßte ihn beim Kragen und ſetzte ihm die Spitze ſeines Degens auf die Bruſt. Auf dieſe Weiſe zwang er ſeinen Gefangenen umzukehren und führte ihn in das Haus des Kaufmanns,

wo ſich Leſtocq noch beim Spiel befand. Dieſer ließ ſich den Vorfall erzählen und wendete ſich dann gleichſam aufgebracht zu ſeinem Secretär. „Wie können Sie den armen Teufel ſo ſchlecht behandeln“, rief er, „ſehen Sie ihm nicht an, daß er es gut mit uns meint und Ihnen nur gefolgt iſt, weil er uns wichtige Mittheilungen zu machen hat. Nicht wahr mein Freund, Du willſt Geld verdienen, das iſt deine ganze Abſicht bei der Sache und fünfzig Rubel werden Dich viel redſeliger machen als eine Degenſpitze.“ Er legte das Geld auf den Tiſch. „Siehſt Du, dies gehört Dir, ſobald Du uns geſagt haſt, wer Dich beſtellt hat, um uns auszuſpioniren.“

„Ich weiß von nichts, Excellenz“, erwiderte der Späher, „ich ging vollkommen unſchuldig und guter Dinge hinter dieſem Herrn, der mir plötzlich ſeinen Degen auf die Bruſt ſetzte. Ich hielt ihn anfangs für einen Straßenräuber, jetzt ſehe ich, daß es ſich um etwas Anderes handelt, wovon ich nichts verſtehe.“

„Da, mein Freund“, fuhr Leſtocq fort, indem er ſeinem Gefangenen ein Glas Wein einſchenkte, „wer hat Dich bezahlt, der Großkanzler, nicht wahr, kein Anderer?“

Als der ertappte Spion fortfuhr, ſich völlig unſchuldig zu ſtellen, änderte der Franzoſe mit einem

Male seinen Ton, steckte das Geld wieder ein, und ließ durch Chapuzeau zwei Soldaten von seiner Hauswache holen. Als der Capitain mit derselben eintrat, wurde es dem Gefangenen etwas übel zu Muthe. „Was wollt Ihr mit mir anfangen", rief er, „ich bin ein ehrlicher schuldloser Mensch."

Sobald Du nicht auf der Stelle gestehst, wer Dich gesendet hat", sagte Lestocq, „lasse ich Dich von diesen Leuten hier mit Batogi bearbeiten, bis Deine verrätherische Seele Deinen elenden Körper verläßt." Jetzt erst gestand der Spion, daß er im Dienste eines Gardeofficiers stehe und auf Befehl desselben Lestocq und Chapuzeau beobachten mußte.

Lestocq ließ den Menschen durch die Soldaten in sein Haus bringen und fuhr selbst zur Kaiserin, welche ihn zuerst gar nicht vorlassen wollte und nur auf vieles Bitten in Beisein Rasumowski's und der Gräfin Suwalow empfing. Lestocq stürzte wie ein Rasender herein und geradeaus Elisabeth zu Füßen. „Ich habe soeben eine schändliche Verschwörung gegen mich entdeckt, Majestät", schrie er aus Leibeskräften, „man umgiebt mich mit Spionen, man will mich ermorden, mich, den treuesten Ihrer Diener, dem Sie den Thron danken und der Ihnen so oft das Leben gerettet. Man hat das vergessen, aber meine großherzige Monarchin

gedenkt noch meiner Dienste, ich weiß es, und deßhalb flehe ich zu ihr um Gerechtigkeit, um Genugthuung." Die Czaarin ließ sich nun den ganzen Vorfall erzählen und obwohl ihr eigener Befehl denselben veranlaßt hatte hatte sie, ein echtes Weib, nicht den Muth, es Lestocq in's Gesicht zu sagen und ihn endlich wissen zu lassen, wie sie über ihn denke. Sie versprach im Gegentheil selbst die Sache zu untersuchen und die Schuldigen zu bestrafen, so daß der kleine Franzose mit einem triumphirenden Blick auf Rasumowski das Gemach verließ. Kaum aber war er draußen, stampfte die Czaarin zornig mit dem Fuße und schwor, daß es das letzte Mal sei, daß sie Lestocq Gehör geschenkt. „Wenn sein Gewissen rein wäre", sagte sie zu ihrem Gemahl, „würde er keinen Spion zu fürchten brauchen. Und wie kann er sich unterstehen, einen Menschen auf eigene Faust zu verhaften und zu verhören. Ich will Bestuseff sprechen und zwar auf der Stelle." —

Als der Großkanzler kam, war ihr Zorn schon so weit verraucht, daß sie ihren ursprünglichen Entschluß, Lestocq auf der Stelle verhaften zu lassen, wieder aufgegeben hatte, aber sie ertheilte den Befehl, dessen Secretär Chapuzeau so wie seine Diener gefangen zu nehmen, auf die Festung zu bringen und nöthigenfalls auf der Folter zu befragen. Bestuseff war so klug,

sich den Verhaftsbefehl von der Kaiserin unterzeichnen zu lassen, um für alle Fälle gerüstet zu sein, aber denselben nicht auszuführen, da er Lestocq und seinen Anhang voreilig zu alarmiren fürchtete. Der sonst so kluge Franzose fühlte sich so sicher, daß er noch am 22. December in einer lustigen Gesellschaft den Jahrestag seiner Hochzeit feierte.

Am folgenden Abend vereinigte ein großartiges Ballfest zu Ehren der Vermählung des Fräulein Soltikoff die ganze Petersburger Gesellschaft. Auch Lestocq war unter den Geladenen. Während man eben eine Menuette tanzte, erschien die Kaiserin an dem Arme des Grafen Rasumowski. Seit langem hatte man die schöne Frau nicht so heiter und huldvoll gesehen, sogar Lestocq wurden ein paar herablassende freundliche Worte zu Theil.

Gegen Mitternacht winkte sie Bestuseff zu sich und fragte, ob Chapuzeau Geständnisse abgelegt habe, welche Lestocq compromittirten.

„Neue Aufschlüsse, welche ich über das Complott erhalten habe", entgegnete der Großkanzler schnell gefaßt, „zwangen mich die Ausführung des Verhaftsbefehles aufzuschieben. Es wäre gefährlich, seine Leute gefangen zu nehmen und Lestocq, in dessen Hand sich alle Fäden vereinigen, frei herumgehen zu lassen. Das,

was ihn uns in die Hände liefern soll, würde ihm nur zur Warnung werden und ihm vielleicht dem Arme der Gerechtigkeit für immer entziehen."

„Gut, dann verhaften Sie Lestocq gleichfalls", entschied die Czaarin. Ein Lächeln überflog Bestuseff's sonst so strenge kalte Züge. Er stand am Ziele. Nachdem die Kaiserin ihn entlassen hatte, beorderte er sofort einen Officier mit der nöthigen Mannschaft, welche Chapuzeau nebst vier Bedienten Lestocq's in dessen Hause gefangen nahmen und auf die Festung abführten.

Man tanzte indeß bei Soltikoff, ohne nur die geringste Ahnung von der Katastrophe zu haben, welche bald ganz Petersburg in Alarm setzen sollte. Als die Gesellschaft sich gegen Morgen trennte, fuhr Lestocq mit seiner Frau und dem schwedischen Gesandten Wolfenstierna in das Hotel des letzteren, wo sie mit einigen jungen Damen und Officieren bis nach zehn Uhr Vormittags spielten und zechten.

Als Lestocq vor elf Uhr in sein Haus zurückkehrte wurde ihm die Verhaftung seines Vertrauten und seiner Diener gemeldet; er beschloß auf der Stelle zur Kaiserin zu eilen und Klage zu führen, aber schon am Fuße der Treppe wurde er von dem General Agraxin angehalten, welcher auf Befehl der Monarchin sein Haus mit 150 Mann umzingelt hatte und ihn für verhaftet erklärte.

Lestocq versuchte es zuerst in seiner Weise dem General durch Schreien und Prahlen mit der Gunst der Kaiserin zu imponiren, als aber Apraxin den eigenhändig unterzeichneten Befehl derselben vorwies, wurde er bis in die Lippen bleich und stieg mit schlotternden Knieen an der Seite des Generals die Treppe wieder empor. Man setzte ihn vorläufig in seinem Zimmer fest und ließ ihn in demselben durch einen Officier und sechs Soldaten bewachen. Alle scharfen Instrumente wurden entfernt, nicht einmal zum Speisen wurde ihm der Gebrauch eines Messers gestattet. Seine Frau war, während dies geschah, in der Kirche, wo sie eben das Abendmahl nahm. Als sie nach Hause kam, wurde sie gleichfalls verhaftet und ohne daß man ihr gestattete, ihren Mann noch einmal zu sehen, in einem besonderen Zimmer verwahrt.

Nachdem am 26. December die Kaiserin sich in Begleitung Rasumowski's nach Zarskoje Selo begeben hatte, führte man noch in derselben Nacht Lestocq und seine Frau auf die Festung ab. Als man ihn in sein Gefängniß brachte, seufzte der sonst so unerschrockene und leichtfertige Franzose: „Frauengunst! Frauengunst! wer auf Dich vertraut, geht mit dem Stricke um den Hals herum. Nun ist unsere Partie vollends verloren. O! welches Elend! welches Schicksal!“

Sechstes Kapitel.

Zwei Schauspiele.

Seit dem Tode des Generals Usakow war der General Suwalow der Präsident des geheimen Inquisitionsgerichtes. Zur Führung des Processes gegen Lestocq wurde demselben der bei der Kaiserin in höchster Gnade stehende vertraute Freund Bestuseff's, General Apraxin, beigegeben. Damit war Lestocq's Schicksal entschieden und besiegelt.

Zuerst wurde Chapuzeau in's Verhör genommen. Er gestand freiwillig und mit so unbefangener Offenheit alles, was er nur wußte, daß man bei ihm von vornherein jede Marter bei Seite ließ. Man erfuhr durch ihn, daß Lestocq von dem preußischen Hofe Gelder empfangen und mit dem preußischen und schwedischen Gesandten so wie mit verschiedenen seiner

Vertrauten und andern Mißvergnügten, unter denen der Vicekanzler Woronzoff, der Generalprocurator Trubetzkoi und der General Romanzow in erster Linie standen, häufig geheime und sogar nächtliche Zusammkünfte gehabt habe. Chapuzeau läugnete auch durchaus nicht, daß Lestocq mit der gegenwärtigen Regierung sehr unzufrieden sei und sich bei jeder Gelegenheit über Bestuseff und Rasumowski in der gehässigsten Weise ausgelassen und auch die Czaarin nicht geschont habe. Weiter sei er, selbst wenn es sein Leben kosten sollte, nicht im Stande etwas anzugeben, da Lestocq ihm nie sein volles Vertrauen geschenkt und ihn sogar seit einiger Zeit mit einem gewissen Argwohn behandelt habe.

Die Aussagen Chapuzeau's genügten indeß der Kaiserin vollkommen, um der Inquisition gegen Lestocq selbst freien Lauf zu lassen.

Man versuchte es zuerst, ihn durch List zum Geständniß zu bringen. Die Kaiserin versprach seiner Frau, wenn sie ihn zum Geständniß bringe, für sie sowohl als für ihren Gatten vollkommene Begnadigung.

Eines Abends wurde sie in Lestocq's Kerker geführt und mit ihm allein gelassen. Der ehemalige Vertraute und Günstling der Kaiserin saß in einem

alten Schlafrock auf ſeinem Bette und ſah ſeine Frau zuerſt lange erſtaunt an, wie eine Erſcheinung oder ein Geſpenſt. „So müſſen wir uns wiederſehen“, begann ſie.

Leſtocq zuckte die Achſeln. „Bin ich etwa ſchuld“, ſagte er ſo laut als möglich, denn er war überzeugt, daß man ihr Geſpräch belauſche.

„Ich weiß nicht“, erwiderte ſeine Frau, indem ſie ſich auf den einzigen ſchlechten Holzſtuhl ſetzte, der in ſeinem Gefängniß ſtand.

„Du weißt es nicht“, brauſte Leſtocq auf und war mit einem einzigen Sprunge bei ihr, „biſt Du von Sinnen, kennſt Du mich nicht lange genug, um zu wiſſen, daß ich ſtets der treueſte Diener der Kaiſerin war, nur immer ihr Wohl und jenes des Staates vor Augen hatte und nur deßhalb die Feindſchaft und den Haß einer Schaar von Elenden, von Hochverräthern auf mich lud, welche ich in der Verfolgung ihrer egoiſtiſchen Zwecke gehindert, deren ſchmachvolle Intriguen ich ſo oft durchkreuzt habe. O! ich kenne ſie Alle, die mich in dieſen Kerker gebracht und uns an Oeſterreich verkauft haben, dieſen Beſtuſeff, den ich, nur ich zum Großkanzler gemacht habe, den ich, in einer durch ſeine ſchändliche Heuchelei hervorgerufenen Verblendung, der Monarchin zu dieſem Poſten empfohlen habe; dieſen

Apraxin, den mein Fürwort aus der Niedrigkeit erhoben, diese Undankbaren, die sich jetzt verschworen haben, mich zu verderben und dann, wenn sie die Monarchin ihres einzigen wahren Freundes beraubt haben, durch nichts mehr gehindert, Rußland verkaufen und in einen europäischen Krieg stürzen werden, welcher das Reich an den Rand des Abgrunds und Elisabeth um den Thron bringen wird."

„Mein Lieber", sagte seine Frau, „wer wäre geneigter an Deine Unschuld zu glauben als ich. Aber Chapuzeau hat eingestanden, daß Du von Frankreich und Preußen bezahlt warst, um die Allianz mit Maria Theresia zu hintertreiben, daß Du in unerlaubten Beziehungen zu fremden Regierungen gestanden hast."

„Das hat Chapuzeau ausgesagt? Gewiß hat man ihm diese Lügen mit Gewalt erpreßt, durch die Folter —"

„Nein er ist nicht gefoltert worden, weil er freiwillig Alles eingestanden hat."

„Dann hat er aus Furcht vor den Martern, mit denen man ihm drohte", rief Lestocq, „allerhand Erfindungen gemacht und vorgebracht zu dem Zwecke, sich selbst zu reinigen, allen Verdacht und alle Schuld auf mich allein zu wälzen. Sind das Menschen? Dieser Chapuzeau, hat er meine Wohlthaten so

ſchnell vergeſſen? Er war ein Nichts, ein armer von ſeinen Officieren mißhandelter Sergeant, ich habe ihn bis zum Capitain avanciren gemacht. Und jetzt!“

„Dies gehört nicht hierher“, fuhr Frau Leſtocq fort, „Chapuzeau hat nun einmal die Ausſagen gemacht, welche Deine Lage weſentlich verſchlimmert haben, zum Ueberfluſſe hat der ſchwediſche Miniſter Wolfenſtierna Petersburg plötzlich verlaſſen. Dies vermehrt noch den Verdacht. Wenn Du alles leugneſt, wird man Dich knuten, wird man Dich foltern, während ein freiwilliges und reumüthiges Bekenntniß uns retten könnte.“

„Aber ich habe ja nichts zu bekennen“, ſchrie Leſtocq aufgebracht, „Du weißt nicht, was Du ſprichſt, mein Gewiſſen iſt vollkommen rein. Wollen ſie mich aus dem Wege räumen, dieſe Schurken, dieſe Verräther, wozu brauchen ſie dann ein Geſtändniß, ſie ſollen mir den Kopf abhauen laſſen, mein Blut komme über ſie, und die Czaarin wird zu ſpät erfahren, daß ſie ihren einzigen Freund verloren hat.“

„Die Kaiſerin iſt Dir noch immer gnädig geſinnt —“ erwiderte ſeine Frau.

„Wirklich“, rief Leſtocq, ein Strahl von Hoffnung zuckte über ſein gelbes verhärmtes Geſicht und ſeine Augen begannen zu leuchten. „Nun ſo ſage ihr die

Wahrheit, ſage ihr, daß ich unſchuldig bin, bitte ſie, mir eine Unterredung zu gewähren."

„Die Kaiſerin will Gnade walten laſſen", gab Frau Leſtocq zur Antwort, „aber nur dann, wenn Du ein vollſtändiges Geſtändniß abgelegt haſt."

„Mein Gott! Ich ſage Dir ja, daß ich nichts verbrochen und daher nichts zu bekennen habe."

Seine Frau zuckte die Achſeln. „Ich habe Dir Alles geſagt", ſprach ſie dann, „was man mir Dir zu ſagen aufgetragen hat. Beharrſt Du bei Deinem Läugnen, Deinem Trotz, wird es dem geheimen Inquiſitionsgerichte gewiß nicht an Mitteln fehlen, Dich zum Reden zu bringen. Bedenke das wohl."

„Ich habe nichts zu geſtehen, ich bin unſchuldig," murmelte Leſtocq.

Seine Frau erhob ſich und verließ ihn, ohne daß er ihr die Hand zum Abſchied gereicht hätte.

Es folgte nun eine Reihe von Verhören, in denen Leſtocq dabei beharrte, daß er vollkommen ſchuldlos ſei und Alles, was er gethan, ſtets nur im Dienſte der Kaiſerin und des Staates gethan habe. „Mein ganzes Unglück danke ich nur Beſtuſeff", rief er, „dieſem Schurken, den ich aus der Verbannung zurückgerufen habe, der mir Alles verdankt und mich dafür jetzt um Gut und Leben zu bringen ſucht."

Täglich wurde der Kaiserin das Ergebniß des Verhörs gemeldet; als die Sache nicht vorwärts gehen wollte, verlor sie die Geduld und erklärte sich, ohne lange zu zögern, mit dem Vorschlage Suwalow's, den Angeklagten auf der Folter zu befragen, einverstanden.

Am folgenden Abend wurde Lestocq wie gewöhnlich in den Gerichtssaal geführt und musterte mit demselben verächtlichen Lächeln den Grafen Suwalow, Apraxin und die anderen Inquisitoren, welche an einer langen mit schwarzem Tuch bedeckten Tafel saßen. Man legte ihm zum Schein noch einmal alle jene Fragen vor, welche man seit dem Beginn des Processes an ihn gerichtet und er läugnete wieder eben so ruhig und unverschämt, wie er es bis jetzt gethan.

Das Verhör war noch nicht zu Ende, als die Kaiserin in glänzender Toilette eintrat. Lestocq nahm ihr Erscheinen für ein günstiges Zeichen und eilte sich vor ihr nieder zu werfen. „Welche hohe Gunst, Majestät," rief er „daß Sie selbst hierher kommen, um ihren treuesten Diener zu befragen und sich von seiner Unschuld zu überzeugen."

Elisabeth antwortete nichts, sondern zog nur ihre Stirne in zornige Falten.

„Wie können Sie es wagen", rief jetzt Suwalow, „das Wort an Ihre Majestät zu richten. Sie sind

hier als Angeklagter, als Verbrecher und haben nur dann zu sprechen, wenn man Sie befragt."

Die Kaiserin nahm am Ende der Gerichtstafel in einem für sie bestimmten rothen Sammetstuhl Platz und wendete sich dann mit kalter Majestät zu Lestocq, der noch immer vor ihr auf den Knieen lag.

„Ich bin hierhergekommen als ihr Richter, Lestocq, ein gerechter aber strenger Richter, von dem Sie keine Nachsicht und kein Erbarmen erwarten dürfen. Nur eines könnte Sie retten und mich bestimmen Gnade walten zu lassen, ein offenes Geständniß."

„Ich habe nichts zu bekennen, Majestät", engegnete Lestocq, „Sie besitzen keinen treueren Diener —"

„Verschonen Sie uns mit diesen Phrasen, die nichts beweisen, mindestens nichts in meinen Augen, von denen die Binde, mit denen Sie dieselben geblendet hatten, längst gefallen ist", unterbrach die Czaarin ihren ehemaligen Vertrauten. „Ueberlegen Sie wohl, was Sie sprechen, ehe Sie mir noch einmal Antwort geben. Zu welchem Zwecke hat Ihnen Frankreich einen so bedeutenden Jahresgehalt gezahlt?"

„Ich habe nie von dem französischen Hofe eine andere Summe erhalten", erwiderte Lestocq rasch, „als jene, welche bestimmt war, Eurer Majestät den Weg zum Throne zu öffnen."

„Majestät haben nun selbst Gelegenheit, sich von der Schamlosigkeit des Angeklagten zu überzeugen", sprach Suwalow.

„Legen Sie ihm das Geständniß Chapuzeau's vor", befahl Elisabeth.

„Ich verwerfe dieses Geständniß, denn es ist nur durch die Furcht der Folter erpreßt", rief Lestocq.

„Dann überweisen Sie ihn durch seine eigenen Briefe", sagte die Czaarin aufgebracht. Auf ihren Wink breitete Apraxin eine Reihe von Papieren auf dem Tische aus.

Lestocq erhob sich und sah dieselben durch, es waren seine in Petersburg und Wien aufgefangenen Briefe an den französischen Minister des Aeußeren in Paris und dem französischen Botschafter an dem Hofe Maria Theresias. Er erbleichte, als er sie sah, aber faßte sich schnell. „Jetzt erst kann ich das Lügengewebe durchblicken, das meine gütige Kaiserin umgiebt", sagte er endlich, „alle diese Briefe sind gefälscht."

„Majestät sehen, daß der Angeklagte keine Schonung verdient", unterbrach Suwalow den Leibarzt; „um so mehr als es erwiesen ist, daß er Euere Majestät vergiften wollte, um den Thronfolger an das Ruder zu bringen."

„Wer wagt dies zu behaupten", schrie Lestocq. Man würdigte ihn indeß keiner Antwort.

„Befragen Sie ihn also auf der Folter, lieber Graf", sagte die Czaarin.

„Es kann nicht Ihr Ernst sein, Majestät", schrie Lestocq auf, indem er erschrocken einen Schritt zurücktrat.

„Es ist mein voller Ernst", sprach Elisabeth, „und Sie selbst werden sich erinnern, wie Sie mir dazu riethen, den jungen Lapuchin, seine Mutter und die Gräfin Bestuseff, als sie hartnäckig läugneten, auf der Folter zu befragen. Sie sind also von der Gerechtigkeit und Nützlichkeit dieses Verfahrens durchdrungen. Wenn ich aber damals, wo nur geringe Verdachtsgründe vorlagen, zu demselben meine Einwilligung gab, weßhalb sollte ich heute damit zögern, wo Sie durch das Geständniß ihres Vertrauten sowie durch Ihre eignen Briefe so gut wie überwiesen sind."

Suwalow klingelte. Der Henker trat mit seinen Knechten in den Saal und bemächtigte sich Lestocq's, welcher, während er ihm Hände und Füße band, am ganzen Leibe zitterte und Verwünschungen gegen Bestuseff ausstieß. Vergebens fluchte er, wie er vergebens geläugnet hatte, die Knechte trugen ihn zu dem entsetzlichen Balken und der Henker hing ihn mit nach rückwärts gebogenen Armen an demselben auf.

„Legen Sie ihm noch einmal alle Fragen der Reihe nach vor“, befahl die Kaiserin.

„In welchen Beziehungen sind Sie zu de la Chetardie, d'Allion und dem französischen Hofe gestanden?“ begann Suwalow das Verhör.

„Ich habe sie besucht wie man gute Freunde besucht, bei denen es eine wohlbesetzte Tafel und angenehme Gesellschaft giebt“, gab Lestocq zur Antwort, „mit dem Hofe von Versailles hatte ich keinerlei Verkehr.“

„Zweite Frage“, fuhr Suwalow fort.

„Bleiben wir bei der ersten“, fiel ihm die Czaarin in das Wort, „bis er dieselbe genügend beantwortet.“

„Ich habe Alles gesagt —“ seufzte Lestocq in seiner Marter.

„Wir haben Beweise“, entgegnete die Czaarin, „und werden Sie zum Geständniß bringen, verlassen Sie sich darauf.“

Lestocq blieb jedoch trotz der Qual, welche er litt, unerschütterlich. „Ich habe es immer ehrlich gemeint und mich für Sie geopfert Majestät“, sagte er, „während Sie das Vertrauen, das Sie jetzt Bestuseff schenken, noch oft bereuen werden, denn er ist ein Schurke, ein abgefeimter Schurke.“ Nachdem man ihm eine halbe

Stunde lang ohne Erfolg gefoltert hatte, erklärte Suwalow, es sei Zeit die Knute anzuwenden.

Elisabeth gab durch ein kurzes Nicken ihre Einwilligung. Der Henker ließ Lestocq zur Erde, ohne ihn jedoch loszubinden und begann ihn zu peitschen. Der kleine Franzose verlor aber auch jetzt nicht den Muth und die Standhaftigkeit, welche er bisher bewiesen. Nachdem er mehr als fünfzig Hiebe empfangen, befahl die Kaiserin ihn loszulassen.

Andere sanken, wenn man sie losband, bewußtlos zur Erde, Lestocq bedurfte nicht einmal eines stützenden Armes, als man ihn in sein Gefängniß zurückführte.

„Welcher Trotz", sagte Suwalow, „ich glaube, er wird eher unter den furchtbarsten Martern seine Seele aushauchen, als sich nur ein einziges Wort erpressen lassen, das er uns nicht sagen will."

„Nun wir werden sehen", sagte die Kaiserin, „glauben Sie nicht, daß es Mitleid war, was mich bestimmte, seiner Qual für heute ein Ende zu machen, aber es ist Zeit zum Schauspiel und man wird nicht beginnen, ehe ich nicht da bin."

Die schöne lebenslustige Frau grüßte mit einer huldvollen Kopfbewegung das Inquisitionsgericht und eilte dann, in ihren Wagen zu steigen, der sie in das Theater brachte

Ganz Petersburg war auf die erste Aufführung einer neuen Comödie Somarokow's und die neue Rolle Volkoff's in derselben gespannt. Das Auditorium bestand aus schönen vornehmen Frauen, Officieren und Cavalieren sowie Kaufleuten in der nationalen Tracht, Studenten und Leuten aus den untersten Volksklassen.

Die Kaiserin erschien am Arme des Grafen Rasumowski und nahm in ihrer Loge Platz. Das Orchester spielte eine Ouverture, dann ging der Vorhang in die Höhe und das Schauspiel begann. Elisabeth folgte der Vorstellung mit heiterer Theilnahme, wie wenn sich nicht vor Kurzem noch ein anderes entsetzliches Schauspiel vor ihren Blicken abgespielt hätte und klatschte zuerst Beifall. Nach dem ersten Akte berief sie den im Parterre anwesenden Lomonossoff zu sich und besprach lebhaft mit ihm das aufgeführte Stück so wie die Leistungen der Schauspieler.

Auf der Bühne standen zur selben Zeit Somarokow und Volkoff und blickten durch ein kleines Loch des Vorhanges auf das Publicum.

„Ich habe noch nie so viel schöne Damen in unserem Theater gesehen wie heute", sagte Somarokow, „wenn man so hinabsieht auf die weißen wogenden Busen und diese Augenpaare in allen Farben, welche

um die Wette zu blitzen, zu lachen und zu ſchmachten ſcheinen, möchte man nur für einen Tag Sultan ſein.“

Volkoff lächelte. „Mich könnte nur eine bezaubern.“

„Welche?“

„Die Czaarin.“

„Verſuche Dein Glück bei ihr. Sie war nie grauſam, wie Du weißt.“

„Ach! das iſt ja mein Unglück, daß ich zu ſpät das Licht der Welt erblickt habe“, klagte Volkoff, „hätte ich dieſe Bretter hier vor zehn Jahren betreten, hätte ſie mich vielleicht zum ſeligſten der Menſchen gemacht. Jetzt heißt es aber alle Hoffnungen aufgeben. Seitdem ſie vermählt iſt, ſcheint ſie die Tugend ſelbſt zu ſein, ſo kalt, ſo ſtolz, ſo unnahbar. Das iſt dieſe chriſtliche Moral, die uns alle elend macht, dieſes Judenthum, das uns wie Einen Gott auch nur Ein Weib oder Einen Mann gönnt. Da halte ich es mit den alten Griechen, die verſtanden glücklich und ſchön zu leben. Iſt es nicht eine Todſünde, wenn eine Frau wie die Czaarin ſich an einen Mann bindet; ein ſchönes Weib ſoll wie ein ſchönes Gedicht oder Bildwerk der ganzen Welt gehören.“

„Du würdeſt Alles auf den Kopf ſtellen, wenn

Du etwas zu sagen hättest", gab Somarokow zur Antwort, „gut für uns Alle, daß Du Deinen Phantasien nur auf der Bühne die Zügel schießen lassen darfst. Aber versuche doch Dein Glück bei der Kaiserin, Du stehst bei ihr in Gunst.

„Und doch wäre sie im Stande, wenn ich mich ihr gegenüber vergäße, mich peitschen zu lassen wie Lestocq", sprach der junge Schauspieler, „und dann so sorglos zu lächeln, wie sie jetzt eben Lomonossoff zulächelt."

Nach dem Schluße des Stückes kam die Kaiserin selbst auf die Bühne, um dem Dichter ihre Anerkennung auszusprechen. Volkoff stand in ehrerbietiger Entfernung in der Coulisse und verschlang sie mit seinen Blicken. Als Elisabeth sich plötzlich zu ihm wendete und sein charakteristisches Spiel lobte, wurde er unter der Schminke bleich und roth und stammelte etwas, was Niemand verstand. Der erfahrenen Frau entging seine Verwirrung nicht und sie war sich auch im Augenblicke über die Ursache derselben klar, sie gönnte dem jungen genialen Schauspieler jedoch keinen Ausweg, sondern schlug ihn leicht mit ihrem Fächer auf die Wange und sprach: „Wie kommt es Volkoff, daß Sie so viel Muth haben einem ganzen Publikum gegenüber und" —

Sie endete nicht, er aber beugte rasch ein Knie vor ihr und rief: „Ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht, aber eine Frau von Ihrer Schönheit ist mehr als eine ganze Welt.“

Die Czaarin lächelte. —

Am folgenden Tage nahm das geheime Tribunal Lestocq von Neuem in's Verhör und drohte ihm mit den höchsten Folterqualen. Er entgegnete jedoch ruhig: „Da ich nun einmal unter den Händen des Henkers-gewesen bin, verlange ich keine Gnade.“

Noch einmal schickte man seine Frau zu ihm. Auch sie war nicht im Stande, ihn zu einem Geständnisse zu vermögen.

Rasumowski, Lestocq's größter Gegner, war es, der jetzt die Kaiserin zur Milde stimmte. Er sprach die Vermuthung aus, daß der schwedische Gesandte Wolfenstierna jene Papiere Lestocq's, durch welche dessen Verrath am Reiche vollkommen hätte erwiesen werden können, nach Stockholm mitgenommen habe und rieth sich damit zu begnügen, daß man diesen gefährlichen Intriguanten entlarvt und für immer unschädlich gemacht habe.

So wurde denn endlich das Urtheil gesprochen, Lestocq's Vermögen confiscirt und er selbst, nachdem er öffentlich geknutet worden war, nach Usting-Weliki im

Gouvernement Archangel verbannt, wohin ihn seine Gemahlin begleitete.

So erlitt der ehrgeizige Wundarzt selbst jenes Schicksal, daß er den Lapuchin's bereitet und seinem Gegner Bestuseff zugedacht hatte.

Siebentes Kapitel.

Verkehrte Welt.

Die Czaarin hatte sich mit ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow, in ihr Cabinet eingeschlossen. Es schien einer sehr ernsten und wichtigen Berathung zu gelten, denn so reizend und frisch Elisabeth in ihrem rosaseidenen mit weißen Spitzen besetzten Schlafrocke à la Watteau auch aussah, störten doch tiefe nachdenkliche Falten die heitere Harmonie ihres Gesichtes und ihre sonst so munteren Augen hafteten immer wieder sinnend und betrübt auf dem Parquet.

„Fällt Dir denn gar nichts ein, Lidwina", begann die Monarchin, nachdem wieder eine größere Pause entstanden war.

„Nichts, Majestät", entgegnete die Gräfin.

„Absolut nichts?"

„Absolut nichts."

„Du giebst Dir keine Mühe", grollte die Czaarin.

„O! mir thut schon der Kopf weh vom Grübeln und Nachdenken", erwiderte rasch die Favorite, „aber es ist alles vergebens. Wir haben das ganze Register des Vergnügens erschöpft und ich glaube nicht, daß es in dieser großen Welt noch etwas Neues für mich giebt."

„Das ist es eben", seufzte Elisabeth, „auch mir will nichts einfallen und doch gäbe ich viel für einen originellen Gedanken; wenn es so fortgeht, sterben wir noch vor Langeweile und Trübsinn."

„Wie wäre es Majestät", sagte plötzlich die Gräfin Suwalow, „wenn wir noch Jemand in die Berathung zögen."

„Wen etwa? Rasumowski ist viel zu ernsthaft, um sich aus den Lustbarkeiten unseres Hofes etwas zu machen, Dein Mann wird sehr bequem, Woronzoff ist nur noch Politiker —"

„Nein, keiner von diesen", fiel die kleine Gräfin Elisabeth lebhaft in das Wort, „es müßte ein junger Mensch sein, der Geist und Witz besitzt und keiner aus unserm Hofcirkel, denn unsere Herren haben sich sämmtlich, was gute Einfälle betrifft, vollständig erschöpft oder sind von Haus aus viel zu nüchtern oder

blöde, um etwas Gutes zu ersinnen. Wie wäre es aber, wenn wir es mit Volkoff versuchten?“

„Vortrefflich“, rief Elisabeth, freudig in die Hände klatschend. „Ja, Volkoff soll uns aus der Verlegenheit reißen, man sende sofort nach ihm, er soll auf der Stelle erscheinen.“

Die Gräfin beeilte sich, einen Hoflakai mit einem Wagen abzusenden, welcher den jungen Schauspieler in den Kaiserpalast bringen sollte. Die beiden Damen gaben es indeß auf, sich noch länger mit der Erfindung von Unterhaltungen für den Hof anzustrengen und spielten Domino, bis Volkoff gemeldet wurde.

„Er soll eintreten“, befahl Elisabeth.

Der diensthuende Kammerherr öffnete die Thüre und der Erwartete kam herein. So sicher und kühn er auf der Bühne war, so anmuthig er sich in den Hofcirkeln bewegte, zu denen er gezogen war, zeigte sich der junge Schauspieler doch jetzt, wo er zum ersten Male die Gemächer der göttergleichen Frau betrat, die er anbetete und die zugleich seine unumschränkte Gebieterin war, verlegen, ja linkisch und beantwortete die Fragen der beiden Damen mit einem Stottern, das bei dem sonst so Redegewandten einen unwiderstehlich komischen Eindruck machte. Die Kaiserin lachte ihm endlich laut in's Gesicht und die Gräfin übte unbarm-

herzig ihren Spott an ihm, jedoch nur, um ihn noch mehr zu verwirren.

Volkoff ſtand wie ein geſcholtener Knabe da, wiſchte ſich in ſeiner Todesangſt ſtatt mit ſeinem Tuche, wie er meinte, mit einem alten Theaterzettel die Stirne und nahm erſt dann Platz, als die boshafte Favorite der Czaarin ihn reſolut auf einen Seſſel nieder drückte.

„So kommen wir nicht vorwärts“, ſagte endlich Eliſabeth, „zur Sache alſo —“

„Ja, zur Sache“, wiederholte Volkoff mechaniſch, welcher nicht mehr wußte, was er ſprach.

Wieder lachten die beiden ſchönen Frauen hell auf.

„Wir haben Sie rufen laſſen, lieber Volkoff —“

Volkoff erröthete.

„Um uns in einer wichtigen Angelegenheit bei Ihnen Rath zu erholen“, fuhr Eliſabeth fort.

„Aber ich habe gar kein Talent zum Staatsmanne“, ſtammelte der Schauſpieler, welcher ſich unter einer wichtigen Angelegenheit nichts Geringeres vorſtellen konnte, als einen politiſchen Akt, einen Traktat, oder etwas dergleichen, aber das Lachen der beiden Damen belehrte ihn ſchnell eines Andern.

„Es handelt ſich ja um keine Staatsaffaire“, rief die Gräfin.

„Dann allerdings —“

„Sie ſollen etwas erfinden, Volkoff“, erklärte ihm die Czaarin, „was noch nicht da war, etwas ganz Originelles, eine Unterhaltung für den Hof und vor Allem für uns, aber bieten Sie Ihren ganzen Geiſt und Ihre ganze Phantaſie auf, denn es giebt nichts, was wir nicht ſchon ausgeführt hätten.“

„Aber das iſt ja ſehr ſchwer“, wendete Volkoff ein.

„Gewiß“, ſpottete die Gräfin, „aber deshalb haben wir einen ſo feinen Kopf wie den Ihren erwählt, um dieſes Problem zu löſen.“

„Alſo denken Sie nach, Volkoff“, gebot die Kaiſerin.

„Hier? —“

„Auf der Stelle.“

„Das iſt unmöglich.“

„Unmöglich, wenn ich es haben will“, rief Eliſabeth.

„Ich will alſo verſuchen, aber — die Damen dürfen mich nicht anſehen dabei —“ bat Volkoff.

Die Czaarin ſchlug ihn mit dem Fächer auf die Wange. „Muth“, flüſterte ſie, „Muth mein Lieber.“

„Er ſoll ſich dort in die Ecke ſetzen“, entſchied die Gräfin.

„Ja, in die Ecke“, stimmte der junge Schauspieler erleichtert bei.

Die Gräfin stellte einen Stuhl für ihn hin und hieß ihn, sich auf demselben niedersetzen, das Gesicht gegen die Wand. Volkoff gehorchte gern.

Nachdem er eine Weile still gesessen und die beiden Frauen gespannt auf einen guten Einfall gewartet, sagte er plötzlich: „Ich bitte Majestät, sich nicht um mich zu kümmern, sonst bin ich wirklich nicht im Stande —“

„Also plaudern wir“, sprach die Czaarin.

„Nein, nein“, flehte Volkoff, „Ihre Stimme, Majestät, verwirrt mich nicht weniger als Ihr Blick“

„Gut, dann spielen wir Domino.“

„Ja, ja.“

Die beiden Damen setzten sich von Neuem zu ihrem Spiel und man hörte lange nichts als das Klappern der kleinen Steine und das Tik-tak der massiven einen Tempel der Diana darstellenden Uhr auf dem Kamin.

Plötzlich wendete sich Volkoff mit dem ganzen Stuhle zu ihnen und rief: Ich habe es!

„Nun?“ fragten beide Damen zugleich.

„Eine Maskerade.“

„Ah!“ rief die Czaarin enttäuscht.

„War schon tausendmal da", sagte die Gräfin.

„Bitte lassen Sie mich nur meine Idee entwickeln."

„Also?"

„Spielen wir einmal „Verkehrte Welt."

„Wie das?"

„Ein Maskenfest, bei dem die Damen als Männer gekleidet, die Herren dagegen in Frauentoilette erscheinen."

„Vortrefflich", jubelte Elisabeth, „das ist etwas ganz Neues, nie Dagewesenes, Sie sind ein Genie, Volkoff, ein Genie, ich möchte Sie küssen —"

Volkoff sprang auf.

„Nein, nein", lachte die Czaarin, „aber Sie dürfen mir die Hand küssen."

Der junge Schauspieler ließ sich rasch auf ein Knie vor der schönen Kaiserin nieder und führte schüchtern ihre Finger an die Lippen.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, sehr zufrieden, lieber Volkoff", fuhr Elisabeth fort. „Bitten Sie sich also eine Gnade aus."

„Ich wage nicht", stotterte der junge Künstler.

„Gut, dann will ich Sie selbst belohnen", erwiderte die Monarchin, „und zwar mit einem ebenso originellen Einfall als es der Ihre ist, Sie müssen also

ein wenig Geduld haben, denn ich bin darin nicht so fruchtbar, wie Sie. Vorläufig beschäftigen wir uns eben mit dem Maskenfeste, dessen Arrangement ich hiermit Ihnen übergebe."

Nun hatte Volkoff mit einem Male seine ganze Geistesgegenwart und Lebendigkeit wieder gewonnen, er sprang auf und begann seinen Plan zu entwickeln, welcher den vollen Beifall der Kaiserin fand. So verwirrt und unglücklich er sich anfangs gezeigt hatte, ebenso enthusiastisch war der junge Schauspieler, als er spät am Abende den kaiserlichen Palast verließ; er schien jetzt der glückseligste Mensch von der Welt. Unter den erleuchteten Fenster jenes Flügels, den, wie er wußte, Elisabeth bewohnte, stehen bleibend, sang er laut eine italienische Arie, focht dabei wie ein erster italienischer Tenor mit beiden Händen, sank bald auf ein Knie, sprang wieder empor, um in seinen Haaren zu wühlen, und geberdete sich so, daß die beiden Grenadiere, welche vor dem großen Thore Wache hielten, aufmerksam wurden.

„Der Mensch scheint verrückt geworden zu sein", sagte der eine.

„Oder er ist vielmehr betrunken", meinte der andere, der schon unter Münnich gegen die Türken gefochten hatte, und dessen Kehle manche ernste Probe bestanden.

Die Kaiserin erließ am folgenden Tage ein Circulair an alle Mitglieder ihres Hofcirkels, in welchem sie für den nächsten Dienstag ein Maskenfest anordnete und zugleich den Befehl ertheilte, daß alle Damen als Herren und die Herren als Damen zu erscheinen hätten. Die Verfügung erregte unter den Frauen ebenso großen Jubel als namenlose Verzweiflung bei den Herren, von denen die meisten sich wohl sagen mußten, daß sie in weiblichen Kleidern ganz abscheulich aussehen würden, während jede der eroberungslustigen Schönen sich der Gelegenheit freute, ihre Reize in irgend einer absonderlichen und schmucken Tracht von einer neuen Seite zeigen zu können. Im Palaste selbst wurden auf der Stelle die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um die auserlesene Gesellschaft, welche sich an dem Festabende versammeln sollte, auf das Angenehmste zu überraschen.

Endlich kam der von verschiedenen Seiten ebenso ersehnte als gefürchtete Tag. Schlag acht Uhr Abends wurden unter den verschiedenen Klängen einer Janitschaarenmusik die Thüren des großen Ballsaales geöffnet und damit das Signal gegeben, die von Volkoff ersonnene verkehrte Welt mit allem Pompe jener Tage in Scene zu setzen. Eine Compagnie allerliebster weiblicher Grenadiere, in grünen Sammet gekeidet,

hohe glänzende Blechmützen auf den kokett frisirten Köpfen bezog die Wache und stellte ihre Posten an alle Eingänge, während ein männliches Musikcorps, welches sich auf der Galerie befand, in der Tracht schwäbischer Bäuerinnen mit rothen Strümpfen, kurzen Röckchen, großen Puffärmeln und weißen Flügelhauben einen grotesk komischen Eindruck machte. Rasch rollte Wagen auf Wagen heran, in kurzer Zeit war der Saal mit der buntesten Menge gefüllt, welche sich gegenseitig neugierig musterte und die phantastisch barocke Ausschmückung des Saales anstaunte. Nach Zeichnungen Volkoff's waren von geschickten Malern fünf Gemälde in Form von großen Tapeten ausgeführt worden, mit denen die Decke und die vier Hauptwände geschmückt waren. Dieselben versinnlichten die verkehrte Welt in einer Reihe von Scenen, in welchen in echt humoristischer Weise den Männern nicht allein die Rolle der Frauen, sondern auch hier und da von Thieren und leblosen Gegenständen zufiel, um die Herrschaft des Weibes recht nachdrücklich zur Anschauung zu bringen.

Die Decke zeigte das Weib auf dem Throne, als Regentin der Erde, eine schöne Frau im griechischen Costüme, welche lächelnd ihren nur von einer leichten Goldsandale bekleideten Fuß auf die Erdkugel setzte. Ringsum lagen Männer, deren Aussehen und Kleidung

die verschiedenen Stände symbolisirten, auf den Knieen, gleich anbetenden Götzendienern.

Von den vier Wandgemälden zeigte das eine in glücklicher Gruppirung, die verschiedenen Stadien der Liebe und Ehe. Die Mitte desselben nahm ein Gebäude im italienischen Style mit einer offenen Veranda ein. Links von demselben sah man in einem prächtigen Garten, von dem grünen Dache einer Weinlaube beschattet, ein höchst ergötzliches Liebespärchen, einen hübschen jungen Mann, der verschämt sein erröthendes Gesicht mit einem Taschentuch bedeckte, während eine kühne Schöne den Arm um ihn geschlungen hatte und ihm offenbar eine glühende Liebeserklärung machte. Auf der Veranda saß ein Mann mit einem Wickelkinde im Arme, das er mit Brei zu füttern sich bemühte, während seine Gemahlin unten einen muthigen Renner zu besteigen im Begriffe war. Rechts von dem Hause hielt eine zornige Gattin ihren weinenden Mann bei den Haaren und prügelte ihn mit einem Stocke erbärmlich durch.

Auf dem zweiten Bilde pflügte ein schönes kräftiges Weib ihren Acker, statt der Ochsen hatte sie vier Männer in den Pflug gespannt, welche sie mit einer großen Peitsche antrieb. Im Hintergrunde sah man zwei Frauen in einer Schmiede arbeiten, während ihre

Männer vor derselben saßen und spannen, und seitwärts einen offenen Kaufladen, in welchem zwei Herrinnen der Schöpfung, ihre Männer als Stühle benützend, einen Handel abzuschließen schienen.

Die dritte Wand zeigte das volle Kampfgewühl einer großen Schlacht, zwei weibliche Heere, welche erbittert mit einander fochten, im Vordergrunde sah man eine Batterie, deren Geschütze mit Männern bespannt waren, und eine Abtheilung feindlicher Reiterei, welche statt auf Pferden auf Männern reitend, im Begriffe war, dieselbe zu erobern.

Das letzte Gemälde stellte die weibliche Justiz dar. In einer großen Halle, deren offene Säulengänge die Aussicht nach allen Seiten frei ließen, saßen fünf reizende junge Frauen zu Gericht über einen Verbrecher, der, auf die Kniee gesunken, vergebens seine Unschuld betheuerte.

Denn schon hatten ihn, auf den Wink der Vorsitzenden, zwei weibliche Henkersknechte ergriffen und waren im Begriff ihm die Hände auf den Rücken zu binden, während ein weiblicher Henker, in blutrothes Tuch gekleidet, grausam lächelnd, die Folter für ihn bereit machte. Durch die Arkaden blickend, sah man eine Reihe kleiner Scenen sich entwickeln, einen Verbrecher, welcher von zwei Frauen gefangen genommen

und von einer neugierigen Volksmenge begleitet, auf das Gerüst gebracht wird, zur Zwangsarbeit Verurtheilte von der Peitsche eines weiblichen Aufsehers angetrieben und ein Schaffot, inmitten eines Viereckes von Amazonen, auf dem eine schöne Frau mit entblößtem Arme dem gaffenden Pöbel das blutige Haupt eines Hingerichteten zeigte.

Die anwesenden Herren und Damen hatten ihrerseits Alles gethan, um dieser seltsamen Ausschmückung des Saales in ihren Verkleidungen möglichst zu entsprechen; da sah man einen hübschen weiblichen Kamschadalen auf einem Schlitten, welcher statt mit Hunden mit vier Männern bespannt war, die auf allen Vieren daherliefen, einige echt russische Ammen männlichen Geschlechtes mit allerhand grotesken Wechselbälgen, männliche Blumenmädchen, leicht geschürzte Tänzerinnen, Odalisken und Rokokodamen an den Arme weiblicher Husaren, Abcés, Doctoren und Gerichtspersonen.

Die herrlichste Erscheinung von Allen war indeß doch die Czaarin selbst, deren tadellos schöner Körperbau in dem zugleich reichen und kleidsamen Costüme eines polnischen Calvaliers jener Zeit zur vollsten Geltung kam. Sie trug hohe Stiefeln von Cerisesammet, enganschließende weiße Reitbeinkleider, einen kurzen Rock von Cerisesammet mit Hermelin verbrämt und reich

mit Gold verſchnürt, eine Tartarka von demſelben Sammet und Pelz mit hohen Reiterbuſch, den eine Diamantenagraffe feſthielt und eine krumme Karabela in rothſammtener Scheide, den goldenen Griff mit großen Diamanten von unſchätzbarem Werth beſetzt.

Man hatte die hohe Frau lange nicht ſo heiter geſehen wie an dieſem Abend, nur einen Augenblick umdüſterte ſich ihre ſchöne Stirne als man ihr ſagte, daß Graf Alexis Raſumowski ſich entſchuldigen laſſe. Auf die Frage nach der wahren Urſache ſeines Ausbleibens ſagte ſein Bruder Kiryll, welcher als italieniſche Primadonna einen unwiderſtehlich komiſchen Eindruck machte: „Sie wiſſen, Majeſtät, wie ernſt Alexis denkt und fühlt, ich glaube, daß es ihm vor Allem widerſtrebt in Weiberkleidern eine lächerliche Rolle zu ſpielen.“

„Er hat Recht“, ſagte jetzt die Kaiſerin nach kurzem Beſinnen, „derlei Poſſen ſind nicht für ihn.“

Sie nahm hierauf an dem Haupteingange Poſto und ließ die bunte Maskenmenge Revue paſſiren. Vor allen anderen fiel ihr ein weiblicher Domino auf, ganz in Roſaſeide gekleidet, eine ſchwarze Sammetlarve vor dem Geſicht, deſſen Gang und Bewegung ihr den Verdacht erregten, daß ſich in demſelben kein Mann ſondern eine wirkliche Dame verberge. Raſch trat ſie auf

denſelben zu und faßte ſeine Hand, auch dieſe war auffallend klein und zitterte eigenthümlich in der ihren.

Die Czaarin begann nun, ganz in der Weiſe der galanten Cavaliere der Rokokozeit, dem verdächtigen Domino den Hof zu machen, bemächtigte ſich ſeines Armes und führte ihn, ſcheinbar ohne Abſicht, immer weiter von dem eigentlichen Feſtgewoge weg, durch eine Reihe von kleineren Nebenſälen in ein mit Blumen reizend decorirtes kleines Gemach, in deſſen Mitte ein Springbrunnen plätſcherte.

„O! welche wunderbare Kühle und Friſche hier", flüſterte der Roſadomino, ſich auf einem Polſterſitze, der zwiſchen Orangenbäumen ſtand, niederlaſſend. Die Czaarin blieb einen Augenblick an der Thüre ſtehen, um ſich zu verſichern, daß ſie allein ſeien, dann ſchritt ſie raſch auf denſelben zu und ſagte nicht ohne einen Anflug von Zorn: „Sie ſind kein Mann, nehmen Sie die Larve ab."

Der Roſadomino gehorchte augenblicklich, die Kaiſerin blickte ihm, von der jugendlichen Schönheit deſſelben geradezu betroffen, mehrere Sekunden lang ſtumm in das Antlitz und rief dann: „Wer ſind Sie, wie konnten Sie es wagen, gegen meinen Befehl —"

„Aber Majeſtät, kennen Sie mich denn wirklich nicht", erwiderte eine wohlbekannte Stimme.

„Mein Gott — Sie ſind es —“

„Ja, Volkoff, Majeſtät.“

„Ah! Sie ſehen ja prächtig aus, zum Verlieben“ lachte die Czaarin, „gut daß Sie keine wirkliche Fra ſind, ich hätte ſonſt eine neue gefährliche Rivalin bekämpfen, aber da kömmt mir ein köſtlicher Einfa Verlaſſen Sie ſofort den Ball, damit Sie Niema ſieht. Ich habe etwas vor mit Ihnen. Wir werd das heutige Spiel fortſetzen.“

„Verkehrte Welt?“

„Ja, verkehrte Welt.“

Achtes Kapitel.

Die Comödie der Czaarin.

Es war spät am Abend, als Volkoff mit Somarokow und Anderen vom Theater in einer kleinen Schenke, welche dieser Kreis genialer und wilder junger Leute zu besuchen liebte, bei einer Flasche Sauterne sitzend und von allem Möglichen und Unmöglichen phantasirend, von einem alten, vernachläßigt, fremdartig und verstaubt aussehenden Diener aufgesucht wurde, welcher ihm ein kleines Billet überbrachte. Dasselbe enthielt die wenigen bedeutungsvollen Worte: „Folgen Sie dem Manne, der Ihnen dies überbringt und lassen Sie alles mit sich geschehen, was er von Ihnen verlangt. Eine, welche alle Ihre Träume und Wünsche zu erfüllen im Stande ist.“

Volkoff las, faltete das Papier zusammen und lächelte dann bedeutungsvoll.

„Was hast Du?“ fragte Somarokow.

„Ein Rendezvous“, sagte ein Anderer.

Volkoff begnügte sich die Achseln zu zucken und um Stillschweigen über den ganzen Vorfall zu bitten, er wußte, daß dies unter diesen Umständen weit mehr bewirke, als Schwatzen und Prahlen. Dann erhob er sich und folgte dem Diener.

Sie gingen durch ein paar Straßen und traten dann in ein kleines Haus. Der Alte klopfte in einem dunklen Gange an eine Thüre, aus der ein rother Lichtschimmer fiel, sie wurde geöffnet, ohne daß Volkoff Jemand bemerken konnte. Er folgte seinem Führer in eine kleine Stube, in welcher er auf dessen Wink in einem alten Lehnstuhl Platz nahm. Der Alte verließ ihn und kehrte in einigen Augenblicken mit einer seltsam aussehenden Märchenblume zurück, welche er ihm mit einem schalkhaften aber durchaus nicht Mißtrauen erweckenden Lächeln reichte.

Der junge Schauspieler betrachtete die Blume befremdet und roch dann an derselben. Ein wunderbarer Duft entströmte ihr, er sog ihn ein und sogleich fühlte er seine Sinne schwinden. — — —

Als Volkoff zu sich kam, lag er auf einem orien-

talischen Ruhebette mit vergoldeten Füßen inmitten einer Rotunde, deren Styl und Ausschmückung eher auf den phantastischen Orient, als auf das nüchterne Petersburg hinwies. Durch eine Decke von mattem Glase fiel ein magisches blaues Licht von oben in den mit bunter Malerei, Gold und blitzenden Steinen reich verzierten Raum, dessen Boden mit kostbaren persischen Teppichen bedeckt war. Volkoff richtete sich auf und versuchte sich zu besinnen, was mit ihm vorgegangen war, aber man ließ ihm nicht lange Zeit dazu.

Eine himmlische Musik ertönte, zugleich öffnete sich der Boden vor ihm und gleichsam von den zauberischen Tonwellen getragen, schwebte eine reizende jugendschöne Frau empor, in einem reichen Gewande nach türkischen Schnitt und einem scheinbar durchsichtigen und doch dichten Schleier, welcher aus Goldstaub oder Sonnenlicht gewoben schien und sie in tausend Sternchen blitzend einhüllte. In der Hand hielt sie einen kleinen Stab von Elfenbein.

Als sie vor Volkoff stand, schloß sich der Boden unter ihr und sie begann mit einer zarten melodischen Stimme: „Du wirst es nicht bereuen, Erdensohn, daß Du meinem Gebote Folge geleistet und Dich meinem dienstbaren Geiste anvertraut hast. Willkommen hier in meinem Reiche.“

„Wer biſt Du?“ fragte Volkoff erſtaunt.

„Ich bin die mächtige Fee, die hier gebietet.“

„Iſt dies ein Traum?“ murmelte Volkoff.

„Nein, es iſt kein Traum.“

Volkoff ſtand auf, um vor der ſchönen geheimnißvollen Frau ein Knie zu beugen. „Wie ſoll ich Deine Gunſt verdienen?“ fragte er dann, indem er einen Zipfel ihres Schleiers an die Lippen führte.

„Durch Vertrauen und Gehorſam.“

„Gebiete über mich, wie Du auch heißeſt, ſchöne Fee, wie über Deinen Sklaven.“

„Ehe ich dies thue“, ſagte die Verſchleierte, „will ich Dir drei Wünſche erfüllen. Bedenke wohl, was Du verlangſt und ſprich nichts aus, ehe Du nicht überzeugt biſt, daß die Erfüllung Deines Verlangens Dir Glück bringt, denn jeder Wunſch, den Du über die Lippen bringſt, iſt in demſelben Augenblick ſchon durch meine Geiſter vollzogen und nichts kann das durch Zauber Vollbrachte rückgängig oder ungeſchehen machen. Verſtehſt Du wohl?“

„Ich verſtehe.“

„Gebiete alſo meinen Geiſtern.“

Volkoff dachte einige Augenblicke nach, dann ſprach er: „So will ich denn zuerſt ein Mahl, wie es

der große Sultan oder der berühmte Kalif von Bagdad, Harun al Raschid, zu nehmen pflegte."

Kaum hatte Volkoff seinen Wunsch ausgesprochen, so versank die Fee in die Erde und vier Mohren in rother türkischer Tracht sprangen herein, kleideten ihn aus und hüllten ihn in kostbare orientalische Gewänder; und kaum lag er in dem goldgestickten Hermelinpelz und dem Turban eines Sultans auf dem Ruhebette, als unter den Klängen einer herrlichen Musik dem Boden eine reichgedeckte Tafel entstieg und die Mohren ihn mit dem Kostbarsten was es an Delicatessen und Leckereien auf der Erde gab, zu bedienen begannen. Zugleich ertönte jetzt Gesang wie von einem unsichtbaren Geisterchor und eine Schaar der reizendsten Odalisken, das dunkle Haar mit Perlen durchflochten, trat aus den Wänden der Rotunde hervor. Ein Theil begann, die Tambourins schwingend, einen orientalischen Tanz auszuführen, während der andere ihm mit Palmenfächern Kühlung zuwehte und die Allerschönste auf einem Polster zu seinen Füßen Platz nahm, um ihm das Mahl durch die feurigsten Küsse zu würzen. Doch als er mit demselben zu Ende war, zerstob mit einem Male der ganze bunte Schwarm, die Tafel versank, die Musik verstummte und Volkoff sah sich allein in der Rotunde.

Im nächsten Augenblicke wurde seine Schulter berührt, er blickte hinter sich und sah die Fee, welche ihn nach seinen weiteren Wünschen befragte.

„Ich gefalle mir in der Rolle des Sultans", sagte Volkoff und möchte dieselbe noch ein wenig weiter spielen."

„In welcher Weise", fragte die Fee.

„Genießen ist süß", erwiderte Volkoff, „jedoch Andere, die uns beleidigen und mißhandeln, strafen und leiden lassen, nicht weniger köstlich. Ich will den Obersten Maltzan, welcher mich und meine Cameraden, als Chef des Cadetenstiftes, wie ein Tyrann der schlimmsten Sorte, übel genug behandelt hat, auf der Stelle hier als meinen Sklaven sehen und ihn als sein Gebieter züchtigen, wie es mir beliebt."

„Dein Wunsch soll erfüllt werden", sagte die Fee nach einer kleinen Pause, „doch brauchen meine Geister Zeit, um den Obersten zu finden und hierher zu bringen."

„O! ich kann warten", sagte Volkoff und streckte sich behaglich auf seinem Ruhebette aus. Die Fee war zugleich verschwunden. Es verging geraume Zeit, der junge Sultan begann ungeduldig zu werden.

„Ach, die Geister scheinen ebenso träge zu sein, als unsere anderen gewöhnlichen Bedienten", rief er.

„Geduld!" ermahnte eine Stimme von oben.

„Vergebung, ich ſpreche kein Wort mehr“, gelobte Volkoff.

Plötzlich ſprang die Wand auf und die vier Mohren ſchleppten den Oberſten Maltzan in Sklavenkleidern herein und zwangen ihn vor Volkoff niederzuknieen.

„Kennſt Du mich“, begann Volkoff, indem er ſich bemühte die blutdürſtige Miene eines Nero anzunehmen.

„Du biſt Volkoff, der Schauſpieler —“ ſagte der Oberſt.

„Nein, Volkoff der Sultan von — nun das Land, in dem ich herrſche, thut nichts zur Sache. Weißt Du aber, daß Du jetzt in meiner Gewalt biſt, Maltzan, mein Sklave!“

„Ja, ich weiß es“, ſeufzte der Oberſt, der offenbar durch eine höhere Macht gezwungen war, ſich in ſein Schickſal zu ergeben und ſogar noch gute Miene zum böſen Spiel zu machen.

„Weißt Du auch, was Dich erwartet?“

„Ich rechne auf Gnade.“

„Vielleicht verrechneſt Du Dich, Tyrann, der Du uns armes junges Blut oft ſo erbarmungslos behandelt haſt“, ſprach Sultan Volkoff, „eine mächtige Fee hat Dich in meine Gewalt gegeben und bin ich

nicht der Mann Dich zu ſchonen, elender Sklave, der Du in mir Deinen Herren, Deinen Richter erblickſt."

„Ich bin bereit mich vor Dir zu demüthigen", begann der Oberſt ſchüchtern.

„Wie willſt Du Dich noch mehr demüthigen", ſpottete Sultan Volkoff, „da Du mein Sklave biſt und hier zu meinen Füßen liegſt wie ein Hund, den ich treten kann wie ich will. Ja ich werde Dich treten. Hierher mit ihm."

Die Mohren ergriffen den unglücklichen Oberſten auf's Neue und legten ihn zu den Füßen Volkoff's nieder, welcher ihn in allem Ernſte gleich einem Hunde zu treten begann.

„Nun, was ſagſt Du jetzt, Elender?"

Der Oberſt ſeufzte.

„Dies iſt noch lange nicht genug", befahl Volkoff, bindet ihn an Händen und Füßen und gebt ihm auf gut türkiſch die Baſtonade auf die Sohlen."

„Um Gotteswillen, Volkoff, welch' ein Einfall", ſchrie der Oberſt auf.

„Biſt Du mein Sklave?" fragte Volkoff, ſich aufrichtend.

„Ja."

„Alſo."

Die Mohren banden dem Oberſten Hände und

Füße, holten eine lange Stange und feſſelten ihn an dieſelbe mit den Sohlen nach aufwärts.

„Gnade!“ flehte Maltzan.

„Keine Gnade“, lachte Volkoff, der ſich in ſeinem großen prächtigen Sultanspelz gleich einem Vollblutdespoten fühlte. Gebt ihm die Baſtonade, ich ſelbſt werde zählen.“

Einer der Mohren trat mit einem dünnen Rohr an das Opfer Volkoff's heran.

„Eins!“ befahl der Sultan auf dem Ruhebett ausgeſtreckt. Der Hieb pfiff durch die Luft, Maltzan ſeufzte tief auf.

„Zwei!“

Wieder traf das ominöſe Rohr die Fußſohlen des Oberſten. Bei dem zwanzigſten Hiebe bat er um Gnade und geberdete ſich ſchon ganz jämmerlich, aber Volkoff hatte nur ein ſpöttiſches Lachen für ihn und zählte ruhig weiter. Er mußte fünfzig Hiebe aushalten, dann erſt befahl ſein Peiniger anzuhalten und ihn loszubinden.

„Nun bedanke Dich Sklave“, gebot Volkoff und der arme Teufel mußte ihm noch die Hand küſſen.

„Genug!“ ſagte jetzt der Sultan und im Nu waren die Mohren mit ſammt dem Oberſten ververſchwunden.

Wieder ſtand jetzt die mächtige Fee vor dem Beglückten. „Nun nenne mir Deinen dritten, letzten Wunſch“, ſprach ſie, „bedenke wohl, was Du verlangſt, Du haſt dann keine Forderung mehr an mich zu richten, ſondern biſt im Gegentheil verpflichtet mir zu dienen.“

„Das Beſte zuletzt“, rief Volkoff, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen. „Zaubere mir auf der Stelle die ſchöne göttergleiche Frau hierher, die ich liebe, die ich anbete.“

„Nenne ſie!“

„Die Czaarin.“

Die Fee erhob ihren Stab, ein Blitz zuckte von der Wölbung der Rotunde hernieder, ein Donnerſchlag erſchütterte dieſelbe und machte den Boden zittern, ein duftiger Nebel hüllte Volkoff, ein und wich nur allmälig, indem er, von einem ſtarken Lichte durchglüht, roſig verſchwamm.

Volkoff ſtieß einen Schrei aus. Wie durch einen Zauberſchleier erblickte er jetzt mit einen Male die Czaarin. Die Wand vor ihm hatte ſich in einen großen Spiegel verwandelt und derſelbe zeigte ihm das ſchöne Weib, das ihn im Traum und Wachen unabläſſig beſchäftigte, auf einer Ottomane ruhend. Sie war in eine weiße Wolke von Seide und Spitzen gehüllt und hatte die Augen geſchloſſen; ſie ſchien zu ſchlafen.

„O! wie ſchön iſt ſie“, murmelte Volkoff, indem er von ſeinem königlichen Lager hinabglitt auf die Kniee und ſo gleichſam anbetend vor ihr lag. Die Fee näherte ſich dem Zauberbilde und berührte es mit ihrem Stäbchen, die Wand theilte ſich, die ſchöne Frau erwachte, blickte um ſich, lächelte Volkoff mit all' ihrer hinreißenden Anmuth zu und erhob ſich dann, um zu ihm herabzuſteigen.

„Du kommſt zu mir, meine Herrin, meine Göttin!“ flüſterte der junge Schauſpieler.

„Wie kommſt Du hierher, Volkoff“, erwiderte die Czaarin und hob ihn zugleich auf, „und ich? Iſt dies ein Traum?“

„Nein, nein“, rief er, „es iſt Wirklichkeit, die herrlichſte, wunderbarſte Wirklichkeit, ich trinke Deinen ſüßen Athem, ich halte Dich in meinen Armen.“ Er hatte ſie feurig umſchlungen aber ſie machte ſich ſanft los.

„Nicht ſo, mein Freund“, ſagte ſie, „beherrſche Dich, ſonſt müßte ich Dich verlaſſen.“

„Du biſt mein“, rief Volkoff, „eine gütige Fee hat Dich mir geſchenkt für eine ſelige Stunde, ich laſſe Dich nicht, denn ich bete Dich an, Du biſt mir Alles, mehr als die ganze übrige Welt, alle meine Pulſe fliegen Dir entgegen, blicke nicht ſo kalt, ſo ſtreng.

„Ich warne Dich noch einmal“, sprach die Czaarin — „ich darf Deine Leidenschaft nicht erwidern, Du weißt es, sieh diesen Ring, er sagt Dir Alles.“ Sie hob den Finger mit dem Trauring empor.

„Nein Elisabeth“, flammte Volkoff jetzt auf, „Du gehörst mir und keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen. Ich will Dich mein nennen und dann sterben, wenn es sein muß“, er riß die schöne Frau ungestüm an seine Brust und preßte einen glühenden Kuß auf ihren Nacken. In demselben Augenblicke streckte die Fee ihr Stäbchen zwischen ihn und die Czaarin.

„Zurück“, befahl sie, „Du hast von mir verlangt, daß ich Dir die Frau, die Du liebst, hierher zaubere, aber ihren Besitz hast Du nicht von mir gefordert, mäßige Dich also.“

„O! ich Unseliger“, schrie Volkoff auf, „aber ich will, ich muß sie doch besitzen.“

„Zurück.“

Volkoff wollte die Czaarin von Neuem in seine Arme schließen, da erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag die Rotunde und zugleich war sie ihm in einer Wolke entschwunden. Als dieselbe sich verzog, stand die Fee vor ihm und sprach mit feierlichem Ernste: „Drei Wünsche hab' ich Dir erfüllt, Erdensohn, nun

gehörſt Du mir, die Stunde ſchlägt, wo Du mir dienen ſollſt; gelingt es Dir, meine Befehle ſo zu erfüllen wie ich es wünſche, ſollſt Du königlich belohnt werden, Du ſiehſt jetzt, daß ich die Macht dazu habe.“

„Ich bin bereit“, ſagte Volkoff.

Die Fee reichte ihm jetzt dieſelbe Zauberblume, durch die ihn ihr dienſtbarer Geiſt in Schlaf verſenkt hatte, Volkoff ſog wie damals ihren herrlichen Duft ein und ſank dann in die Polſter des Ruhebettes zurück gleich einem Trunkenen; wenige Secunden und tiefer Schlaf umfing ihn.

Neuntes Kapitel.

Eine launenhafte Schöne.

Als Volkoff erwachte, war es Mittag, er sah sich zu Hause entkleidet in seinem Bette und blickte erstaunt um sich. Hatte er nur lebhafter als sonst geträumt? Er kleidete sich rasch an und eilte in das Theater; auf dem Wege dahin begegnete er durch einen sonderbaren Zufall dem Obersten Maltzan, welcher in seinem Wagen saß und als er ihn erblickte, ein grimmiges Gesicht schnitt. Volkoff hieß den Kutscher halten und indem er den Hut zuvorkommend bis zur Erde abzog, fragte er den Obersten: „Sagen Sie mir, waren Sie denn heute Nacht wirklich mein Sklave oder habe ich nur geträumt, daß ich Ihnen fünfzig Hiebe auf die Fußsohlen geben ließ?“

„Hol' Sie der Teufel“, schrie der Oberst und fuhr fort.

Volkoff ſchüttelte den Kopf. „Weshalb iſt er ſo zornig“, ſagte er zu ſich ſelbſt, am Ende habe ich ihn heute Nacht doch in allem Ernſte in der Arbeit gehabt. Seltſam, Seltſam.“ Er ging zur Probe und ſpielte abends, alles noch halb im Traume, und wie er durch den Vorhang blickte, ſaß die Kaiſerin mit dem gleichgiltigſten Geſichte von der Welt in ihrer Loge und gähnte.

„Nein, es iſt doch unmöglich“, dachte er, „ich habe offenbar geträumt.“ Er hatte ſich ſo ziemlich über ſein Abenteuer beruhigt, als er nach der Vorſtellung bei dem Heraustreten aus dem Theater plötzlich den alten Diener vor ſich ſtehen ſah, der ihn zu der Fee gebracht hatte und ihn wieder zu erwarten ſchien. Jetzt zweifelte er nicht mehr länger daran, daß er nicht geträumt hatte.

„Suchſt Du mich? begann er.

„Ja Herr“, ſagte der Alte.

„Haſt Du einen Auftrag für mich?“

„Allerdings. Wollen Sie mir folgen?“

„Gewiß und hieße es geraden Weges in die Hölle gehen.“

Der Alte lächelte und ſchritt voran, Volkoff den Weg weiſend. — —

Am folgenden Morgen ſaß Graf Suwalow, der einſtige Günſtling der Kaiſerin Eliſabeth, in einen

kostbaren persischen Schlafrock gehüllt, in seinem Cabinet und war eben mit der Durchsicht von Papieren beschäftigt, welche sich auf eine große Handelsspeculation bezogen, als ihm eine junge Dame gemeldet wurde, die ihn in einer Geldangelegenheit zu sprechen wünschte. Suwalow fragte seinen Kammerdiener, ob sie auch hübsch sei. Als dieser versichert hatte, daß es eine seltene Schönheit wäre, welche alle Damen des Hofes verdunkeln würde, wenn sie in den Cirkeln der Kaiserin Zutritt hätte, lächelte der Graf vergnügt und befahl sie vorzulassen.

Suwalow war, seitdem die Kaiserin ihm so schnöde den Abschied gegeben hatte, mit Gott Amor zerfallen und hatte sich ganz dem minder launenhaften Merkur geweiht; er machte Geschäfte in jeder Richtung, wo es nur Geld zu verdienen gab und stets glückliche Geschäfte, da er sich nie blöde zeigte, wenn es galt, seine Stellung und seinen Einfluß für seine persönlichen Vortheile auszubeuten. Er wurde bald zum Schrecken der einheimischen wie der ausländischen Kaufleute, welche er gleich schamlos plünderte, und lieh außerdem Geld auf hohe Zinsen. In dem Maße, als ihm das Glück lächelte, stieg auch seine Habgier, und sein Geiz wurde bald eben so sprichwörtlich, wie es früher sein Hang zum Vergnügen und seine Verschwendung waren.

Als die Dame eintrat, bemühte ſich Suwalow gar nicht, ſich zu erheben oder ſie nur zu begrüßen, als ſie aber ganz zu ſeinem Schreibtiſch hintretend, den Schleier zurückſchlug, entfuhr ihm doch ein leiſer Ruf der Ueberraſchung. Er hatte lange Zeit kein ſo regelmäßig ſchönes und zugleich reizendes Geſicht geſehen, keine ſo imponirende und dabei anmuthige Geſtalt. Er erinnerte ſich unwillkürlich an die jugendſchöne Großfürſtin Eliſabeth, die ihm einſt ihre Gunſt geſchenkt und lächelte eigenthümlich.

Dann ſtand er auf, entſchuldigte ſein tiefes Negligée und bot der ſchönen Fremden einen Stuhl an, auf dem ſie mit nachläſſiger Grazie Platz nahm.

„Kennen Sie mich, Excellenz?“ begann ſie.

„Leider hatte ich bis jetzt nicht das Vergnügen“, entgegnete Suwalow, indem er ſich neben ſie ſetzte und ihre kleine Hand mit Zärtlichkeit faßte.

„Ich nenne mich Marfa Iwanowa Nadrew, mein Mann —“

„Ach, Sie haben einen Mann“, fiel Suwalow ein, „und wie leben Sie zuſammen?“

„Nicht ſonderlich“, erwiderte die Schöne, „und dies eben ſetzt mich in die peinliche Lage, zu Ihnen meine Zuflucht nehmen zu müſſen.“

„Gebieten Sie nur über mich", gab der Graf, immer wärmer werdend, zur Antwort, „aber ihr Mann! solch' eine Frau zu vernachläſſigen."

„Es ſind nicht alle ſo galant wie Sie, Excellenz."

„Sie wünſchen alſo?"

„Ein Darlehn", liſpelte die Schöne mit allen Zeichen großer Verwirrung.

„Und dies macht Sie erröthen", rief Suwalow, „Sie ſind noch ſehr unſchuldig, Madame."

„Ich bin wirklich ſehr unerfahren."

„Und welche Summe wünſchen Sie?"

„Tauſend Rubel."

„Tauſend Rubel", lächelte Suwalow, „das reicht ja kaum für eine Toilette, wie Sie dieſelbe beanſpruchen können."

„Sie ſind zu gütig —"

„Ich möchte gern mehr für Sie thun", fuhr der Graf fort. „Sie ſind eine ſehr ſchöne und ſehr liebenswürdige Dame und ſo jung, Sie erregen mein Mitgefühl. Aber hier iſt nicht der Ort darüber zu ſprechen. Würden Sie mir wohl erlauben, Sie zu beſuchen?"

„Gern, Excellenz", ſprach die Dame, „aber bedenken Sie, was man dann ſagen wird."

„Nun, was wird man ſagen?"

„Daß ich Ihre —" ſie ſchlug die Augen nieder.

„Daß Sie meine Geliebte, meine Gebieterin ſind. Wäre das ein ſo großes Unglück?“

„Und dann mein Mann —“

„Den ſchicken wir fort“, entſchied der Graf.

Wenn ich wüßte, daß ich Ihnen vertrauen darf“, begann jetzt die Dame zuverſichtlicher.

„Zweifeln Sie daran?“ unterbrach ſie Suwalow. „Fordern Sie Beweiſe, ich werde Sie Ihnen nicht ſchuldig bleiben.“

„Nun, ſo machen Sie vorerſt Toilette“, ſagte die Schöne, „und führen Sie mich dann an Ihrem Arme durch die Stadt, aber dies wagen Sie nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Man ſagt ja, daß die Czaarin —“

„Vergangne Zeiten“, ſeufzte der Graf, „in wenigen Minuten ſtehe ich Ihnen zu Dienſten.“ Er entfernte ſich und kehrte bald vollſtändig angekleidet und zum Ausgange bereit zurück. „Da bin ich“, ſagte er. „Verfügen Sie über mich, Marfa Iwanowna.“

Die Schöne nahm jetzt ohne viele Umſtände ſeinen Arm und ließ ſich von ihm durch die belebteſten Gaſſen der Stadt führen. Die Vorübergehenden ſahen Suwalow mehr oder minder erſtaunt an, er zeigte jedoch an der Seite der reizenden Fremden keine Verlegenheit, ſondern im Gegentheil einen gewiſſen Stolz.

„Wissen Sie, daß wir sehr gut zusammenpassen, Marfa Iwanowna" sagte er, „sowohl in unserem Aeußeren als unserer Größe und auch was unseren Gang betrifft."

Aber dafür um so weniger in unserem Anzuge", flüsterte die Schöne, „Sie sehen so vornehm aus und ich ziemlich ärmlich."

„Nun, dem kann ja bald abgeholfen werden", meinte Suwalow, „wenn Sie mir nur ein wenig Ihr Vertrauen schenken wollen." Er trat mit seiner Begleiterin in eine Handlung, in der französische Stoffe verkauft wurden. Der Kaufmann eilte das Beste vorzulegen, aber die Schöne zeigte sich ebenso wählerisch als launenhaft, nichts war ihr geschmackvoll und kostbar genug.

Nach langem Aussuchen wählte sie endlich fünf prachtvolle Seidenroben und von dem besten Sammet in verschiedenen Farben.

Suwalow bezahlte alles auf der Stelle und befah die Einkäufe in die Wohnung der Dame zu senden.

Nachdem sie wieder einige Zeit gegangen, blieb die Schöne vor dem Laden eines Pelzhändlers stehen. „Zu so schönen Kleidern", sagte sie, „gehört unbedingt auch ein schöner Pelz. Kommen Sie Graf." Sie trat in den Laden und Suwalow blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Nachdem sie eine Reihe der theuersten Pelze

geſehen und probirt hatte, entſchied ſie ſich für einen Zobelpelz, den ſie gleich anbehielt und winkte Suwalow, denſelben zu bezahlen, mit einer Miene, wie man etwa einem Diener einen Befehl ertheilt. Während er mit einem leiſen Seufzer ſeine Börſe hervorzog, ſagte ſie plötzlich: „Ich will auch noch eine Jacke für das Haus, mich friert immer ſo.“

„Wünſchen ſie vielleicht falſchen Hermelin?“ ſagte der Kaufmann, „auf rothen Sammet, es ſteht vorzüglich.“

„Wo denken Sie hin“, ſprach ſie raſch, „nichts Unechtes, das würde den Grafen beleidigen. Rother Sammet darf es allenfalls ſein, aber mit Zobel beſetzt und gefüttert.“

Suwalow wurde es ein wenig unheimlich zu Muthe, aber er beeilte ſich doch, da er nicht genug Baarſchaft bei ſich hatte, dem Pelzhändler eine Anweiſung zu geben und die Adreſſe ſeiner Schönen zurückzulaſſen Sie geſtattete ihm dafür, ſie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten.

„Darf ich Sie nicht beſuchen?“ fragte er erſtaunt.

„Heute noch nicht“, erwiderte ſie, „morgen vielleicht, fragen Sie ſich recht zeitig an.“

Am folgenden Tage erſchien Suwalow im Hauſe der launenhaften Schönen und wurde nach einigem Zögern wirklich vorgelaſſen. Sie ſchien ihm jetzt in

einem Morgenkleide von grüner Seide und der rothsammtenen mit Zobelpelz verbrämten und gefütterten Jacke, welche sie sich am vorigen Tage gewählt hatte, noch um vieles schöner.

Auf einem alten fadenscheinigen Ruhebett mit aller Majestät und Nachlässigkeit einer Monarchin ausgestreckt, winkte sie ihm, zu ihren Füßen auf einem kleinen Schemmel Platz zu nehmen und hörte lächelnd seine Liebesbetheuerungen an. „Sie werden einsehen, sagte sie dann, „daß ich, ehe ich Ihnen weitere Zugeständnisse mache, meine Zukunft sicher stellen möchte."

Ich bin zu Allem bereit", sagte Suwalow.

„Das habe ich erwartet", gab sie zur Antwort, „und so erlaube ich Ihnen denn, mir die Hände zu küssen."

Der sonst so verwöhnte Suwalow, der über jede Frau bei dem ersten tête à tête triumphirt hatte, zeigte sich ganz entzückt über diese Gunst und beeilte sich, die Hände der launenhaften Schönen mit Küssen zu bedecken.

Als er sie verließ, blickte sie zum Fenster hinaus und rief plötzlich in dem Augenblicke, wo er in seinen Wagen gestiegen war, „was haben Sie da für hübsche Pferde, Graf, Sie schenken mir dieselben, nicht wahr?"

O! mit Vergnügen", ſtammelte Suwalow, aber ihm war bei den ſich immer ſteigernden Anforderungen der jungen Frau doch recht übel zu Muthe.

„Und auch den Wagen."

„Natürlich, der Wagen gehört zu den Pferden", ſagte er, „ich ſende Ihnen Beides ſofort."

„Nein, nein, ich will ausfahren", rief die Schöne vom Fenſter herab, „jetzt gleich. Ich nehme Wagen und Pferde an, wie ſie ſind und den Kutſcher dazu."

„Und ich?"

„Sie, Graf? Sie können zu Fuß nach Hauſe gehen."

Suwalow zog den Mund ein wenig in Falten, ſtieg aber aus und überließ Wagen, Pferde und Kutſcher ſeiner launenhaften Gebieterin, welche ſchon den Fuß feſt auf ſeinen Nacken hielt.

Je größere Anforderungen dieſelbe an den hochmüthigen Liebling der Frauen ſtellte, ohne ihm ſelbſt mehr als die harmloſeſten Zugeſtändniſſe zu machen, um ſo raſcher entflammte der Graf zu voller Leidenſchaft. Er war verliebt, vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben und verlegen wie ein Schulknabe, der ſeine erſten Verſe ſcandirt.

Nach Verlauf einer Woche hatte er ſeiner Göttin noch Diamanten von enormem Werthe, Perlen und Smaragden zu Füßen gelegt, ihr eine kleine Wohnung mit

allem erdenklichen Luxus eingerichtet und ein halbes Dutzend Neger zur Bedienung gegeben, dagegen jedoch nicht mehr als einmal einen Kuß erhalten.

Wieder saß er eines Morgens in ihrem Boudoir, entschlossen, diesmal die Grausame zu erobern, koste es, was es da wolle, als sie plötzlich, mit den weißen Fingern in seinen gepuderten Löckchen spielend, ausrief: „Ich habe jetzt mit einem Male eine unüberwindliche Lust auf frische Erdbeeren bekommen, schaffen Sie mir welche —"

„Aber Marsa, in Petersburg, zu dieser Zeit", wendete der Graf lächelnd ein."

„Was geht das mich an."

„Es ist aber nicht die Jahreszeit."

Die launenhafte Schöne zuckte die Achseln. „Ich will Erdbeeren, gehen Sie auf der Stelle mir welche zu holen, hören Sie."

„Aber Marsa —" flehte Suwalow.

„Kein Wort mehr", sie sprang auf und stampfte mit dem Fuße. „Ich verbiete Ihnen, mein Zimmer zu betreten ohne diese Erdbeeren, gehen Sie."

Suwalow wollte noch etwas sagen, da belehrte ihn ein Schlag ihrer kleinen, aber kräftigen Hand auf die Wange, daß es hier nicht reden, sondern handeln galt. Er verließ seine Gebieterin und setzte Alles

in Bewegung, um die von ihr gewünschten Erdbeeren zu schaffen. In Petersburg war es durchaus nicht möglich, dieselben aufzutreiben, es wurde also ein Courier nach dem Süden abgesendet, welcher die Fahrt hin und zurück mit stets frischen Pferden in einer unglaublichen Geschwindigkeit zurücklegte, welche jedoch für den aus der Nähe seiner Angebeteten verbannten Suwalow eine Ewigkeit schien. Als der Bote mit den sehnlichst erwarteten Früchten ankam, eilte der Graf zu seiner Dame und bot sie ihr knieend dar. Sie öffnete mit einem Lächeln, das ihm das höchste Glück verhieß, die Schachtel, welche die Erdbeeren enthielt, doch wehe! der Inhalt derselben war trotz aller Vorsichtsmaßregeln verfault.

Erzürnt griff die launenhafte Schöne mit beiden Händen hinein und warf die kostbaren Erdbeeren dem Grafen an den Kopf, ihre Empörung legte sich erst, als sie ihn ansah und über sein verzweifeltes roth getigertes Gesicht in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Soll dies der Lohn für meine Dienstfertigkeit, meine Liebe sein?“ rief jetzt der Graf seinerseits bitter gekränkt. „Das kann so nicht fortgehen, Marfa Iwanowna, wir müssen zu einem Resultat kommen, wenn ich bitten darf.“

„Wie ernst auf einmal", rief die Dame und lachte von Neuem wie ein ausgelassenes Kind.

„Ich wiederhole, Marfa Iwanowna —"

„Nun was wollen Sie also", sagte die Dame mit einem seltsamen unbeschreiblichen Blick.

„Sie besitzen, meine Göttin", gab der Graf zur Antwort.

„Was sind Sie gesonnen, zu thun, um meine Zukunft zu sichern", rief die Schöne, „man sagt, daß Sie sehr geizig sind, mein lieber Suwalow —"

„Ich — ich denke, ich habe Ihnen wohl das Gegentheil bewiesen."

Die launenhafte Schöne lachte. „In meinen Augen ist dies Alles nicht der Rede werth. Man nennt Sie, wie es scheint,mit Recht einen Geizhals und die Klugheit gebietet mir also, mich vorzusehen."

„Was verlangen Sie von mir, Marfa Iwanowna", sagte der Graf, dessen Verliebtheit ihn ganz sinnlos machte.

„Hunderttausend Rubel."

„Hunderttausend Rubel", wiederholte der Graf mühsam.

„Nun, sollte das in ihren Augen zu wenig sein", fiel die Dame ein.

„Also hunderttausend Rubel", beeilte sich Suwalow zu sagen.

„Dieſe Summe ſichern Sie mir durch einen Wechſel, verſtehen Sie, Graf", befahl die ſchöne Frau im Tone der Gebieterin, welche ſehr gut weiß, daß ſie auf unbedingten Gehorſam rechnen kann.

„Ja, ja, durch einen Wechſel", ſeufzte der Graf.

„Gehen Sie jetzt, ich muß mich von dem Aerger erholen, den Sie mir durch ihre verwünſchten Erdbeeren bereitet haben", ſagte die Göttin. „Wenn es dunkel geworden iſt, erwarte ich Sie, ich werde gnädig ſein mit Ihnen, ſehr gnädig, aber vergeſſen Sie den Wechſel nicht."

Suwalow ließ ſich, von ſüßen Hoffnungen erfüllt, auf ein Knie nieder und führte ihre Hand an die Lippen. Dann verließ er ſie und ſie blieb mitten in ihrem Boudoir ſtehen und lachte wie ein Kind, dem ein toller muthwilliger Streich gelungen. — —

Abends erſchien Suwalow mit einer gewiſſen Feierlichkeit bei ſeiner Angebeteten und überreichte ihr den Wechſel im Betrage von hunderttauſend Rubeln. Die launenhafte Schöne zeigte ſich jetzt vollkommen zufriedengeſtellt und beſiegt und zog ſich, wie ſie ſagte, nur für wenige Augenblicke in ihre Garderobe zurück, um Toilette zu machen.

Suwalow ſaß indeß im Boudoir und putzte ſich die Nägel, er hörte daneben Frauenkleider rauſchen

und von Zeit zu Zeit ein muthwilliges Kichern. Endlich rief eine helle Stimme seinen Namen, der Augenblick war da, wo er die Frucht seiner Dienste, den Lohn seiner leidenschaftlichen Anbetung ernten sollte. Er eilte in das Gemach und fand auf einer Ottomane ausgestreckt — Volkoff.

„Sie da — was soll das", stammelte der Graf.

„Erkennen Sie mich nicht", spottete der junge Schauspieler, „ich bin es, Marfa Iwanowna, die Sie anbeten."

„Wie konnten Sie es wagen, mich so zu hintergehen", stieß Suwalow, dessen Stimme die Wuth erstickte, mühsam hervor, „ich werde Sie zur Rechenschaft ziehen, junger Mensch, vor Allem aber geben Sie mir meinen Wechsel zurück."

„Nein, Volkoff", sprach in diesem Augenblick eine Stimme hinter Suwalow, „Sie behalten ihn und ich werde dafür Sorge tragen, daß der Graf ihn bezahlt!"

Es war die Czaarin, welche, bisher hinter einem Vorhang verborgen, hervorgetreten war.

„Sie — Majestät", stotterte Suwalow.

„Ja — ich", sagte Elisabeth mit einem boshaften Lächeln, „wir haben uns erlaubt, ein wenig Comödie mit Ihnen zu spielen und Sie haben die Ihnen da-

bei zugefallene komiſche Rolle mit einer Paſſion geſpielt, welche alle unſere Erwartungen übertroffen hat.“

„Aber Majeſtät —“

Keine Einwendungen, Suwalow“, ſchnitt ihm die Czaarin das Wort ab, das Ganze iſt eine wohlverdiente Strafe zugleich für Ihre Habgier und Ihren Geiz, ſowie für das Abenteuer mit der Gräfin Beſtuseff im gelben Hauſe, deſſen Sie ſich wohl noch entſinnen werden.“

Suwalow ſtand jetzt bleich mit ſchlotternden Knieen, wie ein armer Sünder vor der Kaiſerin und ſchöpfte erſt wieder Athem, als ſie und Volkoff in ein lautes herzliches Gelächter ausbrachen.

Zehntes Kapitel.

Ein Affe Friedrich's des Großen.

Der veredelnde Einfluß Rasumowski's auf seine kaiserliche Gemahlin machte sich sowohl in der entschiedenen Richtung, welche die äußere Politik derselben nahm, als in den Verbesserungen, welche sie im Innern des Reiches theils in's Auge faßte, theils durchführte, zum Wohle Rußlands immer mehr geltend. Durch einen Ukas vom 31. December 1753 wurden die Binnenseezölle, welche auf den Handel lähmend wirkten, aufgehoben. Ein Jahr vorher war eine Commission ernannt worden, zu dem Zwecke, alle von den verschiedenen Regenten erlassenen Ukase in einem Gesetzbuche übersichtlich zu ordnen. Eine allgemeine Landesvermessung wurde verfügt und in Angriff genommen. Weite Landstriche wurden colonisirt und urbar gemacht,

am rechten Ufer des Dnieprs, im Quellengebiet des Jegut, wurden mehrere Tausend Serben, Bulgaren und Wallachen angesiedelt. Dieses Gebiet erhielt den Namen Neuserbien und der Hauptort desselben, Elisabethgorod, wurde zur Stadt erhoben. Große Bauten wurden in Petersburg, dessen Bevölkerung im Jahre 1750 über vierundsiebzigtausend Menschen betrug, unter der Leitung des kunstsinnigen italienischen Grafen Castrelli ausgeführt, Klöster, Kirchen, öffentliche Gebäude und Paläste, unter anderen der erst in den letzten Regierungsjahren Elisabeths vollendete Winterpalast. Auch das Schloß zu Carskoje Selo, der Lieblingsaufenthalt der Czaarin im Sommer, wurde erweitert.

Im Jahre 1755 wurden in Moskau die erste Universität und zwei Gymnasien gestiftet.

Lomonossoff zeigte sich unter der Regierung Elisabeths auf verschiedenen Gebieten mit eben so viel Geist als Geschmack thätig. Nachdem er schon 1751 zum Collegienrath ernannt worden war, erhielt er 1752 das Privilegium für eine Fabrik zur Herstellung von Glas, bunten Glasperlen und Mosaik. Elisabeth übertrug ihm die Ausführung zweier großen Gemälde, welche die Thaten Peter des Großen verherrlichten, den Lomonossoff zugleich in seiner „Petreide“ in zwei Gesängen feierte. Er schuf eine russische Grammatik und erhielt 1760 die

Leitung der Gymnasien und der Universität. So verstand es Elisabeth, zu einer Zeit, wo die deutschen Fürsten die Poeten ihres Landes mit Geringschätzung behandelten und darben ließen, den Genius Lomonossoff zu belohnen und für sein Vaterland fruchtbar zu machen.

Dagegen zeigte der deutsche Prinz, den die Czaarin zu ihrem Nachfolger ausersehen hatte, eine mit jedem Tage noch zunehmende Abneigung gegen das Land und Volk, die er einst regieren sollte und eine an Affenliebe grenzende Bewunderung für Friedrich den Großen und Alles, was preußisch war. Die einzige wirkliche Leidenschaft, welche der Großfürst Peter besaß, war die für die Soldaten; er hätte Alles darum gegeben, eine kleine Armee ausrüsten und unter den Befehlen des Königs von Preußen als einer seiner Generale seine Feldzüge mitmachen zu können. Wie sinnlos er in politischen Dingen war, beweist am besten, daß er damals mit dem Gedanken umging, sobald er den Thron besteige, die den Schweden abgenommenen Provinzen sammt Petersburg denselben zurückzugeben, um sich dafür den Beistand derselben in einem Kriege gegen Dänemark zum Behufe der Zurückeroberung von Schleswig zu sichern. In dem Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen nahm der Großfürst mit aller Heftigkeit

für die letztere Macht Partei und sein Haß gegen Bestuseff stieg immer höher, je mehr es demselben gelang, die Wagschale Rußlands zu Gunsten Maria Theresia's zu neigen. Je mehr der Großkanzler ihm klar zu machen suchte, daß der König von Preußen am wenigsten dulden könne, daß er als Kaiser von Rußland mitten in Deutschland Fuß fasse und daher sein natürlicher Gegner sei, um so erbitterter wurde er und schwor, wenn Friedrich der Große es ihm befehle, für ihn gradewegs in die Hölle zu marschiren.

Vergebens suchte man im Gegentheil Peter zu einem Aufgeben oder Abtreten seines Stammlandes Holstein an Dänemark zu bewegen.

Diese Abtretung lag bei einem Charakter und einer Gesinnung, wie sie der Großfürst zeigte, um so mehr im Interesse Rußlands, als es den künftigen Herrscher für immer von seinen deutschen Familieninteressen loszutrennen galt. Aber Peter zeigte, in dieser Frage von seiner ehrgeizigen Gemahlin aufgereizt und unterstützt, einen Starrsinn ohnegleichen. Um allen Intriguen ein Ende zu machen, gab er dem dänischen Gesandten die Erklärung, daß er auf keinen Antrag in Bezug auf Holstein eingehen werde und verbot ihm ferner noch von dieser Sache zu sprechen.

Die Kaiserin war so empört, daß sie Peter so

zu behandeln drohte, wie ihr Vater seinen Sohn Alexej, als er sie aber mit Thränen in den Augen bat ihn nicht zu einem Schritte zu zwingen, der ihn unglücklich machen würde, ließ sie sich wieder besänftigen. Der Großkanzler begnügte sich jetzt damit, den Großfürsten bei jeder Gelegenheit bei der Kaiserin zu verdächtigen und ihr immer verhaßter zu machen, jede unvorsichtige Aeußerung dieses unbedachten galligen Prinzen wurde ihr sofort hinterbracht und auf das Gehässigste beleuchtet. Er war unabläſſig von Spionen Bestuseff's bewacht, jeder seiner Briefe wurde erbrochen, nicht besser erging es seiner Gemahlin. Aber Katharina war eine Persönlichkeit, mit der man rechnen mußte und sie verstand es durch ihren hohen Geist, ihre Klugheit, Unerschrockenheit und Festigkeit den Großkanzler so sehr zu imponiren, daß dieser es endlich vorzog sie zur Freundin als zur Gegnerin zu haben und sich, als ihre Abneigung gegen den Großfürsten zunahm, mit ihr gegen denselben im Geheimen verbündete. Dieses Einverständniß ging so weit, daß Bestuseff, da von dem Großfürsten keine Nachkommenschaft zu erwarten war, sogar den olympischen Launen der jungen galanten Frau das Wort redete und die Kaiserin bestimmte, das Verhältniß zu dem hübschen und liebenswürdigen Kammerherrn Soltikow zu dulden.

Am 1. Oktober 1754 gebar Katharina einen Sohn, den Großfürsten Paul. Soltikow wurde jetzt nach Stockholm geschickt, um dort das freudige Ereigniß anzuzeigen und von dort zuerst nach Hamburg und dann nach Madrid als bevollmächtigter Gesandter beordert. Man bedurfte seiner nicht mehr.

Die Großfürstin, welche jetzt in ihrem Sohne ein viel bedeutungsvolleres Unterpfand für die Zukunft besaß, als in der Stellung zu ihrem der Nation verhaßten Gemahl, überließ ihn, den sie nie anders als den „Affen Friedrich's des Großen" nannte, jetzt ganz seinen Thorheiten und seinem Schicksal.

Vergebens warnte der wohlmeinende kluge Rasumowski den unglücklichen Prinzen, vergebens beschwor er ihn, vor Allem Russe und dann erst deutscher Reichsfürst zu sein, Peter beharrte eigensinnig auf der verderblichen Bahn, die er eingeschlagen. Er richtete sich in Oranienbaum ganz nach seinem Wunsche ein, baute Kasernen und Pferdeställe, ein hölzernes Theater und einen Canal, der vom Schlosse aus bis in die See führte. Dann ließ er durch den russischen Ingenieurmajor Dedenow eine kleine Festung aufführen und armirte die Wälle derselben, welche leicht zu erklettern waren, mit kleinen Kanonen. So beschränkt der Raum derselben war, enthielt dieselbe doch alle jene Gebäude, welche

man damals in einer Festung fand, ein Zeughaus, ein Commandantenhaus und außerdem den steinernen Palast Peter's, zwei Stock hoch in einem hübschen Style gebaut. Im obern Stockwerke befand sich ein Saal in dem gespeist wurde, ein Wohnzimmer, ein Schlafgemach und Cabinet. Das letztere war mit hellblauem Atlas ausgeschlagen, in den Katharina eigenhändig mit farbiger Seide eine Reihe von Bildern hineingestickt hatte.

In dieser Miniaturfestung lebte Peter jetzt ganz nach seinem Geschmacke, nur mit holsteinischen und preußischen Officieren Umgang pflegend und Friedrich den Großen in Allem bis in's Kleinste nachäffend; er kleidete sich genau so wie sein Vorbild und copirte dessen Lebensweise, Gewohnheiten und Eigenheiten mit ängstlicher Genauigkeit. Und hatte er bei einer ausgelassenen Orgie, an denen außer den Officieren auch einige Schauspieler und Schauspielerinnen theilnahmen, zu viel getrunken, unterhielt er sich damit, über die Russen loszuziehen. Seine holsteinische Garde, welche er ganz nach preußischem Muster uniformirt hatte, selbst zu drillen, war sein Hauptvergnügen.

Indeß bereitete sich seine Gemahlin Katharina, welche damals schon entschlossen war, die Zügel der Regierung nach dem Tode Elisabeth's an sich zu reißen,

im Stillen für ihre große Aufgabe vor. Sie lebte von ihm getrennt in einem kleinen Palaſte, den ſie ſich bei Oranienbaum erbaut und mit einem reizenden Garten umgeben hatte, mit franzöſiſcher Literatur und politiſchen Studien beſchäftigt.

Damals ſchon griff ſie ſowohl in die diplomatiſchen Intriguen, welche dem ſiebenjährigen Kriege vorangingen, als während des Kampfes ſelbſt in die militäriſchen Operationen mächtig ein und durchkreuzte mehr als einmal die Pläne der Gegner.

Kaunitz war es endlich gelungen, das Freundſchaftsband, welches Oeſterreich ſo lange Zeit zu ſeinem Nachtheile mit England verbunden hatte, zu löſen und dagegen eine mächtige Coalition zwiſchen Oeſterreich, Frankreich, Rußland und Sachſen zu Stande zu bringen. Maria Thereſia hatte bereits begonnen in Böhmen Truppen zuſammenzuziehen, als Friedrich der Große durch den Verrath des Dresdener Cabinetscanzeliſten Menzel und des öſterreichiſchen Geſandtſchaftsſecretärs Weingarten in Berlin rechtzeitig von den Plänen ſeiner Gegner unterrichtet, denſelben zuvorkam und mit ſechzigtauſend Mann in Sachſen einfiel.

Damit war der Krieg begonnen.

Rußland hatte ſich verpflichtet ſechzigtauſend Mann

zu ſtellen, Maria Thereſia behilflich zu ſein, Schleſien und die Grafſchaft Glatz zurückzuerobern und das Haus Brandenburg zu unterdrücken.

Friedrich der Große erhielt von dieſer Zuſage durch den Großfürſten-Thronfolger Kenntniß, der im Jahre 1756 heimlich in ſeine Dienſte getreten und von ihm zum Hauptmann ernannt worden war.

Die Kaiſerin von Rußland ließ Auguſt III. ſofort nach dem Einmarſch der Preußen ihren Unwillen über das Verfahren Friedrich's des Großen und ſeinen Friedensbruch ausdrücken, ſie erklärte zugleich, die Zeit ſei gekommen, um der Macht Preußens Grenzen zu ſetzen und forderte den König von Polen auf, ſich durch Preußen nicht einſchüchtern zu laſſen.

Friedrich ließ nun Beſtuseff einhunderttauſend Thaler anbieten und auch England machte den Verſuch, der ruſſiſchen Politik eine andere Wendung zu geben. Beſtuseff wurde durch Katharina, welche zu Preußen hielt, beſtimmt, dieſe Anträge nicht ganz abzuweiſen. „Der König von Preußen hat den Krieg begonnen", ſagte er zu dem engliſchen Geſandten Williams, „nichts kann die Czaarin jetzt hindern, Oeſterreich beizuſtehen, aber" — ſetzte er diplomatiſch hinzu — „wir ſind noch nicht vorbereitet und Sie wiſſen, unſere Bewegungen ſind langſam.

Er erklärte Preußen und England als Miniſter der Czaarin öffentlich den Krieg, während er im Geheimen mit dieſen beiden Mächten in die freundlichſten Beziehungen trat. Unter ſolchen Auſpicien erfolgte die Theilnahme Rußlands an dem welthiſtoriſchen Kampfe Maria Thereſia's gegen Friedrich den Großen.

Elftes Kapitel.

Im ſiebenjährigen Kriege.

Dank den ſich während der Regierung Eliſabeth's abſpielenden Hofintriguen, welche heute dieſem, morgen jenem einen Einfluß auf den Staat und die Armee geſtatteten und alle Verhältniſſe unſicher machten, fehlte es Rußland beim Beginn des ſiebenjährigen Krieges an einem Feldherrn.

Münnich befand ſich im Exil, die tüchtigen Führer und Officiere aus ſeiner Schule waren, da man ſie in jeder Weiſe bei Seite ſetzte und unterdrückte, meiſt in ausländiſche Dienſte getreten. Wir finden mehr als einen illuſtren Namen unter dieſen militäriſchen Emigranten. Der General Löwendal zeichnete ſich unter franzöſiſcher Fahne durch die Einnahme der

Feſtung Bergen op Zorm aus, der General Keith, welcher nach Preußen ging, wurde auf der Stelle von Friedrich dem Großen zum Feldmarſchall ernannt und machte als ſolcher ſeinen Namen durch ſeinen Heldentod bei Hochkirch unſterblich. Münnich's Adjutant, Oberſt Mannſtein, trat gleichfalls in hervorragender Stellung in die preußiſche Armee. Der bekannte öſterreichiſche Feldmarſchall Lacy war ebenfalls in ruſſiſchen Dienſten, ſein Vater war der ruſſiſche Feldmarſchall Lacy, welcher ſich in dem türkiſchen und ſchwediſchen Kriege ausgezeichnet hatte. Auch der berühmte Laudon war ein geborener Livländer.

Der zum Feldmarſchall ernannte und an die Spitze der gegen Preußen entſendeten Armee geſtellte General Apraxin war dieſer hochwichtigen Aufgabe in keiner Weiſe gewachſen. Er hatte zur Zeit der Türkenkriege unter Münnich gedient, aber nie ein feindliches Heer geſehen, er galt als träge und feig. Raſumowski's Bruder, Kiryll, hatte ihn einmal auf das Schimpflichſte behandelt und mit Füßen getreten, ohne daß er irgend einen Verſuch gewagt hätte, ſich dafür Genugthuung zu verſchaffen. Zu ſeiner Unfähigkeit kam noch das peinliche Gefühl einer zweifelhaften Lage. Die Czaarin wünſchte, daß der Krieg mit aller Energie geführt werde, der junge mit Preußen ſympathiſi-

rende Hof das Gegentheil. Jeder Tag konnte aber Katharina die Zügel der Herrschaft in die Hände spielen.

„Ich bin nicht wenig darüber bekümmert", sagte Apraxin, als er Petersburg verließ, um nach Riga zu seinen Truppen zu gehen, „daß ihre kaiserlichen Hoheiten für den König von Preußen so sehr eingenommen sind. Bin ich gegen den letzteren glücklich, so bleibt im Falle des Todes der Kaiserin eine schlechte Perspective für mich übrig."

Bestuseff erwiderte, er möge unbesorgt das Seine thun, es sei seine Sache, dem jungen Hofe über seine wahren Interessen die Augen zu öffnen.

Apraxin ergriff aber trotzdem jede Gelegenheit, seine Operationen zu verzögern.

Der alte Krongroßfeldherr Polens, Branizki, Poniatowski's Schwiegervater, hatte gegen den Durchmarsch russischer Truppen durch Polen Protest erhoben. Dies genügte, um in die kaum begonnenen Bewegungen des russischen Generals Stillstand zu bringen und da Friedrich der Große sehr gut wußte, daß Apraxin die Großfürstin Katharina viel mehr fürchtete als die Kaiserin, wendete er sich an diese ehrgeizige und intriguante Prinzessin, um durch sie den Feldherrn der Czaarin zu bestechen. Trotz der großen Geschenke,

welche er von seiner Monarchin erhielt, war Apraxin, der sehr verschwenderisch lebte, immer in Geldverlegenheit und zeigte sich daher den preußischen Thalern in einer Weise zugänglich, welche die Theilnahme der Russen an dem großen europäischen Kampfe vollkommen illusorisch erscheinen ließ. Im ersten Jahre des Krieges konnte Friedrich, durch die Unthätigkeit Apraxin's unterstützt, bedeutende Erfolge über seine Gegner erringen und auch im folgenden Frühjahre schien Apraxin es mehr auf die Damen Riga's als auf die Preußen abgesehen zu haben, denn er entsendete seine Adjutanten nach Petersburg, nicht etwa um Instructionen zu erhalten, sondern um für ihn zwölf Anzüge aus seiner Garderobe zu holen.

Erst einem neuen energischen Befehl der Czaarin gelang es, ihn in Bewegung zu setzen. Im Mai 1757 rückte er hierauf mit seiner 83,000 Mann starken Armee an die preußische Grenze und erst am 30. Juni erschien er vor Memel.

Damit war der Krieg von russischer Seite endlich eröffnet. Memel, das nur schwach besetzt war, capitulirte am 5. Juli. Die Garnison erhielt freien Abzug, aber Apraxin schien jetzt ebenso über die Schnur hauen zu wollen, als er sich bisher nachlässig erwiesen. Er zwang die preußischen Soldaten in seine Reihen

zu treten und jene, welche dies verweigerten, wurden ebenso wie eine große Zahl preußischer Fabrikanten, Bürger und Bauern nach Rußland geschleppt. Von den ihm beigegebenen Kosaken, Kalmüken und Tartaren 12,000 Mann stark, ließ er das Land weithin durchstreifen und verheeren, brennende und geplünderte Städte und Dörfer bezeichneten ihren Weg.

Wehrlose, friedliche Einwohner wurden von ihnen massenhaft gemordet oder verstümmelt, man sah sie an Bäumen aufgehängt oder mit abgeschnittenen Nasen und Ohren. Hier wurden ihnen die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, das Herz herausgerissen, dort wurden sie in ihren Ortschaften eingeschlossen und sammt denselben lebendig verbrannt. Die Gräber wurden aufgerissen, die Gebeine zerstreut, die Geistlichen und Edelleute mit Kantschu's gepeitscht, nackt auf glühende Kohlen gelegt und in grausamer Weise gefoltert. Tausende flüchteten nach Danzig, wohin auch das Königsberger königliche Archiv gebracht wurde.

Am 18. Juni verlor Friedrich der Große die denkwürdige Schlacht bei Kollin. Jetzt betheiligten sich auch die Schweden an dem Kampfe gegen ihn und rückten in Pommern ein.

Vergebens suchte der zweiundsiebzigjährige Feldmarschall Lehwald die Russen aufzuhalten und Königs-

berg zu retten, indem er ihnen bei Großjägersdorf eine Schlacht lieferte. Trotzdem die Preußen mit wahrer Todesverachtung fochten und ihre Cavallerie bereits mehrere feindliche Batterien genommen hatte, entschied Romanzow den Tag zu Gunsten der Russen, indem er rechtzeitig mit der Reserve in das Gefecht eingriff. Die preußische Infanterie des zweiten Treffens beschoß in Folge eines verhängnißvollen Irrthums jene des ersten Treffens, welche sie für feindliche Truppen ansah, im Rücken. Dies brachte die Preußen vollständig in Verwirrung und Lehwald mußte sich in sein Lager bei Wohlau zurückziehen.

Jetzt trat Apraxin's verrätherisches Gebahren vollends an den Tag, statt Königsberg zu nehmen, das Niemand mehr vor den Russen zu retten im Stande war, kehrte er nach Memel zurück. Als der Wiener Hof darüber Aufklärungen verlangte, wurde ein ausdrücklicher Befehl der Kaiserin Elisabeth vorgeschützt, aber der österreichische Gesandte in Petersburg gab sich damit nicht zufrieden und wendete sich an den Grafen Alexis Rasumowski, welcher über die zweifelhafte Haltung Apraxins empört, die Sache selbst, in die Hand zu nehmen versprach.

Er begab sich zuerst zu Bestuseff und da er von diesem nur leere Ausflüchte aber keine genügenden Er-

klärungen zu hören bekam, zur Czaarin ſelbſt, welche ſeit einigen Wochen leidend war und ihn im Schlafrock, mit ihren Kammerfrauen Karten ſpielend empfing.

„Ich bitte, Majeſtät, um eine kurze Audienz“, begann er, „ich habe Dinge von höchſter Wichtigkeit vorzubringen.“

„Staatsangelegenheiten?“ fragte Eliſabeth, die Stirne runzelnd.

„Allerdings.“

„Ach! es wird mir Kopfſchmerzen machen, ich bin ſehr krank, Alexis“, erwiderte die Kaiſerin.

„Ich bedauere lebhaft, Majeſtät, aber ich muß dennoch bitten —“

Eliſabeth ſeufzte, aber ihrem Liebling gegenüber vollkommen ſchwach und willenlos, hieß ſie ihre Kammerfrauen gehen und zeigte ſich bereit ihn anzuhören.

„Du weißt wohl, daß Apraxin ſich nach Memel zurückgezogen hat“, begann Raſumowski.

„Nichts weiß ich“, ſagte Eliſabeth, „ich bin krank und habe Beſtuseff verboten, mir von derlei Dingen zu ſprechen.“

„Apraxin hat die Preußen geſchlagen“, fuhr Raſumowski fort, „ſtatt aber ſeinen Sieg zu benützen und Königsberg zu beſetzen, den Rückzug angetreten, wie

wenn er es geweſen wäre, der eine Niederlage erlitten hätte."

„Ich verſtehe nichts davon", murmelte die Czaarin.

„Er ſchützt einen von Dir empfangenen Befehl vor", ſagte hierauf Raſumowski, „was ich unmöglich glauben kann. Es müßten ſehr ernſte Gründe vorhanden ſein, um es zu rechtfertigen, daß Du nicht allein Deine Verbündeten, ſondern zugleich Deine Ehre und den Waffenruhm Rußlands preisgiebſt, ſolche Gründe ſind doch nicht vorhanden —"

„Ich habe keinen Befehl ertheilt", unterbrach ihn die Czaarin.

„Dann hat Beſtuseff Deine Krankheit mißbraucht und in einer Angelegenheit von höchſter Wichtigkeit eigenmächtig und unſinnig, oder was noch ſchlimmer verrätheriſch gehandelt."

„Ja, ja, ſie rechnen ſchon auf meinen Tod und wollen ſich bei dem Thronfolger und ſeiner Gemahlin, die für Preußen ſind, einſchmeicheln", rief die Czaarin, „aber ſie irren ſich, ich werde noch lange genug leben, um alle dieſe Verräther zu ſtrafen, wie ſie es verdienen."

„Ich ſehe, Du faßt den Vorfall ſo auf, wie ich es von Dir erwartet habe", ſprach Raſumowski, „auch ich habe die volle Ueberzeugung, daß nicht allein Apra-

xin, ſondern auch Beſtuseff nur dem jungen Hofe zu dienen ſuchen und von dem Könige von Preußen beſtochen ſind.“

„Dieſe Elenden, die mir alles danken, was ſie ſind“, rief Eliſabeth, indem ſie aufſtand und zornig erregt auf und abging, „was ſoll ich aber anfangen, rathe mir!“

„Vor Allem iſt es geboten, den Schaden, den Apraxin's langſame und verrätheriſche Kriegsführung hervorgerufen hat, gut zu machen“, erklärte Raſumowski.

„Wie das?“

„Sende ihm auf der Stelle durch einen Courier den Befehl, von Neuem vorzurücken, den König von Preußen in keiner Weiſe zu ſchonen und den Kampf energiſch fortzuſetzen.“

„Ja, das will ich, ſetze den Befehl auf und laß ihn ſogleich ausfertigen, gieb zugleich den Auftrag, daß ein Courier ſich bereit halten ſoll. Dann beſprechen wir die weiteren Schritte“, ſagte Eliſabeth.

Raſumowski entfernte ſich und ſorgte dafür, daß Alles raſch ausgeführt wurde. Nicht eine Stunde war ſeit ſeiner Unterredung mit der Czaarin verfloſſen und ſchon harrte unten der Officier, welcher dem General Apraxin die kaiſerliche Ordre überbringen ſollte und

Raſumowski ſelbſt überreichte die letztere ſeiner kaiſerlichen Gemahlin zur Unterſchrift.

Eliſabeth ſetzte ſich an den Schreibtiſch und nahm die Feder, während Raſumowski Waſſer in die beinahe vollkommen eingetrocknete Tinte goß.

Da wollte es ein unglücklicher Zufall, daß eine Weſpe, welche in das Zimmer gerathen war, zu ſummen begann und nachdem ſie erſt eine Weile die Feder, mit der die Czaarin im Begriffe war zu unterzeichnen, umkreiſt hatte, in das Tintenfaß fiel.

Entſetzt ſchrie die abergläubiſche Frau auf und warf die Feder von ſich.

„Was haſt Du?“ fragte Raſumowski.

„Die Weſpe iſt eine ſchlimme Vorbedeutung.“

„Ein kindiſches Vorurtheil gemeiner Leute“, ſagte Raſumowski.

„Nein, nein, ich unterſchreibe nicht“, rief die Czaarin, „ſonſt trifft mich ein großes Unglück.“

Vergebens beſchwor ſie ihr Gemahl, ihren Aberglauben dem Wohle ihres Reiches zu opfern, ſie blieb unerſchütterlich und der Befehl wurde nicht abgeſchickt.

Zwölftes Kapitel.

Zahltag.

Rasumowski war nicht der Mann, sich, wo es das Wohl seines Vaterlandes galt, durch einen Mißerfolg einschüchtern zu lassen. Er durchblickte Bestuseff und Apraxin vollständig, er sah, daß sie auf den baldigen Tod der Kaiserin, welche häufig krampfartigen Anfällen ausgesetzt war, rechneten und bereits in Allem jenen Impulsen gehorchten, welche von dem jungen Hofe oder eigentlich der Großfürstin Katharina ausgingen, und bot Alles auf, die Fäden bloßzulegen, welche die Minister und Generale der Czaarin mit den Gegnern Rußlands verknüpften.

Der früher am Warschauer und jetzt am Petersburger Hofe beglaubigte englische Gesandte Williams, ein eben so hübscher und liebenswürdiger als leichtfer-

tiger Lebemann, hatte es verſtanden, ſich zum Vertrauten der Großfürſtin Katharina emporzuſchwingen. Sie empfing durch ihn eine engliſche Penſion und agitirte im Bunde mit ihm für das mit England alliirte Preußen. Williams war in Polen mit der mächtigen Fürſtin Czartoryski in intime Beziehungen getreten und unterſtützte die ehrgeizigen Pläne derſelben, welche nichts Geringeres, als die Verwandlung Polens in eine erbliche conſtitutionelle Monarchie unter ihrer Aegide zum Ziele hatten.

Um Rußland ihren Abſichten geneigt zu machen, ſendete ſie ihren Neffen, den Grafen Poniatowski, als Legationsſecretär Williams an den ruſſiſchen Hof. Poniatowski, dreiundzwanzig Jahre alt, ſchön und galant, eroberte raſch die Gunſt Katharina's und als der ſächſiſch-polniſche Miniſter Graf Brühl ihn nach Warſchau zurückrief, ſetzte die Großfürſtin alles in Bewegung, um ihren Anbeter von Neuem nach Petersburg zu bringen. Beſtuseff benützte ſeinen ganzen Einfluß an dem ſächſiſchen Hofe, um den Wünſchen Katharina's Geltung zu verſchaffen und ſo kehrte denn Poniatowski als ſächſiſch-polniſcher Geſandter zurück, um ſein galantes Verhältniß mit der Gemahlin des Thronfolgers fortzuſetzen und, den Intereſſen ſeines Hofes entgegen, für Preußen zu wirken.

Peter trat zu gleicher Zeit mit dem dicken gutmüthigen Fräulein Woronzoff in intime Beziehungen und ließ seine Gemahlin fortan ungestört ihrem Vergnügen folgen. Er ahnte noch nicht, daß Katharina eben so herrschsüchtig als galant war und ihr überlegener Geist sogar ihre Liebesverhältnisse als Mittel zu ihrem großen Ziele, dem Throne Rußlands, auszubeuten verstand.

Sie war damals schon mit Bestuseff vollkommen einig, sobald die Czaarin sterbe, ihren Gemahl von dem Throne auszuschließen und sich im Namen ihres Sohnes, des Großfürsten Paul, der Zügel der Regierung zu bemächtigen.

Der Rückzug Apraxin's stand mit dieser Conspiration der jungen Prinzessin im innigsten Zusammenhange.

Im Herbste 1757 nahmen die Anfälle, denen die Kaiserin von Zeit zu Zeit ausgesetzt war, so sehr zu, daß Niemand mehr an ihrem baldigen Tode zweifelte. So fiel sie einmal bei einem Spaziergange in Zarskoje Selo plötzlich um und war länger als eine Stunde ohne Bewußtsein.

Bestuseff, der sich verloren sah, wenn Peter, den er so oft und so empfindlich beleidigt hatte, zur Regierung kam, verständigte sich mit Apraxin und ver-

ſicherte ſich durch ihn der Armee, um, im Falle eines plötzlichen Ablebens Eliſabeths, Peter mit Gewalt zur Abdankung zwingen zu können. Er leitete ſelbſt eine vertrauliche Correſpondenz der Großfürſtin mit Apraxin ein und befahl eigenmächtig den Rückzug, um die Truppen für einen Staatsſtreich in der Nähe zu haben.

Die im ruſſiſchen Lager anweſenden fremden Officiere gaben dem öſterreichiſchen und franzöſiſchen Geſandten in Petersburg die erſten Anhaltspuncte für die Entdeckung der geheimen Triebfeder des Rückzuges Apraxin's. Die beiden Diplomaten lieferten in kurzer Zeit Raſumowski die nöthigen Beweiſe und der letztere zögerte nicht, ſich ſofort mit dem Vicekanzler Woronzoff, dem Grafen Suwalow und dem Staatsſecretär Volkoff zum Sturze Beſtuseff's zu verbünden. Volkoff enthüllte den Plan Beſtuseff's gegen den Thronfolger und die geheimen Beziehungen der Großfürſtin zu Apraxin.

Raſumowski erwirkte nun ſich und ſeinen Genoſſen eine Audienz bei der Kaiſerin und ſtellte ihr in ſeiner ernſten überzeugenden Weiſe die Sachlage, die hochverrätheriſchen Beziehungen und Abmachungen Beſtuseff's und Katharina's dar. Eliſabeth zeigte ſich auf das Höchſte empört und willigte in Alles, was ihr Gemahl ihr vorſchlug. Sie unterzeichnete auf der

Stelle einen Befehl, welcher Apraxin anwies, den Oberbefehl an den General abzugeben und zu ſeiner Rechtfertigung nach Petersburg zu kommen. In den Verhören, die man mit ihm vornahm, leugnete er nicht, geheime Aufträge von der Großfürſtin empfangen zu haben. Man wies ihm ein kleines Landhaus in der Nähe von Petersburg zum Wohnſitz an, wo er, noch ehe ſein Urtheil geſprochen war, ſtarb.

Der Großfürſt Peter ſelbſt begab ſich jetzt zur Kaiſerin und verlangte, daß ſie ſeiner Gemahlin und dem Großkanzler den Prozeß mache.

Am 25. Februar 1758 wurde Beſtuſeff zu einer Conferenz an den Hof berufen. Er kam vollkommen ſorglos und verlor ſeine ganze Faſſung, als ihm die kaiſerliche Ungnade angekündigt und er ſofort arretirt wurde. Man brachte ihn unter Escorte in ſein Haus, wo er ſtreng bewacht wurde.

Seine Schriften waren während ſeiner Abweſenheit mit Beſchlag belegt worden, man fand den Entwurf einer Abdankungsurkunde für Peter, das Brouillon des Befehles an Apraxin, den Rückzug anzutreten und andere ſehr compromittirende Papiere.

Am 16. April wurde das Urtheil geſprochen. Beſtuſeff wurde ſchuldig befunden, daß er ohne Wiſſen und Willen der Kaiſerin eigenmächtige Befehle erlaſſen

und ſich auf dieſe Weiſe die Stellung eines Mitregenten angemaßt, ſowie hochverrätheriſche Pläne vorbereitet habe. Er wurde zum Tode verurtheilt, von der Czaarin jedoch begnadigt. Man begnügte ſich ihn ſeiner Würden und Aemter zu entſetzen und ihn auf ſein 120 Werſt von Moskau entferntes Gut Goretowo zu verbannen, wo er unter ſtrenger Aufſicht blieb.

Vergebens bat Katharina, welche ſich verloren glaubte, die Czaarin um Audienz, endlich bewog Raſumowski die letztere, ihre Nichte anzuhören. Die Großfürſtin, welche ſpäter noch oft genug Gelegenheit fand, ihr Talent zur Comödie zu beweiſen, warf ſich der gutmüthigen leichtgläubigen Frau zu Füßen und ſchwor unter Thränen, ſie ſei unſchuldig. Nur noch bedacht ihr Leben zu retten, bat ſie um die Gunſt, Rußland verlaſſen und den Reſt ihres Lebens bei ihrer Mutter, der Fürſtin von Zerbſt, zubringen zu dürfen. Sie fügte hinzu, daß, wenn die Czaarin es für das Wohl des Reiches angemeſſen finde, für den Großfürſten Thronfolger eine andere Gemahlin zu wählen, weder ſie noch ihre Familie den geringſten Einwand erheben würden.

Die Kaiſerin verzieh ihr und ſtrafte ſie, wie ſie glaubte, ſehr empfindlich, indem ſie ihr durch mehrere Monate verbot, ſich bei ihr ſehen zu laſſen.

Der Sturz Beſtuseff's und die Entfernung Apraxin's vom Obercommando hatten indeß lange nicht die weitgehenden und wohlthätigen Folgen, welche ſowohl die mit Rußland verbündeten Mächte, als die echten Patrioten von der Art Raſumowski's erwarteten.

Die Kriegführung blieb nach wie vor eine nachläſſige und langſame. Dies lag an dem ganzen damaligen militäriſchen Syſtem Rußlands und kaum weniger an den immerwährenden finanziellen Hemmungen. Die ruſſiſchen Generale nahmen regelmäßig während des langen nordiſchen Winters in Polen bequeme Winterquartiere und zogen von hier im Sommer zu einem kurzen Feldzuge aus, um ſo bald als möglich ſich und ihren Truppen wieder Raſt zu gönnen.

Sachſen ſah ſich vor allem in ſeinen Abſichten und Hoffnungen auf Preußen getäuſcht, da Frankreich, das nicht einmal die Vereinigung Sachſens und Polens gern ſah, ſich jeder weiteren Vergrößerung dieſer Macht abſolut abgeneigt zeigte. Dagegen gelang es Auguſt III., die Czaarin Eliſabeth zu beſtimmen, daß ſie ihre Einwilligung zu der Belehnung ſeines Sohnes Karl mit dem damals von den Ruſſen noch nicht vollſtändig einverleibten aber verwalteten und militäriſch beſetzten Herzogthume Kurland gab. Auch der polniſche Senat ſtimmte der Inveſtitur mit hun-

dertachtundzwanzig gegen sechs der Partei Czartoryski angehörigen Stimmen bei.

Die Czartoryski's hatten nämlich in Verbindung mit der Gemahlin des russischen Thronfolgers, der Großfürstin Katharina, den Plan, den Günstling der letzteren, Poniatowski, zum Herzoge von Kurland zu machen. Bald gingen jedoch die Absichten Poniatowski's höher und damals schon faßte Katharina den Gedanken, ihn auf den polnischen Thron zu erheben.

Ein tragikomischer Zufall durchkreuzte freilich für den Augenblick ihre politischen Intriguen und riß zu gleicher Zeit den schönen Grafen aus den Armen der galanten Prinzessin.

Am 31. Juli 1758 gelang es dem Thronfolger, welcher lange schon Verdacht geschöpft hatte, Poniatowski Nachts im Garten Katharina's zu Oranienbaum in dem Augenblicke zu ertappen, wo derselbe als französischer Friseur verkleidet, sich in ihren Palast schleichen wollte.

Im ersten Zorne wollte Peter den Anbeter seiner Frau aufhängen lassen, bald ließ er sich jedoch besänftigen und nach einer Stunde lachte Niemand so herzlich über das ganze Abenteuer wie er selbst, aber Poniatowski mußte auf der Stelle Petersburg verlassen.

Dies befahl die Kaiſerin, welche über den Vorfall empört war.

Peter ſelbſt ſtand ſo ſehr unter der Herrſchaft Katharina's, daß er ſchon nach wenigen Tagen ſowohl bei der Czaarin, als dem ſächſiſchen Legationsrath Pruße Schritte that, um das Abberufungsſchreiben Poniatowski's rückgängig zu machen, aber Eliſabeth zeigte ſich unerſchütterlich.

Am 15. Auguſt mußte der Anbeter der Großfürſtin Petersburg verlaſſen. Katharina weinte vergeblich Thränen der Wuth. Diesmal hatte ſie ihr Spiel verloren und die Kaiſerin hatte ſie für ihre politiſchen Intriguen empfindlicher geſtraft, als wenn ſie dieſelbe nach Deutſchland zu ihrer Mutter geſchickt hätte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Russen in Berlin.

Der verrätherische Rückzug Apraxin's hatte Friedrich dem Großen unerwartet Luft gemacht, er war den Franzosen, welche mit der Reichsarmee vereint operirten, entgegengeeilt und hatte sie bei Roßbach auf das Haupt geschlagen, dann hatte er das bereits verlorene Schlesien durch den glänzenden Sieg von Leuthen wieder erobert.

Der Wechsel im Obercommando der russischen Streitkräfte änderte freilich die ganze Sachlage.

Der Feldmarschall Fermor, welcher jetzt den Oberbefehl führte, erhielt den Befehl, sofort wieder in Preußen einzurücken. Am 16. Januar 1758 verließ er Memel und zog schon sechs Tage später in das unbe-

ſchützte Königsberg ein. Es war ein ſeltſames Spiel des Zufalls, daß die Hauptſtadt des Landes Preußen, an dem Geburtstage des Königs, der Kaiſerin von Rußland den Huldigungseid leiſten mußte. Die ganze wehrloſe Provinz wurde von den Ruſſen beſetzt, alle Einnahmen derſelben wurden weggenommen, den Einwohnern dagegen ihre alten Rechte und Freiheiten garantirt und alle Gewaltthätigkeiten eingeſtellt und mit rückſichtsloſer Strenge geſtraft. Die Ruſſen richteten ſich in Preußen wie in einem eroberten Lande ein und zeigten die Abſicht, dasſelbe nie wieder zu verlaſſen.

Fermor durchzog hierauf einen Theil des polniſchen Gebietes und beſetzte die in demſelben gelegenen Städte Thorn und Elbing, ohne ſich durch den Proteſt des polniſchen Krongroßfeldherrn Branicki irre machen zu laſſen.

Danzig wurde nur durch die Energie ſeines Magiſtrates und die Drohung Englands, eine Flotte in die Oſtſee zu ſenden, vor dem gleichen Schickſal bewahrt. So energiſch die Ruſſen unter ihrem neuen Feldherrn bis jetzt vorgegangen waren, ſo nachläſſig zeigte ſich jetzt wieder plötzlich ihre Kriegführung. Fermor vermied, ſo lange er nur konnte, einen ernſten Zuſammenſtoß, eine Schlacht und ſtand den Reſt des Winters und das Frühjahr über unthätig in ſeinem

Lager bei Posen. Im Juni 1758 setzte er sich endlich, mehr durch die Beschwerden Frankreichs als seine eigene Kampflust vorwärts getrieben, wieder in Bewegung. Die unter ihm dienenden Generale ließen es bei jeder Gelegenheit an Gehorsam fehlen, während Fermor selbst kränkelte und dadurch noch mehr in seinen Operationen gehemmt war.

Nach längerem Zögern wendete er sich mit seinem Heere gegen Küstrin und begann dasselbe zu belagern. Am 15. August eröffneten die Massen das Feuer, es war so mörderisch, daß die Stadt binnen wenigen Stunden in Trümmern lag. Am 17. wurde der preußische Commandant der Festung zur Uebergabe aufgefordert, dieser verweigerte jedoch dieselbe auf das Entschiedenste.

Da traf im russischen Lager die Nachricht ein, daß Friedrich der Große aus Mähren, wohin er nach der Wiedereroberung Schlesiens vorgedrungen war, in Eilmärschen heranrücke, um seine Stammlande zu retten. Sofort hob Fermor die Belagerung von Küstrin auf und begnügte sich damit die Provinz Brandenburg eben so rücksichtslos zu verwüsten, wie früher Apraxin Preußen. Er konnte sich zu keinem energischen Schritte aufraffen, bis er plötzlich den König von Preußen sich gegenüber sah und von demselben angegriffen, ihm am

25. Auguſt, eine Meile von Küſtrin, die berühmte Schlacht von Zorndorf liefern mußte.

Fermor ſtellte ſeine Truppen äußerſt ungeſchickt auf, in einer Art von großem Viereck mit gebrochenen Linien. Eine ſolche Ordre de bataille war den unregelmäßig bewaffneten und kämpfenden, vorzüglich aus Reiterei beſtehenden tartariſchen und türkiſchen Heeren gegenüber, mit denen die Ruſſen vorzüglich in der letzten Zeit zu kämpfen hatten, vollkommen am Platze, hinderte jedoch die Ruſſen den Preußen gegenüber, welche eine ganz neue Taktik anwendeten, ihre volle Kraft zu entfalten. Während nur ein Theil ihrer Armee wirklich kämpfen konnte, waren doch ſämmtliche Linien ihres Fußvolkes, ſowie die in der Mitte derſelben ſtehende Cavallerie und Bagage der vollen Wirkung des feindlichen Feuers ausgeſetzt.

Während aber der ruſſiſche Feldherr Alles gethan hatte, um die Schlacht zu verlieren, bewies der ruſſiſche Soldat zum erſten Male einer auf das beſte disciplinirten und geführten europäiſchen Armee gegenüber jene unerſchütterliche Tapferkeit und Kaltblütigkeit, welche von da an ſprichwörtlich wurden.

Der Kampf wüthete mit ununterbrochener Heftigkeit auf der ganzen Linie, die Ruſſen ſtanden wie die Mauern und ſchon neigte ſich der Sieg ihnen zu.

Die Preußen wichen, die ruſſiſche Reiterei brach zu ihrer Verfolgung hervor.

Dies entſchied den Tag. General Seidlitz warf ſich mit wilder Energie der ruſſiſchen Reiterei entgegen, brachte ſie zum Weichen und trieb ſie gegen das ruſſiſche Fußvolk, deſſen Reihen auf dieſe Weiſe gebrochen wurden. Die Branntweinfäſſer, welche in der Mitte des ruſſiſchen Quarrées ſtanden, dienten auch nun dazu, die Ordnung des Heeres zu löſen. Die Soldaten begannen dieſelben zu plündern und als die Officiere die Fäſſer zerſchlagen hatten, warfen ſie ſich zur Erde und ſchlürften ſo das verderbliche Getränk, das in Strömen durch den Staub rann.

Obwohl alle Bande der Disciplin gelöſt ſchienen, hielten die Ruſſen dennoch Stand, die Schlacht artete in ein wildes Morden von beiden Seiten aus, bis die Nacht dem Würgen ein Ende machte. Der König von Preußen war mehr als einmal in Gefahr, von den Koſaken gefangen zu werden, alle ſeine Adjutanten waren todt, verwundet oder in die Hände der Ruſſen gefallen.

Am folgenden Tage verlangte Fermor einen Waffenſtillſtand, um die Todten zu begraben.

„Dies ſei die Pflicht des Siegers“, erklärte Graf Dohna im Namen Friedrich des Großen.

Hierauf traten die Russen mit Einbruch der Nacht, von den Preußen unbehelligt, langsam und vollkommen geordnet den Rückzug an. Sie hatten 5 Generale, 936 Officiere und 20,590 Mann verloren, die Preußen 324 Officiere und 11,061 Mann.

General Romanzow, der inzwischen nach Pommern vorgedrungen war, kehrte in Folge der Schlacht von Zorndorf gleichfalls um und nahm eben so wie Fermor Quartiere in Polen. Der Letztere entsendete ein kleines Corps unter General Palmbach zur Belagerung von Kolberg, das jedoch, obwohl nur von 700 Mann Landmiliz vertheidigt, tapfer Stand hielt, so daß die Russen, denen es an Belagerungsgeschütz fehlte, bald wieder abziehen mußten.

August III. hatte für Polen Neutralität zugesagt, da dieselbe jedoch von den Russen nicht respectirt wurde, rächte sich der König von Preußen dadurch, daß er von Zeit zu Zeit Streifcommandos auf das Gebiet der Republik entsendete, um die Vorrathsmagazine der Russen zu zerstören und im Vereine mit speculativen Juden Polen mit falscher Münze überschwemmte. Fürst Alexander Sulkowski, vor Brühl Minister August III., welcher sich, von Kaiser Franz zum Deutschen Reichsfürsten erhoben, in seiner Grafschaft Lissa gleich einem Souverain benahm und sich

„Von Gottes Gnaden“ nannte, hob zu Anfang 1759 Truppen aus, an deren Spitze er gegen Preußen ziehen wollte, und legte in Posen und anderen Orten Mehlmagazine für die Russen an, welche genügt hätten, 50,000 Mann durch volle drei Monate zu nähren.

Friedrich der Große sendete indeß den Generalmajor Wobersnow an der Spitze von 4000 Mann aus Schlesien nach Lissa und Posen; dieser überfiel den Fürsten, zerstörte dort alle Vorräthe, bemächtigte sich seiner Geschütze, zwang seine Soldaten, in die Reihen der preußischen Arme einzutreten und brachte Sulkowski selbst nach Glogau, wo er einige Zeit gefangen gehalten wurde.

Eben so glücklich war Graf Dohna bei seinem Zuge über Bromberg, Znin und Rogowo gegen Posen. Er vernichtete große russische Getreidevorräthe, erpreßte Lieferungen aller Art und schleppte Tausende polnischer Unterthanen als preußische Recruten mit.

Im September 1661 erschien plötzlich der General Platen vor Hostyn in Polen, nahm nach heftigem Kampfe 1800 Russen gefangen, eroberte sieben Kanonen und verbrannte 5000 Wagen mit Getreide.

So wurde Polen durch seine Neutralität erst recht zu seinem Schaden in den Kampf hineingezogen und vollends an den Rand des Abgrundes gebracht.

Sogar in Frankreich gab man Polen auf, der franzöſiſche Miniſter Choiseul ſchrieb 1759 an den franzöſiſchen Geſandten in Warſchau: „Man hat mit der Krone Polens verhandelt wie mit Mächten, die eine geordnete Regierung haben und von denen man einigen Einfluß auf den politiſchen Verband der europäiſchen Angelegenheiten zu fürchten oder zu hoffen hat. Dies iſt ein politiſcher Irrthum. — Man kann den Zuſtand Polens nicht anders, denn als eine Anarchie anſehen. — Aber da dieſe Anarchie den Intereſſen Frankreichs entſpricht, muß jetzt ſeine ganze Politik ſich darauf beſchränken, ſie zu erhalten und zu verhindern, daß irgend eine Macht auf Koſten Polens ihr Gebiet vergrößere.“ Ferner wird dem franzöſiſchen Geſandten der Auftrag gegeben, „er ſolle fortwährend den Schein annehmen, daß der König von Frankreich der Beſchützer der polniſchen Freiheit und ihrer Anhänger ſei.“ — Dagegen bot Frankreich, entgegen ſeiner früheren Politik, jetzt Alles auf, ſowohl durch ſeine Armee als Subſidien Maria Thereſia zum Siege zu verhelfen.

Broglio ſiegte bei Bergen in der Nähe von Frankfurt am Main über die Preußen, dafür brachte aber Ferdinand von Braunſchweig den Franzoſen im Juli 1759 bei Minden eine Niederlage bei, drängte ſie über

den Rhein zurück und befreite Westphalen und Hannover von ihnen.

Die Oesterreicher und Russen schienen jetzt um so mehr vom Glücke begünstigt.

Am 23. Juli lieferten die Russen den Preußen unter General Wedel bei dem Dorfe Kai an der Oder, unweit der Grenze von Brandenburg, ein Treffen. Fermor hatte den Oberbefehl an den General Soltykow abgegeben, blieb aber an seiner Seite. Die Preußen, welche in Folge eines Befehls ihres Königs die Russen aufhalten und die Vereinigung derselben mit Laudon, der an der Spitze von 30,000 Mann heranrückte, hindern sollten, wurden vollständig geschlagen. Sie verloren 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und traten einen eiligen Rückzug an

Am 3. August vereinigten sich die Russen unter Soltykow und die Oesterreicher unter Laudon bei Frankfurt an der Oder. Friedrich der Große übergab das Commando in Schlesien gegen Daun, seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, und flog, nur von einem Detachement Husaren begleitet, herbei, um der hier drohenden Gefahr die Stirne zu bieten.

Am 12. August griff er die Verbündeten bei Kauersdorf an. Sieben Stunden wogte schon der blutigste Kampf, gegen 6 Uhr Abends hielt sich Fried-

rich bereits für den Sieger, als Laudon zu rechter Zeit die Oesterreicher aus dem sogenannten hohlen Grunde hervorbrechen ließ und die Preußen vollständig in Unordnung brachte. Ihr Rückzug artete in förmliche Flucht aus. Die Verluste auf beiden Seiten waren enorm.

Soltykow hatte 16,000 Mann verloren. „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte", sagte er, „so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen."

Die preußische Armee war vollständig aufgelöst. Friedrich der Große schien verloren. Er schrieb an seinen Minister Finkenstein: „Von meiner 48,000 Mann starken Armee habe ich in diesem Augenblicke nicht 3000. Alles flieht. In Berlin wird man wohl daran thun, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Es ist ein entsetzlicher Schlag, ich werde ihn nicht überleben. Die Folgen der Schlacht werden noch schlimmer sein, als die Verluste, die sie bereits gebracht hat. Ich habe keine Hilfsquellen mehr und glaube, daß in der That Alles verloren ist. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Ich sage Lebewohl für immer."

In seinen Werken sagt Friedrich: „Es habe nur von seinen Gegnern abgehangen, jetzt den Krieg zu

beenden, sie hätten ihm nur noch den Gnadenstoß zu geben brauchen."

Soltykow allein dankte er seine Rettung. Dieser leugnete später durchaus nicht, daß er die Schlachten von Kai und Kunnersdorf nur gegen seinen Willen gewonnen habe. Er trug die Schuld daran, daß die Preußen nicht verfolgt wurden und so über die Oder entkommen konnten, ja er ließ Friedrich Zeit, die Flüchtlinge zu sammeln und die Generale Wunsch und Kleist mit ihren Corps an sich zu ziehen, so daß er bereits nach wenigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann stand.

Ebenso weigerte sich Soltykow entschieden, den Oesterreichern zu einer dritten entscheidenden Schlacht seinen Beistand zu leihen. So gingen nicht allein den Verbündeten Rußlands durch die Bornirtheit und Engherzigkeit eines russischen Generals der Sieg und alle an denselben geknüpften Vortheile im siebenjährigen Kriege verloren, sondern Rußland selbst büßte den Ruhm ein, in einem großen europäischen Kriege die Entscheidung gegeben zu haben, und verlor alle jene Früchte, welche ihm nach zwei siegreichen Schlachten in den Schooß fallen mußten.

Dennoch belohnte die Czaarin ihre siegreichen Generale und Soldaten mit seltener Großmuth. Solty-

kow ernannte ſie zum Feldmarſchall, den Fürſten Golizyn zum General en Chef. Alle übrigen Generäle bekamen den Andreasorden. Jeder Soldat erhielt einen ſechsmonatlichen Sold zum Geſchenk und eine Denkmünze als Ehrenzeichen.

Soltykow blieb bis Ende Auguſt bei Frankfurt ſtehen und brach erſt im September nach Schleſien auf. Als Friedrich anrückte, ging er über die Oder zurück, zerſtörte alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden und zog, das Land weithin verheerend, ſengend und plündernd nach Polen zurück.

Am 4. September war in Folge der Niederlage von Kunnersdorf Dresden von den Preußen übergeben und der preußiſche General Fink mit 12,000 Mann bei Maxen von den Oeſterreichern gefangen worden.

Im Jahre 1760 verließ Soltykow ſeine polniſchen Quartiere erſt im Juli, aber auch nur, um nach dem Siege Friedrich's über Laudon bei Liegnitz am 15. Auguſt gleich wieder dahin zurückzukehren.

Ein nach Pommern entſendetes ruſſiſches Corps von 15,000 Mann rückte zur ſelben Zeit vor Kolberg und eröffnete zum zweiten Male in dieſem Kriege die Belagerung dieſer preußiſchen Feſtung. Der Admiral Misakoff war mit 27 ruſſiſchen Kriegsſchiffen an der

preußiſchen Küſte erſchienen und hatte 8000 Mann Verſtärkungen unter General Dimidow ausgeſchifft. Das Feuer begann mit außerordentlicher Heftigkeit, nachdem aber im Verlaufe von vier Tagen, die Feuerkugeln ungerechnet, 700 Bomben in die Stadt geſchleudert worden waren, und die Soldaten der Beſatzung, von den Bürgern muthig unterſtützt, unter dem umſichtigen Commandanten Heyden verzweifelten Widerſtand geleiſtet hatten, erſchien am 18. September, dem 26. Tage der Belagerung, General Werner mit 5000 Mann als Erſatz und die Ruſſen traten einen übereilten Rückzug an.

Neuerdings erhoben die Alliirten Rußlands Klagen in Petersburg gegen die ruſſiſche Kriegsführung. Die Czaarin, deren Leiden ſich von Monat zu Monat ſteigerte, ſendete hierauf Soltykow den Befehl, auf der Stelle wieder vorzurücken, nach dem Plane Daun's durch Schleſien in die Mark einzufallen und Berlin zu nehmen.

Die Ruſſen entſendeten zu dieſer Operation 20,000 Mann unter Tottleben und Tſchernitſchew, die Oeſterreicher 15,000 Mann unter Lacy und Brentano. Tottleben, welcher den ruſſiſchen Vortrab führte, ſetzte ſeinen Ehrgeiz darin, den Oeſterreichern zuvorzukommen, er marſchirte Tag und Nacht und ſtand bereits am

3. October, dem ſechsten Tage des ruſſiſchen Abmarſches aus Schleſien, mit 3000 Mann vor Berlin.

Die preußiſche Königsſtadt, welche damals ſchon mehr als zwei Meilen im Umfange hatte und in keiner Weiſe befeſtigt, jedem feindlichen Angriffe offen lag, war nur von 1200 Mann vertheidigt.

Zwar eilten Prinz Eugen von Würtemberg und der General Hülſen zur Rettung Berlins herbei, aber ſie waren nicht im Stande, dem doppelt ſo ſtarken Corps Tſchernitſchew's Stand zu halten.

Berlin capitulirte.

Dem General Tottleben, welcher einer thüringiſchen Familie angehörte und preußiſcher Officier geweſen war, dankte es die Stadt, daß ſie mildere Bedingungen erhielt, als ihr der Obercommandant urſprünglich aufzulegen gedachte.

Fermor verlangte eine Contribution von vier Millionen Thalern, Tottleben ermäßigte dieſelbe auf 1,500,000 Thaler und 200,000 Thaler für die Truppen, welche an dieſelben vertheilt wurden. Erſt ſechs Tage ſpäter rückten die Oeſterreicher ein. Lacy zeigte ſich über die Milde der Ruſſen ſehr aufgebracht. Als die Ruſſen ihm keines der Thore einräumen wollten, vertrieb er ihre Wache mit Gewalt von dem Halle'ſchen Thore und beſetzte es. Außerdem verlangte er für die

Oesterreicher gleichen Antheil an der Contribution. Tschernitschew ließ hierauf den Oesterreichern drei Thore der Stadt übergeben und 50,000 Thaler ausfolgen. Lacy kümmerte sich aber auch nach diesen Zugeständnissen wenig um die abgeschlossene Capitulation. Derselben entgegen quartierte er mehrere Regimenter in der Stadt ein, welche schlimme Excesse begingen und die Einwohner förmlich plünderten. Bald folgten auch die Kosaken ihrem Beispiel, während die Sachsen die Kunstwerke im Schlosse von Charlottenburg mit einer Barbarei, welche jene der Russen weit übertraf, zerstörten.

Friedrich verließ Schlesien, um seine Hauptstadt zu retten. Soltykow und Fermor, die bei Frankfurt standen, befahlen hierauf Tschernitschew den Rückzug. Am 12. October räumten die Russen Berlin und folgten ihrer Hauptarmee nach Polen, während die Oesterreicher an der Elbe stehen blieben, wo sie von Friedrich und Ziethen angegriffen, im November, nach erbittertem Kampfe die Schlacht von Torgau verloren.

Soltykow wurde in demselben Monate des Commandos enthoben, welches der greise Feldmarschall Graf Buturlin übernahm. Den Winter über blieb er eben so unthätig, als seine Vorgänger. Erst am 27. Juni 1761 verließ er Posen, nachdem er vorher

den des Einverständnisses mit dem Könige von Preußen beschuldigten General Tottleben in Ketten geschlossen nach Petersburg geschickt hatte.

Am 12. August vereinigten sich die Russen unter Buturlin 70,000 Mann stark und die Oesterreicher unter Laudon 60,000 Mann stark bei Striegau in Schlesien.

Friedrich hatte nur 50,000 Mann, mit denen er keine Schlacht wagte, sondern sich bei Baugelwitz verschanzte. An Burturlin's Unentschiedenheit scheiterte so lange jede größere gemeinsame Action der Verbündeten, bis Mangel an Proviant eintrat, worauf die russische Hauptarmee nach Polen abzog. Nur 20.000 Mann unter Tschernitschew blieben zurück. Dies befreite die Preußen aus ihrer verzweifelten Lage, in der sie nahe daran waren, zu verhungern. Friedrich zog sich in der Absicht, den verfolgenden Oesterreichern in günstiger Stellung eine Schlacht zu liefern, zurück, aber Laudon folgte ihm nicht, sondern überfiel im Verein mit Tschernitschew die Festung Schweidnitz mit solcher Kühnheit und Genialität, daß der Commandant derselben, Zastrow, sich in der Nacht des 10. Octobers ohne Capitulation ergeben mußte. Die Folge dieses Handstreichs war die Eroberung von ganz Oberschlesien.

In Pommern hatten indeß die Ruſſen Kolberg zum dritten Male eingeſchloſſen. Romanzow belagerte die Feſtung von der Landſeite mit 27,000 Mann, während eine ruſſiſche Flotte, zu der eine ſchwediſche Escadre ſtieß, den Hafen blokirte.

Am 13. December wurde der preußiſche Commandant Heyden zum zehnten Male zur Uebergabe aufgefordert und ſah ſich am 16. December, wegen Mangel von Lebensmitteln, endlich nach viermonatlicher tapferer Vertheidigung gezwungen zu capituliren.

Vierzehntes Kapitel.

Winterfreuden.

In dem Maße als in den letzten Jahren das Leiden der Kaiserin zugenommen und sie immer mehr an das Zimmer gefesselt hatte, war ihr Verhältniß zu ihrem Sklaven und Gemahl, Alexis Rasumowski, immer inniger und herzlicher geworden.

Elisabeth konnte den treuen edlen Mann endlich gar nicht mehr entbehren, sie lebte nur noch mit ihm und in ihm und es war, als sollte ihr der Abend ihres Lebens an seiner Seite jene echten Freuden bringen, welche sie zur Zeit ihres vollen Glanzes und auf der Höhe des Daseins, theils in Folge äußerer Verhältnisse, theils durch ihre eigenen Leidenschaften in einem Wirbel von sinnlichen Genüssen festgehalten, vergebens gesucht hatte.

Und jetzt erst konnte sie den vollen reinen Werth dieses Mannes, den sie so grenzenlos liebte, ja anbetete, ganz erkennen, erfassen, würdigen. Während alle Anderen, täglich das Ende der Czaarin erwartend, zum Theil sogar hoffend, sich der neuen Sonne Katharina zuwendeten, war Rasumowski ihr allein treu geblieben und sie, die sonst nur im Lärm phantastischer Feste, im Wechsel olympischer Launen Genüge gefunden hatte, vermißte sie alle nicht und empfand das Alleinsein mit ihm als eine hohe Gunst des Geschicks.

Sie war in der letzten Zeit so bequem geworden, daß die einst so kokette Frau sich nicht einmal die Mühe nehmen wollte sich anzuziehen. Wenn sie Personen ihres Hofes oder fremde Gesandte bei sich empfing, mußten ihre Kammerfrauen ihr die Kleider mit Nadelstichen anheften und dann wieder rasch mit der Scheere herabtrennen. Sie war verwöhnt und launisch und ihre Umgebung beklagte sich oft über die ungerechten Ansprüche, welche sie jetzt bei jeder Gelegenheit erhob; Rasumowski wurde jedoch nicht müde sie zu bedienen, jeden ihrer noch so bizarren Wünsche zu befriedigen, und sie war so glücklich, wenn sie sah, wie ihr Gemahl sein höchstes Vergnügen darin fand, jedem ihrer Winke zu gehorchen und mit einer Begeisterung,

welche nichts zu dämpfen im Stande war, auch jetzt noch zu ihren Füßen lag als ihr Sklave.

Dagegen ließ sie sich jetzt von ihm in allen öffentlichen Angelegenheiten leiten und die Entschiedenheit der russischen Politik in den letzten Jahren ihrer Regierung, die Energie, mit der sie in die Kriegsführung ihrer Generale eingriff, waren eben so sein Werk, wie die wohlthätigen Verbesserungen, welche im Innern stattfanden. Jede Siegesnachricht, welche im Verlaufe des siebenjährigen Krieges eintraf, war ein Triumph für sie Beide und sie feierten ihn ohne äußeren Pomp, aber darum nicht minder festlich, zusammen in der herzlichen Eintracht von Eheleuten, welche noch in dem letzten Jahre ihres Bundes nicht aufgehört haben, Liebende zu sein.

Auch an dem geistigen Leben ihrer Zeit nahm Elisabeth jetzt lebhaften Antheil. Musik und Poesie trugen nicht wenig zu den Winterfreuden ihrer letzten Tage bei. Graf Iwan Suwalow — nach Voltaire der gebildetste Mann des damaligen Rußlands — forderte, durch französische Geschichtswerke angeregt, auch seinem Vaterlande ein ähnliches Denkmal zu setzen, den großen französischen Literaten auf, eine Geschichte Peter des Großen zu schreiben. Die Kaiserin ging mit Wärme auf die Vorschläge Suwalow's ein, auch

ſie freute ſich, ihren großen Vater durch eine ſo illuſtre Feder würdig geſchildert zu ſehen und befahl zu dieſem Zwecke alle Archive zu öffnen. Schon im Jahre 1759 konnte Suwalow Voltaire die nöthigen Documente liefern, nach denen er ſpäter ſein berühmtes Buch verfaßte.

Mit dem Beginn des Winters 1761 fühlte ſich Eliſabeth wohler, ja es ſchien, als ſollte ſie ſich noch einmal einer vollkommenen Geneſung erfreuen, aber ſie war weit entfernt davon die wieder gewonnene Friſche und gute Laune in dem Sinne zu benützen, wie die fröhlichen Jahre ihrer Jugend. Sie ſchloß ſich noch enger an das treue Herz ihres Gemahls und zeigte ihrer übrigen Umgebung, welche ſich ihr jetzt von Neuem ſchmeichelnd und huldigend näherte, nur Verachtung und Gleichgültigkeit. Jeder Zwang, jede Etiquette war aus ihrem Palaſte für immer verbannt. Ein reiches Negligée trat an die Stelle der Staatskleider. Im weiten fließenden Seidengewande und einem zugleich prächtigen und langen Schlafpelz, lag ſie von Früh bis Abends in den Polſtern ihrer Ottomane ausgeſtreckt, während ihr Gemahl ihr die Zeit zu vertreiben ſuchte, und ſo verkehrte ſie jetzt auch mit der ganzen übrigen Welt. Selten nur wurden Miniſter oder Botſchafter vorgelaſſen, in der Regel mußten ſie Raſumowski zu ihrem Sprachrohr wählen.

Täglich, nachdem ſie ſich angekleidet und ihr Frühſtück genommen, erſchien er bei ihr, um die Staatsgeſchäfte mit ihr zu erledigen, dann machten ſie eine Spazierfahrt im Schlitten, wobei er ſelbſt die Pferde lenkte und ſie an ſeiner Seite ſaß; nach der Tafel ſchlief ſie, dann ſpielten ſie Karten oder machten Muſik, oder er las ihr vor und endlich plauderten ſie und er ſaß zu ihren Füßen oder ſie hielt ihn umſchlungen und ließ ihr Haupt in ſtiller Befriedigung an ſeiner Bruſt ruhen.

So lag ſie am Abende des 4. Januar 1762 in ſeinen Armen. Beide ſchwiegen, denn ſie waren beide glücklich wie nie zuvor. Tiefe Stille herrſchte im Palaſte, im Gemach, nur die maſſive Uhr, die auf dem Kamine ſtand, pickte einförmig und hie und da ſang der Wind in dem Schornſteine.

Plötzlich richtete ſich die noch immer ſchöne Frau auf und heftete ihre großen wunderbaren Augen mit einem ſeltſamen Ausdruck auf den Mann ihres Herzens.

„Ich werde nicht mehr lange leben", murmelte ſie, „ich habe heute Nacht geträumt, daß ich in den Himmel geflogen bin. Mir war ſo wohl, ſo frei dabei, aber es bedeutet nichts Gutes."

„Wie kommſt Du auf einen ſolchen Gedanken?"

ſagte ihr Gemahl. „Jetzt wo Du, Gott ſei es gedankt, wieder in voller Kraft und Schönheit vor uns ſtehſt.“

„Denke daran, ich habe es Dir geſagt“, fuhr die Czaarin fort, „und Du wirſt bald erfahren, daß meine Ahnung mich nicht betrogen hat“

„Welcher Trübſinn —“

„Ich bin nicht verſtimmt, Du ſiehſt es, im Gegentheil, ich war nie wahrhaft glücklich in meinem Leben, jetzt bin ich es, mit Dir und in Deiner Liebe, es wird mich ſchmerzen, ſehr ſchmerzen, wenn ich Dich verlaſſen muß, aber es wird doch ſein müſſen, und deshalb —“ ſie hielt einen Augenblick inne.

„Was wollteſt Du ſagen?“

„Deshalb ſollſt Du es heute noch hören, was ich Dir morgen vielleicht nicht mehr ſagen kann“, fuhr ſie fort und mit einer Aufwallung ihres ganzen Herzens umſchlang ſie Raſumowski und küßte ihn unter heißen Thränen. „Wenn ich Gott danke, ſo danke ich ihm weder für den Thron, den er mir geſchenkt noch für die Siege, die er meinen Waffen gegeben, noch für ſonſt etwas, nur dafür danke ich ihm jeden Abend, ehe ich die Augen ſchließe, daß er mich Dich finden ließ. Du haſt mich erhoben, veredelt, mich meine Pflichten gegen mein Volk erfüllen, wie meine häßlichen Leiden-

ſchaften beherrſchen gelehrt und Du haſt mich glücklich gemacht, wie es noch kein Weib war —“

Sie konnte nicht weiter ſprechen, ein ſeliges Weinen erſtickte ihre Stimme, Raſumowski ſank vor ihr auf die Kniee und umſchlang ſie in ſtummer dankbarer Liebe. Wieder war es ſtill im Palaſte, im Gemach, nur das Feuer ſang eintönig fort im Kamin.

Fünfzehntes Kapitel.

Die letzte Stunde.

Am folgenden Morgen wurde die Kaiserin mit der Siegesnachricht von Kolberg geweckt; sie beschied sofort Rasumowski zu sich und als er in ihr Schlafgemach trat, flog sie ihm mit aller Lebhaftigkeit der Jugend entgegen, ergriff ihn mit beiden Händen am Kopfe und küßte ihn. „Da — lies“, rief sie dann, „ein neuer Triumph. Kolberg ist eingenommen.“

Während ihr Gemahl die Depesche überflog, fuhr sie erregt fort: „Nun wollen wir den Krieg erst recht mit aller Kraft fortsetzen, nicht wahr mein Freund, und kein Opfer scheuen, bis dieser heuchlerische treulose König von Preußen gedemüthigt und der Einfluß Rußlands in allen Angelegenheiten Europas für immer gesichert ist.

Rasumowski stimmte ihr erfreut zu und besprach sofort eine Reihe von Befehlen, welche er an die Generale Buturlin und Romanzow zu richten für nöthig hielt. Elisabeth erklärte sich mit allem einverstanden und Rasumowski entfernte sich, um die Depeschen ausfertigen zu lassen. Die Czaarin speiste dann mit ihm und unterhielt sich während des Essens auf's Beste, sie lachte, plauderte und neckte ihn. Als sie aufstand, um wie gewöhnlich ein wenig zu ruhen, und Rasumowski im Begriffe war sich zu empfehlen, sagte er plötzlich, indem er sie mit einem liebevollen Lächeln betrachtete: „So heiter, schön und wohl wie heute habe ich Dich lange nicht gesehen."

„Am Ende wirst Du noch von Neuem in mich verliebt", scherzte Elisabeth.

„O! das wäre unmöglich! —"

„Wie?"

„Denn ich habe noch nie aufgehört es zu sein." Er küßte galant ihre Hand und als sie ihm lächelnd ihre schönen vollen Lippen darbot, küßte er sie auf den Mund und ging dann, um die Couriere zu expediren.

Als es dunkel geworden und er mit den Geschäf- zu Ende war, ging er zu Fuße aus dem Ministerium in den Winterpalast. Vor demselben angelangt, traf er eine Menschenmenge, welche sich erregt besprach.

„Was ist geschehen?“ fragte er.

„Die Kaiserin ist soeben gestorben“, sagte ein Soldat der Garde.

Rasumowski eilte nun so rasch er nur konnte in den Palast und die Treppe hinauf. Im Vorsaal traf er die Gräfin Suwalow. „Wir haben soeben nach Ihnen geschickt“, rief sie ihm entgegen, „ein neuer plötzlicher Anfall, die Czaarin ist sehr erkrankt.“

Als er an ihr Lager trat, auf dem sie, mit ihrem rothen Hermelinpelz bedeckt, gleich einer sterbenden Despotin Asiens lag, konnte sie nicht mehr sprechen, sie schlug die Augen zu ihm auf und als sie ihn erkannte, bewegte sie leise die Lippen und ihre Finger suchten seine Hand zu fassen.

Er schloß sie in seine Arme. Das Haupt an seine Brust gebettet, von seinen heißen Thränen überströmt, starb sie am 5. Januar 1762.

Kaum hatte sie die Augen für immer geschlossen, so begaben sich schon die Großen des Reichs, die Behörden, der Senat, der Synod, die Minister und Generale zu dem Thronfolger, welcher in den Palast geeilt war, um ihm zu huldigen. Dann wurde in der Hofcapelle durch den Staatsrath Volkoff feierlich das Manifest Peter III. verlesen, in welchem er den Prin-

zen Iwan als einen Uſurpator, ſich aber als den rechtmäßigen Erben des ruſſiſchen Thrones bezeichnete und „in allen Stücken in die Fußſtapfen des weiſen Monarchen Peter des Großen, ſeines Großvaters, zu treten und ſolchergeſtalt das Wohl ſeiner getreuen Unterthanen noch mehr emporzubringen“ verſprach.

Der Erzbiſchof von Nowgorod, Setſchin, erwiderte im Namen der anweſenden Vertreter des Reiches: „Kaiſer Peter Feodorovitſch, Ebenbild Peter des Großen, ſowol dem Namen als auch der That nach, wir bringen Dir, was ſchon Dein iſt. Beſteige den ſouverainen erblichen Thron Deiner Vorfahren, der Dir bereits im Jahre 1742 durch unſeren Eid verſichert worden und deſſen rechtmäßigen Beſitz Europa und Aſien Dir zuerkannt.“

Als der Gottesdienſt zu Ende war, eilte der Czaar Peter III. die letzten Befehle ſeiner Vorgängerin zu widerrufen. Vergebens trat Raſumowski mit aller jener Unerſchrockenheit, welche er, wo es das Wohl ſeines Vaterlandes galt, ſtets bewieſen, vor ihn hin und ſtellte ihm vor, daß das Intereſſe Rußlands eine energiſche Fortſetzung des Krieges verlange.

„Was iſt Rußland“, ſpottete Peter III., während er mit ſeiner Reitpeitſche im Tact auf ſeinen Stiefel ſchlug. „Vor zwei Stunden hieß es noch Eliſabeth

Petrowna, jetzt heißt es Peter III. Die Czaarin hat mit Preußen Krieg geführt, weil der König von Preußen boshafte Epigramme auf sie verfaßt hat, ich schließe Frieden mit Friedrich dem Großen, weil ich ihn bewundere und verehre wie keinen zweiten Menschen auf der Erde und weil ich die Ehre habe, Capitain in seiner Armee zu sein und daher unmöglich gegen meinen General die Waffen führen kann."

Er sendete auf der Stelle Couriere an die im Felde stehenden Generale ab, welche ihnen den Befehl überbrachten, sofort nach Empfang desselben alle Feindseligkeiten gegen Preußen einzustellen und einen dritten direct an den König, welcher demselben den Frieden überbrachte.

So wurde Friedrich der Große durch den russischen Thronwechsel unerwartet gerettet.

Nachdem der neue Czaar die ersten Proben seiner selbstsüchtigen und willkürlichen Regierung gegeben hatte, nahm er mit dem Generalfeldmarschall Fürsten Trubetzkoi zuerst im großen Saale des Palastes der Leibcompagnie den Eid ab und dann den vor dem Palaste aufgestellten Garde- und Feldregimentern.

Während der neue Herrscher zu Pferde bei Fackelschein vor der Fronte der Regimenter erschien, welche unter klingendem Spiel das Gewehr präsentirten und

die Fahnen ſenkten und lauter Jubel von unten herauf erſcholl, lag die todte Czaarin, von Allen verlaſſen, die ihr gedient und gehuldigt, auf ihrem Sterbebette.

Nur eine einzige kleine Lampe brannte in dem ſtillen Gemach, und warf ihr unſtetes rothes Licht auf das bleiche Antlitz eines Mannes, der zu den Füßen der Todten kniete und betete. — Dieſer Mann war Alexis Raſumowski.

Sechzehntes Kapitel.

Epilog.

Ein halbes Jahr ſpäter war Peter III. durch ſeine Gemahlin geſtürzt, welche, nachdem Orlow ihn im Kerker erwürgt hatte, als Katharina II. den ruſſiſchen Thron beſtieg. Ihre Schwächen ſind bekannt, während ihren großen Seiten noch immer nicht jene Bewunderung zu Theil wird, welche ſie verdienen Sie war es, die, trotzdem ihr Privatleben die Mit- und Nachwelt herausforderte, die Weltmacht Rußlands begründete, von ihr datirt eine neue Zeit, ſie war eben ſo groß in ihren inneren Reformen wie in ihrer äußeren Politik.

Vergebens ſuchte ihr Günſtling Orlow ſie von ſeinem Willen abhängig zu machen, ſie benützte ſeinen Arm, um die Krone zu erringen, als ſie jedoch die

Macht, nach der sie mit unbändiger Herrschsucht gestrebt, wirklich errungen hatte, war sie weit davon entfernt, dieselbe mit Jemandem zu theilen und ließ Orlow nur zu bald fühlen, daß er nicht viel mehr als ihr Sklave sei. Eben so scheiterten alle Versuche Orlow's, sie zu einer Ehe mit ihm zu bestimmen.

Viele Jahre waren seit dem Tode Elisabeths vergangen, als Orlow eines Abends die gute Laune der Kaiserin benützte, um ihr seinen heißen Wunsch von Neuem vorzutragen. Katharina runzelte die Stirn ein wenig und gab ihm zuerst gar keine Antwort. Als aber Orlow ihr gegenüber auf die geheime Vermählung der Czaarin Elisabeth mit dem Grafen Alexis Rasumowski hinwies und von den Documenten sprach die jener darüber besitze, blitzte in dem Kopfe Katharina's ein Gedanke auf, der ihr die Mittel an die Hand zu geben versprach, Orlow für immer abzuweisen.

„Wenn es wahr ist, daß die Kaiserin Elisabeth sich mit Alexis Rasumowski vermählt hat und dieser es durch Documente beweisen kann", sagte sie mit einem feinen Lächeln, „will ich mich nicht länger weigern, Dir meine Hand zu reichen, Orlow."

„Ist dies Dein Ernst, Katharina?" rief dieser vor Glück strahlend.

„Du hast mein Wort."

Orlow warf sich vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen, ihm entging das spöttische siegesgewisse Lächeln Katharina's. Sie kannte Rasumowski und auf sein edles treues Gemüth baute sie ihren Plan. Er hatte sich gleich nach dem Tode Elisabeths ganz von dem öffentlichen Leben und dem Hofe zurückgezogen und lebte einsam und menschenscheu mitten in dem Lärm, Glanz und Getriebe der Hauptstadt nur sich und seinen Erinnerungen. Ein echter Kleinrusse, war er seiner Heimath, welche er eben so sehr liebte wie er die Czaarin geliebt hatte, in Allem treu geblieben, in seiner Lebensweise, seiner Gastfreundschaft, seinem schlichten herzlichen Wesen. Petersburg sah er nur dann, wenn er zur Kirche fuhr.

„Ich glaube nicht, daß die Vermählung der Kaiserin Elisabeth mit Alexis Rasumowski wirklich stattgefunden hat, wie man im Auslande schreibt", sagte Katharina II. am folgenden Tage zu Orlow, „vor Allem zweifle ich, daß Documente darüber existiren, da aber Graf Rasumowski noch lebt, wollen wir ihn selbst fragen." Sie dictirte hierauf dem Grafen Woronzoff einen Ukas, in welchem sie zum Andenken an ihre unvergeßliche Tante, die Czaarin Elisabeth Petrowna, dem mit ihr vermählt gewesenen Fürsten Rasumowski den Titel kaiserliche Hoheit verlieh.

Mit dieſem Actenſtücke ſandte ſie Woronzoff zu dem alten treuen Mann und ließ denſelben bitten, er möge die auf ſeine Ehe mit der Czaarin Eliſabeth bezüglichen Schriftſtücke vorlegen. Woronzoff fuhr eine Stunde ſpäter bei dem kleinen hölzernen Palaſte Raſumowski's vor. Derſelbe ſchien ausgeſtorben. Es brauchte lange Arbeit mit dem ſchweren eiſernen Thürklopfer, ehe eine Art Koſak kam, das Thor öffnete und den Abgeſandten der Monarchin zu ſeinem Herrn führte.

Als Woronzoff eintrat, ſaß Raſumowski in einem langen dunklen Rocke, der das Ehrwürdige ſeiner Erſcheinung noch erhöhte, in einem Lehnſtuhl am Kamin, in welchem ein mächtiges Feuer brannte und las in einer kleinruſſiſchen Bibel Kiew'ſchen Druckes. Als er Woronzoff erblickte, glitt ein leiſes ſanftes Lächeln über ſein Geſicht und er begrüßte ihn mit einem freundlichen Kopfnicken, während er ihm zugleich einen Stuhl neben ſich anwies.

„Ihre Majeſtät, unſere allergnädigſte Kaiſerin Katharina II., ſendet mich zu Euer Excellenz", begann Woronzoff.

Raſumowski ſah ihn erſtaunt an, ſagte jedoch kein Wort.

„Es iſt eine ſehr zarte Angelegenheit", fuhr Wo-

ronzoff fort. „Ihre Majeſtät beweiſt, indem ſie ſich in derſelben an Sie wendet, wie unbegrenzt ihr Vertrauen und ihre Hochachtung für Sie, Herr Graf, iſt. Die Kaiſerin ſelbſt hat mich beauftragt, in ihrem Namen dieſe Ausdrücke zu gebrauchen. Graf Orlow behauptet, daß die verewigte Kaiſerin Eliſabeth mit Ihnen im Geheimen vermählt war. Iſt dies in der That ſo, dann iſt Ihre Majeſtät entſchloſſen, das Andenken ihrer Tante zu ehren, indem ſie Sie zum Fürſten erhebt und Ihnen den Titel kaiſerliche Hoheit verleiht. Hier das bezügliche Actenſtück.“

Raſumowski nahm es und las es genau durch, dann gab er es Woronzoff zurück, erhob ſich und ging zu einer Commode, auf der ein mit Silber beſchlagenes und mit Perlmutter ausgelegtes Kiſtchen aus Ebenholz ſtand, ſuchte den Schlüſſel zu demſelben, öffnete es und holte aus einem geheimen Fache ein Päckchen Papiere, das in Roſaatlas eingehüllt war.

Nachdem er die Papiere herausgenommen, legte er den Atlas wieder in das Käſtchen und fing an die erſteren zu leſen, wobei von Zeit zu Zeit ein ſelig wehmüthiges Lächeln ſein ernſtes friedliches Antlitz überflog.

Als er zu Ende war, küßte er die Papiere, blickte mit Thränen in den Augen zu den heiligen Bildern,

welche die eine Wand seines Gemaches gleich der Isba eines kleinrussischen Bauers schmückten, bekreuzte sich, trat langsam zum Kamin und warf dann die Papiere in das Feuer.

Bisher hatte er kein Wort gesprochen.

Als die Papiere verkohlt waren, setzte er sich wieder in den Lehnstuhl und begann:

„Ich war nur ein treuer Diener der hochseligen Kaiserin Elisabeth Petrowna, die mich, ohne daß ich es verdient hatte, mit Wohlthaten überhäuft hat.

Ich habe nie vergessen, aus welch' niedrigem Stande ich durch ihre Hand zu den höchsten Ehrenstellen emporgehoben worden bin. Ich habe sie angebetet als huldvolle Mutter von Millionen und mich nie erkühnt, an nähere Beziehungen zu ihr nur zu denken. Hundertfältig demüthige ich mich in der Erinnerung an die Vergangenheit, und lebe in der Zukunft, welcher Niemand zu entrinnen vermag, und im Gebet.

Hätte aber das, wovon Sie eben mit mir sprachen, wirklich stattgefunden, so seien Sie überzeugt, daß ich nie die Eitelkeit besessen hätte, etwas einzugestehen, was dazu dienen könnte, auf die Unvergeßliche einen Schatten zu werfen.

Ich besitze keine Documente.

Melden Sie dies Ihrer Majeſtät. Möge ſie geruhen, mir, dem Greiſe, der keine irdiſche Ehre mehr begehrt, ihr Wohlwollen zu erhalten. Wenn es wirklich Vermeſſene giebt, deren Ehrgeiz die höchſte Stufe irdiſcher Größe zu erreichen ſucht, ſo iſt es dagegen unſere Pflicht, alles zu vermeiden, was dieſelben in ihren Beſtrebungen unterſtützen könnte."

Als Woronzoff dies Alles Wort für Wort der Kaiſerin meldete, ſchwieg Katharina einen Augenblick, dann ſprach ſie bewegt: „Das habe ich von Raſumowski, von der den Kleinruſſen eigenen edlen Selbſtverleugnung erwartet." —

Schluß.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

Graf Ulrich Baudissin, Der Lebensretter. Humoristischer Roman. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

August Becker, Das Thurmkätherlein. Roman aus dem Elsaß. 4 Bde. Preis Thlr. 4.

Ernst Freiherr v. Bibra, El paso de las animas. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 10.

M. E. Braddon, Die Lovels auf Arden. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

Robert Byr, Nomaden. 5 Bde. Preis Thlr. 4.

Robert Byr, Wrak. Zwei Erzählungen. 4 Bde. Preis Thlr. 3 15.
Inhalt: Trümmer. Zwei Tage aus einem Menschenleben. 2 Bde.
Der Tuwan von Panawang. 2 Bde.

Wilkie Collins. Die Frau in Weiß. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. Dritte Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Wilkie Collins, Mann und Weib. Autorisirte Ausgabe. 6 Bde. Preis Thlr. 4 20.

Wilkie Collins Fräulein oder Frau. Autorisirte Ausgabe. 1 Bd. Preis 25 Ngr.

Wilkie Collins, Armadale. 6 Bde. Autorisirte Ausgabe. Preis Thlr. 4.

Wilkie Collins, Ein tiefes Geheimniß. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

A. B. Edwards, Debenham's Gelübde. Aus dem Englischen von Anna Wünn. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

Karl Frenzel, Geheimnisse. Novellen. 2 Bde. Thlr. 2.

Karl Frenzel, Lucifer. Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit. 5 Bde. Preis Thlr. 4. 15.

Julius Grosse, Der neue Abälard. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 22½

Hannah. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 2.

Herrin und Dienerin. Von der Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 10.

Fr. Hilarius, Non possumus. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Edmund Höfer, In der Welt verloren. Zweite Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Edmund Höfer, Zur linken Hand. Novelle. 1 Bd. Preis Thlr. 1.

Digitized by Google